



e r l e b n i s w e l t e n 7

barbara staub^!

junge fraue n un d männ^!

in Jugendkulture }

Selbstinszenierungen unã

handlungspotentiale

leske +
budrich

Barbara Stauber
Junge Frauen und Männer
in Jugendkulturen

Erlebniswelten

Herausgegeben von

Winfried Gebhardt

Ronald Hitzler

Franz Liebl

Band 7

Barbara Stauber

Junge Frauen und Männer in Jugendkulturen

Selbstinszenierungen
und Handlungspotentiale

Leske + Budrich, Opladen 2004

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier.

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme

Ein Titeldatensatz für die Publikation ist bei Der Deutschen Bibliothek erhältlich

ISBN 3-8100-3968-3

© 2004 Leske + Budrich, Opladen

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Druck: DruckPartner Rübelmann, Hemsbach

Technisches Lektorat: Bettina Endres

Printed in Germany

Danke

allen jungen Frauen und Männern, die mich hineingenommen haben in ihre Welten, mir vertrauensvoll Einblick und Auskunft gegeben haben, den Kollegen und Kolleginnen von IRIS und TIFS für ihre Bereitschaft, zu lesen, mitzudenken, zu diskutieren,

allen, die mir während dieser letzten Jahre Kraft gegeben haben - Bernhard, Carola, Ulla, Andy und David,

danke Andreas für seine Begleitung - fachlich und ins Feld.

Diese Arbeit wurde ermöglicht durch ein Habilitationsstipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft.

Inhalt

Teil A.

Selbstinszenierungen junger Frauen und Männer - der theoretische Zugang

1.	Jugendkulturelle Selbstinszenierungen - theoretische Annäherungen	13
1.1	Vorbemerkung und Untersuchungsanlässe: Selbstinszenierungen junger Erwachsener in Übergängen.....	13
1.1.1	Junge Erwachsene in Übergängen - Zur Präzisierung des analytischen Rahmens.....	14
a.	Die gewandelte Struktur von Übergängen.....	14
b.	Inhaltliche Bezugspunkte von Übergängen: biografische Übergangsthemen.....	17
c.	Junge Erwachsene als Akteurinnen und Akteure dieser Übergänge.....	25
1.2	Ein anderer Weg, gesellschaftliche Entwicklungen zu begreifen.....	26
1.3	„Den Wechsel im Blick“.....	36
a.	Das Konzept der Dualität von Struktur: seine Brauchbarkeit, seine notwendigen Ergänzungen.....	37
b.	Der feministische Ansatz: die Kritik an patriarchalen Abspaltungen.....	40
c.	Die Hierarchie der Bedeutungen: was findet soziologische Aufmerksamkeit?.....	45
2.	Selbstinszenierungen als theoretischer und empirischer Zugang zu einer Handlungstheorie sozialer Integration	50
2.1	Selbstinszenierungen und ihre Doppelwertigkeit.....	52
2.2	Selbstinszenierungen als imaginäre Lösungen für Konflikte im Übergang.....	56
3.	Zur Operationalisierung der Fragestellung: Vier Dimensionen von Selbstinszenierungen	63
3.1	Handlungsgemeinschaften.....	64
3.2	Körper: der „verkörperte Sinn“.....	65
3.3	Räume.....	66
3.4	Identitäten - Lernen.....	67
4.	Selbstinszenierungen als methodologischer Zugang zum Verständnis riskanter Übergänge	69
4.1	Hermeneutische Ausgangspunkte: Die Prinzipien des Verstehens im Rahmen einer feministischen Methodologie.....	69

4.2	Methodische Konsequenzen für die empirische Untersuchung	74
4.2.1	Zur Untersuchungsgruppe.....	75
4.2.2	Räumliche Eingrenzung.....	76
4.2.3	Die Methode: Das themenzentrierte Interview mit biografischen Elementen.....	77
4.2.4	Begründungen für diese methodische Entscheidung im Kontext des Ansatzes „Selbstinszenierungen“.....	78
4.2.5	Themenfelder der Interviews.....	80
4.2.6	Zur Auswertung der Interviews.....	81
4.3	Gegenstandsbegründete Theoriebildung.....	82

TeilB

Selbstinszenierungen junger Frauen und Männer - der empirische Zugang

	Darstellungsfragen und Leseanleitungen.....	83
	Die Akteure und Akteurinnen in Kurzportraits.....	84
5.	Selbstinszenierungen in Handlungsgemeinschaften	86
5.1	Das familiäre Setting: tribe? family?.....	87
5.1.1	Dynamische Weiterentwicklung - flexibler Bestand	95
5.2	Das professionelle Netzwerk: die „Lebensstilunternehmer und -Unternehmerinnen“.....	99
5.3	Das lose Setting: die Party, der Rave.....	115
5.3.1	Imaginiert oder Real? Zur Partygemeinschaft als postmoderner Gemeinschaft.....	120
5.4	Strukturierendes Prinzip und Ressource in den drei Vergemeinschaftungsformen: Individualisierte Systeme sozialen Kapitals.....	121
5.5	Zusammenführung.....	124
6.	Selbstinszenierungen der Körper und „embodied meanings“	129
6.1	Erlebnisdimension Körper: „es tanzt dich“.....	131
6.2	Gestaltungsdimension Körper: auffallen und sich wohlfühlen	136
6.3	Körper-Balancen.....	141
6.4	Geschlechter-Körper.....	144
6.5	Zusammenführung.....	148
7.	Selbstinszenierungen und das Schaffen von Räumen	154
7.1	Szenen und Räume.....	157
7.2	Identitäten und Räume.....	162
7.3	Raum-Dynamiken.....	166
7.4	Körperliche (Frei-)Räume: Räume als Bühnen für Selbstinszenierung... ..	169
7.5	Zusammenführung: Die Gestaltung von Bühnen für die Selbstinszenierung der Community.....	173

8.	Identität - die postmoderne Wiederkehr eines modernen Problems	178
8.1	Identität und Darstellbarkeit: Die Klammer um Disparates.....	184
8.2	Identität und Zugehörigkeit: Selbstsichten als vielfältig Dazugehörnde.....	185
8.3	Identität und Bedürftigkeit: Selbstsichten als Angewiesene.....	189
8.4	Balancierende Identitäten: Selbstsichten als Lernende.....	193
8.5	Identität und Geschlecht: Selbstsichten im Geschlechterverhältnis.....	196
8.6	Selbstsichten im Übergang: Zwischen Jugend und Erwachsensein.....	203
8.7	Berufliche Identitäten als Suchprozesse: Selbstsichten als Suchende im Übergang.....	208
8.8	Zusammenführung: Wodurch werden Selbstinszenierungen identitätsrelevant?.....	212

TeilC

Selbstinszenierungen junger Frauen und Männer - fünf

Ergebnisebenen

Ergebnisebene 1: Jugendkulturelle Selbstinszenierungen junger Frauen und Männer- zu einer subjektbezogenen Handlungstheorie des Übergangs.....	218
Ergebnisebene 2: Die Bedeutung jugendkultureller Selbstinszenierungen im Hinblick auf eine Theorie sozialer Integration - ein Systematisierungsvorschlag.....	227
Ergebnisebene 3: Jugendkulturelle Selbstinszenierungen im modernisierten Geschlechterverhältnis.....	242
Ergebnisebene 4: Generationenthemen in der Untersuchung jugendkultureller Selbstinszenierungen.....	251
Ergebnisebene 5: Was folgt hieraus für eine sozialpädagogisch motivierte Jugend- und Übergangsforschung?.....	255
Literatur	267

Was die Leserinnen und Leser erwartet:

Diese Arbeit richtet den Spot auf die Bühnen jugendkultureller Selbstinszenierung - also die Orte und Aktionsfelder, in denen junge Frauen und Männer ein ganz spezifisches Handlungspotential entfalten: anhand von Anlässen, die ihre eigenen sind, in Zusammenhängen, die sie weitgehend selbst bestimmen, hochmotiviert durch das, was sie hier bewirken und gestalten können und nicht zuletzt durch die Anerkennung und den sozialen Halt, die sie sich hierdurch organisieren. Die spezifischen Qualitäten von Erlebniswelten, die ja Gegenstand der Reihe sind, zu der diese Untersuchung einen Beitrag leistet, kommen im jugendkulturellen Zusammenhang zum Tragen - vor allem im Akt der Selbstgestaltung. Und dies wiederum macht solche selbstkreierten Erlebniswelten so interessant für den biografischen und gesellschaftlichen Kontext, in dem sie stehen: dem der Übergänge ins Erwachsenwerden: Hier, in diesen jugendkulturellen Handlungsfeldern, scheint es kein Orientierungs- und Motivationsproblem junger Frauen und Männer zu geben, hier scheinen sie ganz im Gegenteil eine Antwort gefunden zu haben auf das strukturelle Orientierungsdilemma spät-moderner Übergänge von der Jugend ins Erwachsensein. Welche Art von Antwort dies ist und welche Tragweite sie hat in biografischer Hinsicht, aber auch im Hinblick auf die großen Themen sozialer Reproduktion und Innovation, darum geht es hier.

Es ist dies der Versuch einer gegenstandsbegründeten Theoriebildung: Der erste Schritt wird theoretisch getan, aus diesem heraus wird die Methode für den zweiten Schritt entwickelt, mit dem die jungen Akteure und Akteurinnen und ihre Sichtweisen ins Zentrum rücken. Diese füllen den theoretischen Rahmen und machen es möglich, ihn zu verändern und weiterzuentwickeln.

Mit dieser Grobstruktur gliedert sich die Arbeit in drei große Teile:

Teil A umfaßt erstens das Theoriekapitel, das die theoretischen Vorüberlegungen und Perspektiven auf das Thema erarbeitet, zweitens das Kapitel „jugendkulturelle Selbstinszenierungen“, mit dem der analytische und forschungspraktische Gehalt des Konzepts der Selbstinszenierungen ausgeleuchtet wird, drittens ein kurzes Kapitel, das diese Überlegungen im Hinblick auf die Untersuchung operationalisiert, und viertens das Methodenkapitel, das die doppelte Untersuchungsstrategie erläutert und das Vorgehen im empirischen Teil transparent macht. Als Methodologie - sprich: als analytische Begründung für die Methoden - gehört es noch in diesen ersten theoretischen Teil.

Teil B richtet in vier inhaltlichen Kapiteln den Fokus auf Ergebnisse aus qualitativen Interviews mit jungen Frauen und Männern einer ländlichen Techno-Szene: hierbei geht es zum einen um die Qualität dieser Gemeinschaften - als sozialem Rahmen für Selbstinszenierungen -, zum zweiten um die Bedeutung des Körpers in diesen Selbstinszenierungen, drittens um die

Raumbezüge dieser Selbstinszenierungen, und viertens um die Bedeutungen für die spät-moderne Identitätsarbeit im Übergang. In den jeweiligen Kapitelzusammenfassungen wird deutlich, wie in diesem Teil der Arbeit auf Teil A zurückgegriffen wird, um so allmählich zu einer Verdichtung von Ergebnissen zu kommen.

In *Teil C* werden diese Ergebnisse in verschiedene, miteinander zusammenhängende Richtungen weitergedacht: was heißt das anhand der jugendkulturellen Selbstinszenierungen theoretisch wie empirisch Erarbeitete im Hinblick auf eine Theorie der Übergänge, was heißt es im Hinblick auf eine Theorie sozialer Integration? Was heißt es für die Modernisierung des Geschlechterverhältnisses? Und welche Schlüsse sind zu ziehen für die Generationendynamik, die die Wahrnehmung der eigenwilligen Handlungsformen junger Frauen und Männer entscheidend mitbestimmt? Was folgt hieraus für eine (sozialpädagogisch motivierte) Jugend- und Übergangsforschung?

Mit dieser Grundstruktur kann diese Arbeit auf unterschiedliche Weise gelesen werden: Wer sich zunächst ein Bild von den jugendkulturellen Akteuren und Akteurinnen machen will, sollte die Kurzportraits, die im Auftakt von Teil B zusammengestellt sind, vorweg lesen. Vor allem an der Theorie Interessierte könnten sich zunächst auf Teil A, Kapitel 1 und 2 konzentrieren und gleich weiterspringen zu Teil C, Ergebniskapitel 1 und 2, um sich dann erst der empirischen Materialfülle in Teil B zuzuwenden. Vor allem am Thema der Jugendkultur Interessierte könnten bei Teil A, Kapitel 2 einsteigen und gleich zum Teil B weitergehen, und hätten somit eine gewisse Einheit durch die Anbindung der vier inhaltlichen Kapitel an A 2. Vor allem an Methodenfragen und ihren Implikationen Interessierte könnten das Methodenkapitel 4 im Zusammenhang mit den Ergebniskapiteln 4 und 5 vorziehen, und sich von hier aus den Gesamttext erschließen.

Teil A

I. Jugendkulturelle Selbstinszenierungen - theoretische Annäherungen

1.1 Vorbemerkungen und Untersuchungsanlässe:

Selbstinszenierungen junger Erwachsener in Übergängen

„When identities - individual or collective, psychic, social or cultural - are mobilized and problematized, the ability and need to define oneself both increase. Reflexivity is intense in the life phase of adolescence and youth, where childhood is to be reworked into adulthood. It is also intensified among sub- or microcultures, cultivating styles and forms of expression. And when epochal shifts are taking place, societal reflexivity is generally increased. In late modern youth culture, these focal points coincide" (Johan Fornäs 1995:212).

Übergänge junger Frauen und Männer zwischen Jugend und Erwachsensein haben sich verändert - und zwar so grundlegend, dass *soziale Integration* konzeptionell anders zu fassen ist, als das Sich-Integrieren oder Integriert-Werden in eine wie auch immer schon existierende Gesellschaft. Vielmehr geht es darum, wie eigentlich soziale Kohärenzen beschaffen sind, bzw. wie diese gesellschaftlichen Zusammenhänge sich - verändernd - reproduzieren. Und wie hierin das Handeln der Subjekte, hier: der jungen Frauen und Männer zu verorten ist. Und worin innovative Potentiale für gesellschaftliche Entwicklungsprozesse und ihre Analyse liegen.

Ansatzpunkt hierzu sind die kulturellen Ausdrucksformen junger Frauen und Männer, das heißt Handlungsbereiche, in denen sie sich hochmotiviert und engagiert zeigen, ganz im Gegensatz zu der ihnen häufig zugeschriebenen Orientierungs- und Lustlosigkeit, Handlungsbereiche mithin, die latent unterbelichtet oder fehlbelichtet werden. In diesen jugendkulturellen Ausdrucksformen findet ganz offenkundig *Selbstinszenierung* statt¹. Dies soll hier nicht beklagt, sondern ganz im Gegenteil als Schlüssel für die Analyse der (modernisierungsbedingt) unberechenbarer und risikoträchtiger gewordenen Übergangsprozesse junger Frauen und Männer und für ihre Bewältigungsstrategien genutzt werden.

Diese Arbeit basiert *in ihrer theoretischen Anlage* auf einer Analyse der Freisetzungsprozesse, die mit und durch die strukturelle Veränderung dieser Übergänge von der Jugend ins Erwachsenenleben stattgefunden haben, die junge Frauen und Männer unterschiedlich betreffen und von ihnen jeweils

1 Diesen Begriff, der in einschlägigen Arbeiten zu jugendkulturellen Themen immer wieder fällt (z.B. Ferchhoff 2000, Klein 1999, Hitzler et al. 2001) greife ich hier auf, um ihn für eine gleichermaßen theoretische wie empirische Untersuchung zu systematisieren.

individualisiert bearbeitet und bewältigt werden müssen. Um diese Auseinandersetzungsprozesse in ihrer Strukturbedingtheit wie auch in ihrer Gestaltungskraft zu beschreiben, ist der Rückgriff auf die grundsätzlichen Überlegungen zum Zusammenhang von Struktur und Handeln sinnvoll, wie sie Anthony Giddens angestellt hat (Giddens 1988), mit diversen kritischen Erweiterungen und Unterschichtungen aus dem Bereich der feministischen Sozialforschung und der Jugend(kultur)forschung. Mithilfe dieser kritischen Revision will ich den Giddens'schen Gedanken der Dualität von Struktur möglichst konsequent umsetzen in eine doppelte Untersuchungsperspektive, die versucht, strukturelle Bedingtheiten des Erwachsen-Werdens und subjektive Handlungsstrategien gleichermaßen in den Blick zu nehmen.

Im empirischen Teil der Arbeit wurden qualitative Interviews mit Repräsentanten und Repräsentantinnen der Techno-Szene in ländlichen Regionen Süddeutschlands geführt, um bislang verdeckte oder wenig anerkannte Handlungsebenen in ihrer sozialen Relevanz sichtbar zu machen - speziell in den der weiblichen Verantwortung zugeschriebenen Bereichen (informelle Beziehungen, familiäre Unterstützungszusammenhänge, soziales Engagement). Die Empirie hat dabei ebenso exemplarischen Status wie die Funktion, Theorie über den Gegenstand zu begründen. Sie hilft also, qua O-Ton den theoretischen Überlegungen Inhalt zu geben, sie zuzuspitzen und zu konkretisieren; das bedeutet nicht, sie für die Theorie zu funktionalisieren.

Zielpunkt der Arbeit ist es, auf dem Wege einer subjektbezogenen Handlungstheorie „Junge Erwachsene“ einen Beitrag zu einer handlungstheoretisch revidierten bzw. erweiterten Theorie sozialer Integration zu leisten - mit den verschiedenen Implikationen, die diese im Hinblick auf das Geschlechterverhältnis, auf das Generationenverhältnis, und nicht zuletzt auf Sozialpolitik und Sozialpädagogik für junge Frauen und Männer im Übergang hat.

1.1.1 Junge Erwachsene in Übergängen - zur Präzisierung des analytischen Rahmens

Von Übergängen zwischen Jugend und Erwachsensein zu reden, heißt, von einer Sphäre gesellschaftlicher Reproduktion und Integration zu reden, die sich in ihrer Grundbeschaffenheit verändert hat (vgl. Heinz 2001). *Wie* sie sich verändert hat, hat Auswirkungen darauf, welche *Inhalte* hierbei in den Blick geraten, vor allem aber, wie *die Akteurinnen und Akteure* dieser Übergänge in ihren *Handlungsstrategien* zu betrachten sind.

a. Die gewandelte Struktur von Übergängen

Wenn junge Frauen und Männer vorangegangener Generationen noch einigermäßen verlässliche, wenn auch nicht immer befriedigende Pfade in ein

relativ klar umrissenes Erwachsenenleben gehen konnten - vor allem in den zentralen Themen Beruf, Familie, „Erwachsenenkultur“ -, wenn Übergänge für sie zumindest noch Integration verheißen haben, so müssen diese heute zunehmend als Sphäre der Freisetzung betrachtet werden. Freisetzung heißt hier: Normalvorstellungen vom Übergang ins Erwachsenenleben haben spürbar ausgedient, obwohl sie institutionell - zum Beispiel in den Übergangsinstitutionen Schulen, Ausbildungssystem, Arbeitsverwaltung - immer noch verankert sind, was ein zusätzliches Konfliktpotential schafft. Freisetzung heißt auch, dass die Aushöhlung des Erwachsenenstatus konkret erfahrbar wird - und mit ihr die Aushöhlung geschlechtsspezifischer Vorstellungen von einer (überwiegend männlich konnotierten) stabilen Erwerbsposition und einer (überwiegend weiblich konnotierten) klaren Situierung in der Familie (Kohli 1985). Solche institutionalisierten Übergänge wurden abgelöst durch individualisierte, pluralisierte und fragmentierte Übergänge; diese neue Struktur der Übergänge gibt an die Handelnden vor allem die Risiken weiter, ihre Integration jedoch müssen sie zunehmend selbst herstellen, ohne sich dabei allzusehr auf stabile Kontexte verlassen zu können (*Individualisierung*, vgl. Beck 1986; Heitmeyer 1994; Böhnisch 1997). Hieraus entstehen neue Lebenslaufmuster und Lebensformen, die sich mit den bisherigen männlichen und weiblichen Normalbiografien nur noch partiell decken (*Pluralisierung*). Und schließlich verlaufen solche Übergänge immer weniger linear, werden zunehmend reversibel und asynchron, weil sie sich in verschiedenen Lebensbereichen nach unterschiedlichen Rhythmen und Gesetzmäßigkeiten vollziehen (*Fragmentierung*, vgl. Bauman 1992). Dies hat Konsequenzen für die zeitliche Vorstellung, die mit diesen Veränderungsprozessen verbunden sind. So setzt sich das Konzept der Übergänge kritisch ab von Entwürfen, die ein klares Ende der einen Lebensphase („Jugend“) und einen klaren Beginn der nächsten Lebensphase („Erwachsenenphase“) unterstellen. Am deutlichsten finden sich solche Unterstellungen im Konzept der Statuspassagen, welches die Leitvorstellung auch noch in aktuellen Jugendstudien ist (vgl. Silbereisen et al. 1996, Witzel/Kühn 2000, Shell Jugendstudie 2002), und sie durchziehen (mit unterschiedlichen Altersgrenzen) das gesamte institutionelle System jugendlicher Teilhabe (Wahlalter, Partizipation an (Aus-)Bildungsangeboten etc.) sowie institutioneller Hilfen und Unterstützungsformen (Jugendhilfeleistungen nach KJHG). Bestimmte Lebensereignisse (Ablösung aus der Herkunftsfamilie, Aufbau von Liebesbeziehungen, Eintritt in Ausbildung oder Arbeit) und (unterschiedliche) Lebensalter stehen immer noch für die Ankunft im Erwachsensein, obwohl letztere schon lange keine Aussagekraft mehr besitzen und erstere längst nicht mehr selbstverständlich erreichbar sind (Jugendarbeitslosigkeit), sich gegeneinander verschoben haben (Familiengründung trotz unvollendeter Ausbildung), sowie revidierbar sind (Rückkehr in die Herkunftsfamilie nach Scheidung/Trennung). Gegen diese Vorstellung der klaren Benennbarkeit von Endpunkten der Jugend als

Lebensphase und von Anfangspunkten einer daran anschließenden Phase des *Erwachsenseins*, und damit auch gegen die hierbei oft unreflektierten geschlechtsspezifischen Normalisierungsunterstellungen im Hinblick auf Ausbildung, Beschäftigung und Erwerbsverlauf hat die (sozialpädagogische) Jugendforschung die Formel von der Verlängerung und Pluralisierung der Jugend gefunden (vgl. Wallace 1997), die lange Zeit nicht über die Vorstellung eines verlängerten und verbreiterten Korridors des Übergangs hinausging, an dessen Ende dann doch das vollständige Erwachsensein steht (z.B. Hurrelmann 1995, Junge 1995). Doch die Jugendphase hat sich nicht einfach verlängert oder pluralisiert, sie wird vielmehr strukturell verflüssigt durch *Übergänge*, welche soviel *Eigenständigkeit* gewonnen haben, daß inzwischen von einem anderen Typus von Lebensphase ausgegangen werden kann. Da es hier allenfalls kurzfristige Begegnungen mit dem Erwachsenenstatus gibt, werden Modelle einer linearen Abfolge von Lebensphasen unpassend; viel angemessener erscheint es, sich diese Übergänge als Yo-yo-Bewegungen zwischen Jugend- und Erwachsensein vorzustellen (Pais 1996). Mit diesem Bild hat der Forschungszusammenhang der European Group for Integrated Social Research - EGRIS - das Hin- und Herpendeln zwischen sehr unterschiedlichen Lebenssituationen (zum Beispiel im Hinblick auf Abhängigkeiten oder Zumutungen) beschrieben, das das Lebensgefühl und die Lebensrealität in Übergängen prägt (EGRIS 2001). Weil bei jungen Erwachsenen tendenziell alle Lebensbereiche von dieser Dynamik erfaßt werden, spitzt sich in ihrer Lebenssituation diese Dynamik der Übergänge zu. Und die im Lebenslauf „benachbarten“ Grenzregionen der Jugend und des Erwachsenseins werden von diesen Yo-yo-Bewegungen beeinflusst: schon relativ früh und vielleicht noch weit ins Erwachsenenalter hinein finden solche Vermischungen statt, Kids müssen schon sehr früh selbstständig sein und Erwachsene sind immer wieder mit Entscheidungen konfrontiert, die traditionell eher der jugendlichen Suchphase zugeschrieben wurden. Aufgrund der spätmodernen Umschichtungen der Normalbiografie werden Übergänge *tendenziell* auf Dauer gestellt. Aus der Perspektive der subjektiven Lebensbewältigung sind sie es allemal - als permanente Handlungs- und Gestaltungsaufforderung und als Lebensgefühl -, und aus der Strukturperspektive wird immer deutlicher, daß die beschriebenen Veränderungen nicht an einem bestimmten Lebensalter haltmachen.

Ist die These der tendenziellen Permanenz der Übergänge eine Übertreibung? Hierzu ist mit Lothar Böhnisch zu differenzieren zwischen der systemintegrativ-institutionellen Perspektive und der „sozialintegrativen Perspektive des jeweiligen biografischen Lebenssinns, der Normbindung und der zwischenmenschlichen Lebensgestaltung“ (Böhnisch 1997:63). Aus ersterer strukturieren die traditionellen Lebensphasen weiterhin den Lebenslauf^e und bleiben mit ihren spezifischen Rollenerwartungen, Zuschreibungen

2 Nach Böhnisch kristallisieren sich Kindheit und Jugend - bei fließenden Grenzen - nach

und Zumutungen Bezugspunkte für subjektive Strategien, auch wenn der Arbeitsmarkt inzwischen ganz andere Realitäten mit sich bringt, aus letzterer haben sich hingegen konsumtiv und alltagskulturell Perspektiven entwickelt, „welche diese tradierte Struktur der Lebensalter relativieren und nivellieren“ (ebd: 63). Nur aus der Perspektive der Institutionen mit ihrer Orientierung an traditionellen Lebensaltern und lebensalterspezifischen Zumutungen kann also von Übertreibung die Rede sein, nicht jedoch aus der biografisch-sozialintegrativen Perspektive.

b. Inhaltliche Bezugspunkte von Übergängen: biografische
Übergangsthemen

Die Übergänge zum Erwachsensein sind deshalb so komplex, weil sie sich *inhaltlich* auf praktisch alle Lebensbereiche beziehen, die für junge Frauen und Männer lebensweltlich relevant werden. Sie bringen im selben Zeitraum sehr unterschiedliche Gefühle und Anforderungsstrukturen hervor, die zueinander in Beziehung treten: Übergänge zwischen Schule und Beruf und ihre strukturellen Veränderungen (MacDonald 1998), die Entwicklung von Lebensstilen, Konsumstilen, Freundschaften, Sexualität, Geschlechterbeziehungen, Gesellungsformen, Familienbeziehungen sind gleichermaßen interessante Übergangsphänomene. Dies anzuerkennen, bedeutet, auch ihre Wechselbeziehungen in den Blick zu nehmen, sowie ihre zum Teil widersprüchliche Dynamik. So prägt es das Lebensgefühl im Übergang, im einen Bereich hochverantwortlich eine quasi-Erwachsenen-Rolle zu übernehmen (zum Beispiel in der Herkunftsfamilie), in anderen Lebensbereichen (zum Beispiel in der Schule) sich abhängig zu fühlen, mit wenig Spielraum für autonomes Handeln, zugleich jedoch (zum Beispiel im Hinblick auf die berufliche Orientierung) selbständig wichtige Entscheidungen treffen zu müssen, die vereinbar sein sollten mit dem Freundeskreis, der vielleicht gerade wieder an Bedeutung gewonnen hat, weil eine Liebesbeziehung zuende gegangen ist. Die Zusammenschau solcher Lebensbereiche als *Übergangsthemen* sensibilisiert für die nach Geschlecht unterschiedlichen Prozesse und Mechanismen: die Lebensbereiche stehen für junge Frauen und Männer auf unterschiedliche Weise im Zusammenhang, sie werden dadurch auf unterschiedliche Art zu Übergangsthemen.

Daß diese Übergangsthemen aus subjektiver Perspektive bzw. im lebensweltlichen Alltag in wechselseitigem Bezug stehen, ist kein Widerspruch zur strukturellen Fragmentierung von Übergängen, sondern kann deren Bewältigung erleichtern - wenn zum Beispiel die im einen Übergangsbereich

wie vor um die Punkte Erziehung, Bildung und Ausbildung, das Erwachsenenalter hat den Kristallisationspunkt Erwerbstätigkeit, das Alter den Kristallisationspunkt Entberuflichung (Böhnisch 1997:63).

erworbenen Kompetenzen für die Bewältigung von Problemen in einem anderen genutzt werden können -, oder aber zusätzlich erschweren - wenn zum Beispiel zur erfolglosen Suche nach einem Ausbildungsplatz noch familiäre Probleme hinzukommen. Dies wird anhand einiger zentraler Übergangsthemen klar:

Arbeit und Bildung: Der Wandel der Erwerbsarbeit, Strukturmerkmal vor allem der herkömmlichen männlichen Normalbiografie, wirft seit den frühen 80er Jahren immer wieder die Frage nach dem „Ende der Arbeitsgesellschaft“ auf (Dahrendorf 1983). Mittlerweile scheint Einigung darüber zu bestehen, dass die Arbeitsgesellschaft keineswegs am Ende ist, dass sie aber einen zunehmend widersprüchlichen Modus der Vergesellschaftung darstellt. Denn individuelle Erwerbsarbeit wird auf der einen Seite für immer mehr Personen, vor allem für immer mehr Frauen, zur notwendigen Existenzgrundlage, auf der anderen Seite ist sie immer weniger selbstverständlich, weder was den Einstieg noch die Stabilität und Verlässlichkeit betrifft. Die Quote der arbeitslosen jungen Erwachsenen unter 25 Jahren ist zwar aktuell leicht gesunken³, allerdings erweist sich das deutsche Ausbildungssystem nach wie vor als recht absorptionsfähig, so dass sich das Problem der Arbeitslosigkeit für viele häufig erst nach der Ausbildung stellt - und hier mit deutlicher geschlechtsbezogener Betroffenheit und noch stärkeren Unterschieden nach Ost und West: bundesweit werden junge Frauen nach abgeschlossener Ausbildung zu 24,8 % arbeitslos (alte Länder: 19,3 %, neue Länder 44,1 %!), bei den jungen Männern sind es 20,0 % (alte Länder: 15,9 %, neue Länder 33,6 %) (BMBW 2002). Ein weiteres Symptom brüchiger werdender Erwerbskarrieren ist die Zunahme befristeter Erwerbsverhältnisse, von denen häufig auch Ausbildungsabsolventen und -absolventinnen betroffen sind (BMBF 1997). Im europäischen Vergleich fällt auf, dass die Arbeitslosenquoten der über 25-jährigen nicht, wie es in vielen Ländern der Fall ist, sinken, sondern relativ konstant bleiben, was darauf hinweist, dass Jugendarbeitslosigkeit in Deutschland ein hohes Risiko für einen dauerhaft prekären Erwerbsstatus nach sich zieht.

Entgegen einer ideologisch dramatisierten Sorge um die Arbeitsorientierung junger Erwachsener (vgl. Inglehart 1977; Noelle-Neumann/Strümpel 1984) im Zuge der anhaltenden Jugendarbeitslosigkeit hat sich in qualitativen Untersuchungen (Baethge et al. 1988) gezeigt, daß sich Arbeitsorientierungen in erster Linie differenziert haben: junge Frauen und Männer verfügen demnach in hohem Maße über subjektbezogene Arbeitseinstellungen, in denen Wünsche nach Selbstverwirklichung, Spaß und Wohlbefinden an

3 auf 9,5 % in 2000 gegenüber 10,5 % in 1999 und 11,8 % in 1998 (alte Bundesländer: 7,7 %, neue Bundesländer: 16,6 %.). Dieser Rückgang ist jedoch nur durch den Rückgang in den alten Bundesländern zu erklären, in den neuen Ländern hingegen hat die Jugendarbeitslosigkeit sogar leicht zugenommen (BMBW 2002, Abschnitt 4.4).

erster Stelle stehen. Arbeitsorientierungen sind also keineswegs verschwunden, sondern haben sich verändert: sie werden zunehmend subjektiv „aufgeladen“. Instrumentelle Arbeitsorientierungen genauso wie eine stärkere Hinwendung zu anderen Lebensbereichen wie Freizeitinteressen oder Familiengründung scheinen erst dann in den Vordergrund zu treten, wenn sich solche Ansprüche nicht umsetzen lassen (Baethge u.a. 1988; vgl. Zoll 1993; Hauernt/Lang 1994; Evans/Heinz 1994), können jedoch auch dann im Hintergrund bleiben, wie Karin Schittenhelm in ihrer Untersuchung mit jungen Frauen, die über schlechte Bildungsvoraussetzungen verfügen, zeigen konnte (Schittenhelm 2000).

Der Strukturwandel des Arbeitsmarktes und die Subjektivierung von Arbeitsorientierungen stehen in einem direkten Wechselverhältnis mit der Bildungsbeteiligung junger Frauen und Männer. Einerseits haben sich mit einer Verlängerung der Bildungsphasen und höheren Schulabschlüssen die Ansprüche an Erwerbsarbeit erhöht, vor allem bei jungen Frauen. Andererseits hat die Angst vor möglicher Arbeitslosigkeit zum Hochschrauben der Bildungsspirale geführt, um die individuelle Ausgangs- und Wettbewerbsposition zu verbessern - ebenfalls ein Phänomen, das vor allem junge Frauen betrifft und auf ihre immer noch schlechteren Erwerbschancen verweist: Immer noch machen junge Frauen die Erfahrung, daß der Ausbildungsmarkt geschlechtsspezifisch segmentiert ist: in den von ihnen eher gewählten Ausbildungsberufen sind die Zugangsvoraussetzungen häufig höher, die Ausbildungsdauer länger, die Ausbildungsvergütungen und die zu erwartenden Einkommens- und Aufstiegsmöglichkeiten geringer. Diese „Döing Gender“-Strukturen des Ausbildungssystems (Krüger 1991) lassen sich offensichtlich auch mit den sogenannten neuen Dienstleistungs- und Medienberufen nicht abbauen. Im Gegenteil: in den seit 1996 neu geschaffenen Ausbildungsberufen liegt der Frauenanteil unter 30 % (BMBF 2000: 72). Der Grund wird in den hier noch stärkeren Anforderungen an Flexibilität und Verfügbarkeit der Arbeitskräfte vermutet (Gottschall 2002).

Junge Frauen und junge Männer erfahren dabei das Dilemma des lebenslangen Lernens: existierende Strukturen funktionieren nach dem alten Schema: Motivationsvorschub für spätere Teilhabe - ein ‚Später‘, das jedoch immer ungewisser bzw. immer deutlicher individuellen Erwerbsbiografien überantwortet wird. Obwohl gerade hierfür informell erworbene Kompetenzen immer wichtiger sind, werden sie nur bei gleichzeitigen formalen Bildungsabschlüssen anerkannt: die Kreativität des Informatikstudenten, der sein Studium abbricht, um sich ganz der freiberuflichen Produktion von Software zu widmen, findet wesentlich mehr Anerkennung als die „Managementkompetenzen“ einer alleinerziehenden Mutter (vgl. du Bois-Reymond/Walther 1999). Beide werden zu unterschiedlich bewerteten „Arbeitskraftunternehmern- und **-Unternehmerinnen**“ (Voß 1998), die sich immer weniger auf die normalbiografische Verknüpfung zwischen Bildung und

Beschäftigung verlassen können, sondern den Verkauf ihrer Arbeitskraft selbst in die Hand nehmen müssen.

Familie und Wohnen.VeTlängerte Bildungsphasen und späterer Eintritt in den Arbeitsmarkt mit dem damit verbundenen Einkommen haben die ökonomische Abhängigkeit junger Frauen und Männer verlängert. In vielen Fällen sind es die Eltern, die für ihren Unterhalt aufkommen, kombiniert mit Einkünften aus Jobs, Ausbildungsvergütungen, Bafög oder Sozialleistungen (Shell Jugendstudie 2000: 285). Einer Langzeitstudie der Sozialwissenschaftlichen Forschungsstelle der Universität Bamberg zufolge nehmen viele junge Frauen und Männer auch jenseits der 25 sowohl materielle als auch immaterielle Unterstützung von Seiten ihrer Eltern in Anspruch (Buba et al. 2001, siehe auch Vaskovics 1997: 147ff). Der verlängerte Verbleib im Elternhaus läßt sich zwar statistisch nachweisen, ist aber im Vergleich zu vielen anderen europäischen Ländern weniger stark ausgeprägt. Auffällig ist jedoch, daß bis Mitte 20 noch ein Viertel aller jungen Frauen und Männer zwischen einer eigenen Wohnung und dem Elternhaus pendelt, d.h. aus verschiedenen Gründen eine Teilautonomie einer vollständig selbständigen Lebensführung vorzieht - ein weiteres Indiz für die Yo-yo-Form von Übergängen (Silbereisen u.a. 1996: 356). In die gleiche Richtung weist, daß in einem Zeitraum von 3 Jahren bei 40 % der Untersuchungsgruppe Pendelbewegungen zwischen Eigenständigkeit und (erneuter) Abhängigkeit festgestellt wurden (Buba et al. 2001). Dabei stehen „progressive Tendenzen“ hin zu mehr Unabhängigkeit von den Eltern zu „regressiven Tendenzen“ mit erneuter Abhängigkeit im Verhältnis 2:1 bzw. (je nach Region) 3:1. Ganz eindeutig werden in dieser Studie Geschlechterunterschiede identifiziert: die „Nesthocker“, die auch nach Abschluss ihrer Ausbildung am längsten bei ihren Eltern wohnen, sind überwiegend junge Männer (Buba et al. 2001).

Mit den vielfältigen Konstellationen von Teilautonomie sind neue Anforderungen an die Generationenbeziehungen in den Familien verbunden. Ist - etwa aus ökonomischen Gründen - ein früher Auszug aus dem Elternhaus nicht möglich, so kann dies von jungen Frauen und Männern durchaus als erzwungener Verzicht auf ein eigenes Leben wahrgenommen werden. Andererseits gibt es jedoch auch das pragmatische Abwägen etwa zwischen Kosten für ein eigenes Zimmer/eine eigene Wohnung und mehr Spielraum für sonstigen Konsum. Es kommt zu vielfältigen (Teil-)Lösungen, den Anspruch auf ein eigenständiges Leben umzusetzen: Pendeln zwischen Elternhaus und eigenem Zimmer/Wohnung, das die Ansprüche an die Beschaffenheit der letzteren relativieren hilft, frühes Jobben für materielle (Teil-)Autonomie, für eigenständige Bereiche im Elternhaus sorgen etc. Der Transfer von Ressourcen und Unterstützung zwischen den Generationen ist dabei keineswegs eine Einbahnstraße: auch die jungen Erwachsenen unterstützen ihre Eltern (Vaskovics 1997:152). Vor allem die Töchter wachsen häufig relativ früh in

eine Mischung aus freundschaftlicher Beziehungs- und fürsorglicher Verantwortungsrolle für ihre Eltern hinein, vor allem dann, wenn diese sich getrennt haben. Hierbei geht es viel mehr um eine Neugestaltung der Generationenbeziehungen als um eine schlichte Ablösung (Hagemann-White 1998:30). Daß junge Frauen im Durchschnitt früher von zuhause ausziehen als junge Männer muß vor dem Hintergrund engerer Spielräume für ein eigenes Leben' in der Familie interpretiert werden. Hinzu kommt für junge Frauen ein anderer biografischer Zeithorizont, der nicht nur mit der Option, ein Kind bekommen zu können, zusammenhängt, sondern auch damit zu tun hat, daß sich junge Frauen für die Realisierung dieser Option (bzw. ihre Vereinbarkeit mit anderen Lebensbereichen) alleine zuständig sehen (vgl. Leccardi 1990).

Geschlecht und Identität: Übergänge zum Erwachsen-Sein heißen prinzipiell immer auch: eine Frau oder ein Mann zu werden, und dies in zweifacher Hinsicht: sozial („gender“) und körperlich („sex“). Gerade wenn inzwischen von einem balancierenden (Krappmann 1997) un abgeschlossenen Identitätsmodell ausgegangen wird, von einer Identität, die alltäglich „erarbeitet“ werden will (Keupp 1997:34, Bilden 1997), braucht dieser Prozeß Orientierungen, (Vor-)Bilder, Möglichkeiten des Sich-Identifizierens. Gegenüber erwachsenen „role-models“ haben hierbei (medial vermittelte) Bilder von gleichaltrigen jungen Frauen und Männern an Bedeutung gewonnen (VIVA-Moderatoren und Moderatorinnen, Mädchen-Bands, Boy-Groups) aber auch männliche und weibliche Trendsetter aus regionalen jugendkulturellen Szenen. Sie liefern Folien, auf denen es möglich wird, zu sagen: so will ich sein als (jung^e) Frau, als (junger) Mann. Diese Bilder transportieren auch den Anspruch, traditionelle Rollenzuschreibungen hinter sich zu lassen. Hierin liegt ihr widerständiger Charakter, und *gleichzeitig* bedienen sie damit den Mythos, die alten Geschlechterhierarchien wären bereits überwunden (vgl. Geissler/Oechsle 1998, Bradley 1996, Walby 1997). Für junge Frauen hat dies zur Konsequenz, sich mit subtiler gewordenen Ungleichheitsstrukturen (Geissler/Oechsle 1998:24) vereinzelt auseinander setzen zu müssen. Zum Beispiel führt der Widerspruch zwischen der inzwischen selbstverständlichen Lebens- und Berufsplanung und der vorweggenommenen Alleinzuständigkeit für die Vereinbarkeit von Familie und Beruf dazu, daß junge Frauen ab einem gewissen Alter deutliche Abstriche in ihren beruflichen Ansprüchen machen (Shell Jugendstudie 2000: 345).

Gleichberechtigungsmythos und individualisierte Verantwortlichkeit für strukturelle Risiken gehen Hand in Hand: Als Folge wird immer weniger über Probleme gesprochen, Probleme zu haben ist „out“. Was bei jungen Männern ohnehin aus den Männlichkeitszuschreibungen verbannt war, wird nun auch bei jungen Frauen zunehmend zum Tabu - und zwar paradoxerweise gerade unterstützt durch die neuen Weiblichkeitsbilder, die Selbständig-

keit und Eigenwilligkeit von Mädchen und jungen Frauen betonen (Stauber 1998). Sie müssen nun verstärkt das Gespalten-Sein zwischen oft resignativer Selbsteinschätzung und möglichst ‚problemloser‘ Selbstdarstellung bewältigen. Sie müssen die Spannung aushalten zwischen den neuen Bildern der „trendigen“, schönen, erfolgreichen, jungen Frau, und der am eigenen Leib erfahrenen Unmöglichkeit, diesen Bildern zu entsprechen. Ein erweiterter Blick auf das Geschlechterverhältnis wird nötig, um verdeckte Hierarchien und Konfliktlinien im modernisierten Geschlechterverhältnis zu entdecken (Tübinger Institut für frauenpolitische Sozialforschung 1998: 41 ff.).

Was die jungen Männer anbelangt, so knüpft die moderne Anforderung des Zurechtkommens relativ nahtlos an die alte Zumutung an, als Mann keine Probleme haben zu dürfen. Auch für die jungen Männer gibt es inzwischen andere Männlichkeitsbilder - zum Beispiel den familienorientierten jungen Mann, zum Beispiel den gesprächsbereiten und reflektierten Freund - doch ist das Klima an gesellschaftlicher Normalität, an ausbildungs- und berufsbezogenen „Selbstverständlichkeiten“, das junge Männer umgibt, wenig dazu angetan, diese Bilder auch in die Realität umzusetzen. Junge Männer fühlen sich mangels solcher strukturellen Ermöglicungen vielfach unter Druck, verunsichert und irritiert durch das, was sie plötzlich alles noch sein sollen, anstatt das Aufbrechen der traditionellen männlichen Geschlechterrolle als Chance für sich begreifen zu können (Winter/Neubauer 1998:150). Und solange das Ausbildungs- und Berufssystem immer noch geschlechtsspezifisch segmentiert ist, und Männerberufe immer noch ganz eindeutig die „Ernährerrolle“ implizieren, solange Teilzeitausbildungen allenfalls im Hinblick auf frühe Mutterschaft diskutiert werden, nicht aber im Hinblick auf ein erweitertes Spektrum männlichen Engagements in der Familie, findet hier wenig Ermutigung zur Veränderung statt (vgl. Meuser 1998). Die Realität der verschlechterten Ausbildungs- oder Arbeitsmarktsituation verstärkt indessen eher den Normalisierungsdruck, dem junge Männer oft mit Anpassung (in der Arbeitswelt) und Externalisierung (bis hin zu Gewalttätigkeit) begegnen. Auch diejenigen, die sich durchaus einen zwischen Familie oder Partnerschaft, Freizeit und Arbeit ausbalancierten Lebensentwurf vorstellen können, werden durch institutionelle und betriebliche Erwartungen und durch ihr gleichzeitiges Interesse an zufriedenstellender Arbeit auf die männliche Normalbiografie verwiesen (vgl. Rerrich 1989; May 1995).

Körperlichkeit und Sexualität: Angesichts der ungewissen Realisierungschancen biografischer Entwürfe und der Vieldeutigkeit geschlechtsbezogener Identitätsmuster wird für viele junge Frauen und Männer der Körper zum wichtigen, manchmal vielleicht einzigen Bereich, in bzw. an dem sich Eigenständigkeit ausleben läßt. Auf der Körperebene werden „imaginäre Lösungen“ für reale Konflikte gefunden - auch wenn diese Lösungen autodestruktive Züge (wie Drogenkonsum oder Eßstörungen) haben können (Helfferich

1994). Auch frühe Schwangerschaften lassen sich in diesem Rahmen interpretieren: als Weg, um als junge Frau einen vermeintlich unzweifelhaften gesellschaftlichen Status zu erwerben (Wittel-Fischer 2001). Der Körper stellt gewissermaßen ein Autonomiezentrum dar, gestärkt durch die vielfältigen medialen Präsentationen, die den jugendlichen Körper überhöhen und in seiner Überlegenheit bestärken.

Gleichzeitig ist der Körper eine Streßquelle, insbesondere dann, wenn er den jeweiligen Bildern nicht entspricht. Neue Bilder von jungen Frauen und Männern haben hier zwar eine gewisse Variationsbreite geschaffen, dennoch können auch sie junge Frauen und Männer unter Druck bringen. Neue Freiheiten und neue Reglementierungen liegen hier dicht beieinander⁴.

In bezug auf den Bereich der Sexualität soll nur ein Aspekt hervorgehoben werden, der wiederum auf das „Gebot“ der Individualisierung verweist: klarzukommen, keine Probleme zu haben. Für junge Männer ist dies eine bekannte Zumutung ihrer männlichen Sozialisation (vgl. Böhnisch/Winter 1993). Bei jungen Frauen ist die kompetente junge Frau, die alles „checkt“, eine ideale Folie, um Verunsicherungen, Irritationen und Ängste zu kaschieren. Tatsächlich existierende Fragen, zum Beispiel zu den Themen Sexualität und Verhütung, bleiben ungefragt: eine „richtige“ Frau weiß Bescheid. Diese neuen Bilder betonen sexuelle Aktivität von jungen Frauen, kehren zum Beispiel die traditionelle Rollenverteilung bei sexueller Annäherung um, und können (auch unerfüllte) Wünsche nach einer solchen Form sexueller Selbstbestimmung in sich aufheben. Andererseits ist mit ihnen auch die der weiblichen Seite zugewiesene Kontrolle auf moderne Weise integrierbar: Der „Auftrag“ der kontrollierten Sexualität (vgl. Helfferich 1996) kann so auf moderne Weise erfüllt werden, zumal junge Frauen mit einer gestiegenen Verantwortlichkeit der jungen Männer etwa für Verhütung immer noch nicht rechnen können.

Partnerschaften und Familiengründung: Die Verunsicherungen, die mit der Vieldeutigkeit und Selbstverantwortlichkeit im Ausbalancieren sexueller und geschlechtlicher Identität verbunden sind, haben Auswirkungen auf die andere klassische Statuspassage des Erwachsenwerdens: die Familiengründung. Für junge Frauen und Männer steht dabei zuerst einmal ‚die Beziehung‘ im

4 So bieten die neuen Frauenbilder genauso die Befreiung von alten Körperdiktaten, wie sie neue Körperdikate aufstellen. Dabei läßt die Vielfalt der Bilder sicherlich mehr Raum für unterschiedliche (Selbst-)Darstellungen, welcher auch von jungen Frauen, die nicht dem klassischen Schönheitsideal entsprechen, genutzt werden kann (ersichtlich z.B. in Outfit und Habitus von Rapperinnen, von Grunge-Anhängerinnen, von Teilen der Gothic- und der Techno-Szene). Auffällig sind aber dennoch altbekannte Schönheitsideale wie z.B. schlank zu sein, um auf einem möglichst ebenmäßigen Körper Haut, Piercings und Tattoos zur Geltung zu bringen. Und die Vorgaben der neuen Bilder junger Männer, die einen eher androgynen, gleichzeitig jedoch wohltrainierten sportlichen Körper zeigen, sind ebenfalls nicht einfach zu erfüllen und führen nun auch verstärkt auf der männlichen Seite zu extremer Körperdisziplinierung (vgl. Winter/Neubauer 1998).

Vordergrund. Durch den Aufschub von Heirat und Familiengründung haben sie sich einen größeren Experimentierraum für Partnerschaftlichkeit geschaffen: Waren 1970 bei den 20- bis 24-jährigen noch 25 % Männer und 57 % der gleichaltrigen Frauen verheiratet, so 1994 in der gleichen Altersgruppe nur noch 7 bzw. 18 %. Bei den 25- bis 29-jährigen fiel der Anteil im gleichen Zeitraum von 82 % bei den Frauen auf 50 % und bei den Männern von 65 % auf 30 % (Bauereiss u.a. 1997:2). Dieser Trend spiegelt sich auch in einem deutlich gestiegenen Alter junger Frauen bei der Geburt des ersten Kindes, das 1999 bei 29,5 Jahren lag (Statistisches Bundesamt 2001). Beide Entwicklungen sind auch auf der europäischen Ebene ablesbar (Eurostat 1997:70ff). Dies als abnehmende Familienorientierung zu interpretieren wäre jedoch mehr als oberflächlich. Denn gleichzeitig nimmt (zumindest in Deutschland und im Norden Europas) sowohl das Zusammenleben unverheirateter Paare als auch der Anteil Alleinerziehender (in erster Linie alleinerziehender Frauen; Bauereiss u.a. 1997:16ff; Eurostat 1997:70ff; Gaiser 1999:68f.) zu. Außerdem kann die Verlängerung der Phase des Suchens und Ausprobierens auch unter dem Aspekt gestiegener Ansprüche an Familie und Partnerschaft interpretiert werden (vgl. Giddens 1993). Deren Realisierung scheint jedoch am ehesten in eben dieser Phase einer Beziehung möglich zu sein. Denn die Geburt des ersten Kindes markiert häufig eine Wiederherstellung der traditionellen Geschlechterrollen (Geissler 1998:118). Dies dokumentiert auch die geringe Beteiligung der jungen Väter am Erziehungsurlaub (Schneider/Rost 1998). Junge Frauen erleben auch in Beziehungsfragen eine Diskrepanz zwischen dem Diskurs der Gleichberechtigung und einem nach wie vor bestehenden Geschlechterkonflikt, der sich in der konkreten Auseinandersetzung mit ‚ihren Männern‘ zeigt. Dieser Geschlechterkonflikt findet seine (imaginäre) Überwindung bei jungen Frauen durch ein neues, selbstbestimmtes und selbstbewußtes Image, das die patriarchale Hierarchie ad acta legen möchte. In der Realität werden sie jedoch immer wieder von ihr eingeholt. Nach wie vor gehört z.B. die Bedrohung durch sexuelle Gewalt zum alltäglichen Lebensgefühl von Mädchen und jungen Frauen. Für junge Männer entsteht eine Diskrepanz zwischen den neuen Männerbildern und faktisch immer noch geltenden patriarchalen Mustern und Strukturen, in denen die Verarbeitung eigener Unsicherheiten verläuft. Das „alte“ Thema, daß Jungen und Männer ihre Bedürftigkeit kaschieren sollen, kehrt hier in neuer Form wieder. Gleichzeitig nimmt das Ideal der partnerschaftlichen Beziehung zu und tritt neben die traditionellen Beziehungsvorstellungen, die viele junge Männer durchaus noch haben (Meuser 1998).

Lebensstil, Jugendkultur und Konsum: Nicht erst im Zusammenhang mit der Ausdifferenzierung der Lebensform 'junge Erwachsene' ist in der Jugendforschung auf die Bedeutung von Jugendkulturen bzw. jugendkulturellen Lebensstilen hingewiesen worden - als Ausdruck für das Bedürfnis, einen bio-

grafischen Zeitraum sinnhaft zu gestalten, der immer mehr an Eigenständigkeit und damit an Bedeutung für die weitere Lebensperspektive gewinnt (Baacke 1999, Hagemann-White 1992; Ferchhoff et al. 1995, Ferchhoff 2000). Dabei ist es im Hinblick auf junge Erwachsene wichtig, ihr Verhältnis zu Jugendkulturen nicht im Sinne ‚klarer‘ und ausschließlicher Zugehörigkeiten und Identifikation zu vereinfachen. Es geht keineswegs ausschließlich darum, Teil einer Jugendkultur zu sein, als vielmehr jugendkulturelle Symbole zu einem (Lebens)Stil zu kombinieren, der sowohl Individualität als auch Zugehörigkeit und Teilhabe ausdrückt. Sampling ist die Methode, vielfältige Mitgliedschaften zu kombinieren und flüssig zu halten und somit den wechselnden Anforderungen des gesellschaftlichen Wandels zu entsprechen. Neben der Pflege von Cliques und Zugehörigkeiten zu Szenen ist der Konsum grundlegende Lebensstilpraxis, nicht nur als Aneignung (und eventuell Umdeutung) notwendiger Ressourcen und Requisiten, sondern als integraler Bestandteil von Lebensstilen selbst.

An dieser unvollständigen Reihe biografischer Übergangsthemen sind wichtig: ihre Gleichzeitigkeit, ihre innere Dynamik, ihr Wechselbezug. Alle diese Themen befinden sich quasi permanent im Übergang, sprich: in keinem gibt es ein verlässliches Ankommen in einem Erwachsenenstatus. Aus der Strukturperspektive hat sich dieser „Ort“ aufgrund von prekärer werdenden Arbeitsverhältnissen und Familienstrukturen, aber auch aufgrund von veränderten Geschlechterbeziehungen und Lebensstilmustern tiefgreifend verändert und wird dies auch weiterhin tun. Und aus der Subjektperspektive wird immer wieder erlebbar: das Erwachsenenalter als biografischen Ort des Ankommens gibt es so nicht, es entgleitet immer wieder.

c. Junge Erwachsene als Akteurinnen und Akteure dieser Übergänge

Wer sind nun diese jungen Erwachsenen, die die solcherart veränderten Übergänge leben, bewältigen, zu gestalten versuchen? Aus der Strukturanalyse veränderter Übergänge sind sie diejenigen, denen sich im Zusammenspiel der unterschiedlichen Lebensthemen ein eigenständiges Bewältigungsprogramm stellt, mit spezifischen Anforderungen im Hinblick auf Bewältigungskompetenzen, vor allem aber auch im Hinblick auf das Aufrechterhalten von Motivation. Ein Programm, das eben nicht einmal abgearbeitet werden kann, sondern mit den Yo-yo-Bewegungen immer wiederkehrt (vgl. EGRIS 2001 und Stauber/Walther 2002): Ausbildungsentscheidungen müssen von den meisten jungen Frauen und Männer immer wieder neu getroffen werden, damit zusammenhängend Fragen des Wohnorts, der Gestaltung der Beziehungen zu den Eltern; Beziehungen zerbrechen und entstehen neu; Lebensstile werden unwichtiger oder wichtiger, je nach Entwicklung der

Freundeskreise etc. In diesen Yo-yo-Bewegungen werden junge Frauen und Männer zu Experten und Expertinnen des Übergangs.

Im Rahmen der Beschreibung dieses Bewältigungsprogramms wird immer wieder deutlich, dass klassische Sozialisationsinstanzen wie Schule und Familie ihre Funktion zwar nicht verloren, aber verändert haben, und andere hinzugekommen sind (Stichworte sind z.B. peer-learning, neue Lernkontexte wie z.B. Mediennutzung, Vogelgesang 1997), wieder andere werden, was ebenfalls symptomatisch ist, jetzt erst „entdeckt“ (z.B. informelles Lernen, Morch 1999). Und immer wieder wird auch deutlich, dass junge Erwachsene diesen Lebensbereichen und Entwicklungsaufgaben zwar als Einzelne, aber dennoch nicht unvermittelt gegenüber stehen. Vielmehr sind sie in vielen Bereichen - direkt oder indirekt - mit wohlfahrtsstaatlichen Institutionen (z.B. Ausbildungsinstitutionen, Berufsberatung) konfrontiert, die ihre Lebenslagen (mit-)strukturieren.

Junge Erwachsene haben es also mit Freisetzungprozessen zu tun: Die strukturelle Veränderung von Übergängen und der Individualisierungsschub, der mit ihnen einhergeht, bedeuten konkret eine erhöhte Anforderung an Eigenverantwortung und Selbstgestaltung, die jungen Frauen und Männer zugemutet wird, ohne dafür Sorge zu tragen, ob sie auch über die hierfür nötigen Ressourcen verfügen. Es stellt sich also die Frage, die meiner Ansicht nach in der gesamten Forschung zu Übergängen junger Erwachsener noch offen geblieben ist: Wie gehen junge Erwachsene, junge Frauen und Männer mit dieser Dynamik um? Auch die strukturelle Analyse ihrer Lebenslage aus den veränderten Übergängen und das Benennen der inhaltlichen Bezugspunkte dieser Übergänge besagt noch nicht, *wie junge Frauen und Männer in diesen Übergängen handlungsfähig werden und bleiben*, was ihre Motivation aufrechterhält, was sie in die Lage versetzt, diese Übergänge nicht nur zu bewältigen, sondern so weit möglich auch selbst zu gestalten. Und was ihnen hierfür als junge Frau, als junger Mann jeweils wichtig wird.

Damit ist die theoretische Lücke benannt, die diese Arbeit schließen will - mit einer subjektbezogenen Handlungstheorie „Junge Erwachsene“, die an den Lebensbereichen ansetzt, in denen sie hochmotiviert und eigenverantwortlich ihr soziales Umfeld gestalten: die Bereiche, in denen sie sich jugendkulturell engagieren und ihre Lebensstile entwickeln, die ihnen jedoch kaum anerkannt werden, weil es sich hierbei eben nicht um die vermeintlich zentralen gesellschaftlichen Bereiche handelt.

Was sind die Denk-Voraussetzungen für einen solchen handlungstheoretischen Ansatz?

1.2 Ein anderer Weg, gesellschaftliche Entwicklungen zu begreifen

Wo starre Gesellschaftsmodelle nicht mehr greifen, wo Dynamik ins Spiel kommt, weil sich sämtliche Sparten des gesellschaftlichen Lebens laufend

verändern, da muß sich auch die Gesellschaftsanalyse dynamisieren. Die soziologische Aufmerksamkeit muß sich, wie Zygmunt Bauman (1995a) fordert, verschieben, und zwar in mehrfacher Hinsicht:

Erstens muß sie den gesellschaftlichen *Subjekten* und ihrem *Handeln* einen weitaus größeren Stellenwert beimessen als bisher, denn vieles, was sich derzeit gesellschaftlich bewegt, ist der Dynamik des Informellen (Bauman 2001), des Lebensweltlichen (Thiersch 1992), der alltäglichen Lebensführung (Voss 2000), der Lebenspolitiken (Giddens 1991) zu verdanken, und damit vor allem aus den subjektiven Handlungsstrategien heraus zu verstehen, die natürlich immer Gegebenes, d.h. strukturell Bedingtes, verarbeiten;

Zweitens muß sie wesentlich mehr *die verschiedenen gesellschaftlichen Bereiche i n den Blick nehmen und ihre Zusammenhänge erkennen*, und damit sowohl die Trennungen als auch die Hierarchien, die mit den Trennungen verbunden sind, überwinden. Dies bedeutet, einen wichtigen Anspruch feministischer Theorieansätze einzulösen: keine künstlichen Trennungen vorzunehmen wie etwa die zwischen Öffentlichem und Privatem, zwischen Erwerbs- und Reproduktionsarbeit, zwischen institutioneller Zuschreibung und individuellen Handlungsstrategien (Becker-Schmidt 1989; Tübinger Institut 1998). Sondern zusammenzudenken, was zusammengehört;

Drittens muß sie wesentlich stärker den Blick auf die *Prozeßhaftigkeit* von Gesellschaft lenken:

„Eine Soziologie, die den Bedingungen der Postmoderne entspricht, sollte die Kategorie Gesellschaft durch die der Gesellschaftlichkeit (sociality) ersetzen; eine Kategorie, die versucht, die prozessuale Modalität der gesellschaftlichen Realität wiederzugeben, das dialektische Spiel von Zufall und Struktur (oder vom Standpunkt des Subjekts, von Freiheit und Abhängigkeit); und eine Kategorie, die sich weigert, den strukturellen Charakter des Prozesses für selbstverständlich zu halten - die statt dessen alle vorgefundenen Strukturen als Resultate eines Prozesses betrachtet“ (Bauman 1995a:224).

Um diese „prozessuale Modalität der gesellschaftlichen Realität“ bzw. soziale Veränderung/soziale Innovation zu erfassen, muß die Untersuchung konkret werden. Konkretion, oder besser: Kontextualisierung der allgemeinen Aussage, wird im Lichte der beschriebenen gesellschaftlichen Veränderungsprozesse immer wichtiger (vgl. Pais 2000). Es geht dann darum, genauer zu werden in der Beschreibung der Subjekte (der jungen Männer und Frauen) und ihrem Handeln, genauer zu werden in der Analyse von Freiheiten und Abhängigkeiten) (Bauman 1992), Handeln und Struktur (Giddens 1988), genauer auch zu werden in der Analyse von Konfliktstrukturen und Hierarchien, die - wie in den Geschlechterverhältnissen - für überwunden geglaubt sind (Bitzan 1996), genauer zu werden darin, die - etwa im Zuge der Geschlechtergerechtigkeit errungenen - Leistungen anzuerkennen, gleichzeitig aber auch sensibel dafür zu sein, wo alte strukturelle Be- oder Verhinderungen vielleicht lediglich ihr Erscheinungsbild gewandelt haben (Bradley 1996). *E s geht darum, aufzudecken, wie Modernisierung e n detail -*

spricht: auf der Ebene der Subjekte und ihrer Lebenswelten - funktioniert. Hierzu sind konkrete Kontexte, Lebens- und Erlebniswelten (Thiersch 1992; Hitzler 2001) genauer zu analysieren - Räume, die nach Bauman doppelt zu bestimmen sind - als *Bedingungs-* und als *Ermöglichungsraum*.

Als Bedingungsraum sind konkrete Lebenswelten eingebettet in ein komplexes Geflecht von modernisierten Strukturen, modernisierten Hierarchien, wie z.B. einem modernisierten Geschlechterverhältnis, einem modernisierten Generationenverhältnis, einem - auf der Ideologieebene, und nur dort - modernisierten Diskurs darüber, wie der Übergang ins Berufsleben sich vollziehen soll. Dies wurde in der sozialpädagogischen Jugendforschung mit dem Konzept der *Lebenslage* treffend umschrieben (vgl. Böhnisch 1992).

Als Ermöglichungsraum sind konkrete Lebenswelten soziale Orte, an denen Handeln stattfindet, die maßgeblich von Handeln hervorgebracht werden, und an denen Sinn/Bedeutungen generiert werden - als eine der zentralen Ressourcen für individuelle wie gesellschaftliche Weiterentwicklung (vgl. Wenger 1998). Hier kann stattfinden, was Lothar Böhnisch und Heide Funk *Lebensbewältigung* genannt haben, und was - weniger problemorientiert - als Lebensgestaltung beschrieben werden kann (vgl. Stauber 1996). Es entsteht durch diese zweite Raum-Bestimmung die Möglichkeit, Subjekt und Gesellschaft zusammenzudenken, und zusammen mit den Prozessen der Selbstkonstitution (der Subjekte) Aufschluß zu bekommen über die Prozesse der gesellschaftlichen Reproduktion, der sozialen Integration, der sozialen Innovation.

Es gibt also in dieser Untersuchung eine durchgängige Perspektivenverschiebung hin zu den Subjekten und ihren Relevanzsystemen, ohne jedoch die strukturelle Ebene, für die diese Bedeutungen fruchtbar werden können, aus dem Blick zu verlieren. Der subjektiven Seite überhaupt ein größeres Gewicht zu geben, und damit zuzulassen, dass gewohnte Denkweisen ins Wanken kommen, entspricht nach Bauman einer soziologischen Theorie der Postmoderne:

„...Gesellschaftlichkeit, Lebensraum, Selbstkonstituierung und Zusammensetzung des Selbst in der Theorie der Postmoderne an der zentralen Stelle zu plazieren, die in der orthodoxen modernen Gesellschaftstheorie für die Kategorien Gesellschaft, normative Gruppe (wie Klasse oder Gemeinschaft), Sozialisation und Kontrolle reserviert war“ (Bauman 1995a: 226.)

Das Label „Postmoderne“/postmoderne Soziologie ist für das, was ich hier zeigen will, relativ unerheblich. Da mit dem Präfix „Post“ immer auch das Überwundensein von Moderne mitschwingt, bevorzuge ich den Begriff einer spät-modernen Soziologie, die sich bewusst darüber ist, dass Modernisierung nicht die Abschaffung oder Überwindung von Strukturen/Hierarchien/Konfliktlinien bedeutet, sondern eben ihre Modernisierung. Dies macht Harriet Bradley anhand der Modernisierung des Geschlechterverhältnisses plausibel (Bradley 1996). Hiermit kann durchaus eine Freisetzung von innovativen

Potentialen und subjektiven Spielräumen einhergehen, bedeutet aber nicht, dass es überflüssig geworden ist, sich mit den in modernisiertem (oder spät-modernem) Gewände daherkommenden Hierarchien weiterhin auseinander zu setzen - wissenschaftlich wie alltagspraktisch. Wichtig ist der Hinweis von Bauman aber insofern, als eine solche den aktuellen gesellschaftlichen Bedingungen angemessene Theorie sich mit *anderen* Inhalten als die herkömmliche Soziologie beschäftigen muß, weil sie die veränderten gesellschaftlichen Bedingungen ernst nimmt und (endlich) anerkennt, dass es wichtige soziale Veränderungsdynamiken auch jenseits der vermeintlich zentralen gesellschaftlichen Institutionen gibt - ebenfalls ein Desiderat, auf das bereits die feministische Kritik hingewiesen hat (vgl. z.B. Diezinger 1991a). Gesellschaftliche Veränderungen finden genauso in den vermeintlich unbedeutenden Lebenswelten statt (wozu gemeinhin auch die jugendkulturellen Lebenswelten gezählt werden). Sie finden, wie Giddens mit seinem Begriff der „life politics“ betont hat (Giddens 1991), vielleicht sogar zunehmend in lebensweltlichen Zusammenhängen statt. Von diesen Orten können auf jeden Fall wichtige Innovationsschübe ausgehen, wie in manchen Bereichen der ökonomischen Entwicklung zu sehen ist (vgl. die junge Kulturindustrie in Großbritannien: Leadbeater/Oakley 1999; Smith/Maughan 1998, McRobbie 1998), aber auch am Wandel der Geschlechterbeziehungen. Sich diese genauer anzusehen, ist u.U. viel aufschlußreicher für die Einschätzung von gesellschaftlichem Wandel als das, was auf der Ebene der gesellschaftlichen Institutionen sich bewegt bzw. als Nachhinken der Institutionen („institutional lags“) zu kritisieren ist. Dies ist dann quasi eine lebensweltliche Variante des Begriffs der reflexiven Modernisierung: in den Lebenswelten, auf der Ebene der subjektiven Lebensführung spiegelt sich die Modernisierung - auch und gerade in ihrer spät-modernen Form⁵. Dies reflektieren die Haltungen und Bedeutungsmuster junger Frauen und Männer in strukturell veränderten Übergängen:

Haltungen zur Arbeit

Hier geht es um die modernisierten Wechselwirkungen zwischen den Sphären der Erwerbsarbeit und den Sphären der nicht-erwerbsförmigen Arbeiten - Wechselwirkungen, die mit zunehmender „Entnormalisierung“ der Normalarbeit komplexer werden, zum Beispiel, weil Erwerbsarbeit(en) und Reproduktionsarbeiten ineinandergreifen (zeitlich, räumlich, emotional), bei nach wie vor bestehenden realen Vereinbarkeitsproblemen. Deutlich wird, dass die emotionalen und symbolischen Aufladungen von Erwerbsarbeit immer weniger übersehen werden dürfen, am wenigsten bei jungen Frauen und Männern (vgl. Hagemann-White 1992). Hierbei sind Irritationen möglich: so müssen etwa instrumentelle Haltungen zur Erwerbsarbeit durchaus

5 Natürlich reflektiert sie sich auch innerhalb von Institutionen, die vielleicht bestimmten Entwicklungen hinterherhinken, dennoch aber *in* Entwicklung sind.

nicht im Widerspruch stehen zu selbstbezogenen Orientierungen, können vielmehr gerade Ausdruck eines zunehmenden Selbstbezugs in Fragen von Ausbildung und Beruf sein (vgl. Baethge 1991; Walther 2000).

Die Bedeutung des Körpers

Am Körper, in den „somatischen Kulturen“ (Helfferich 1994) wird vieles an veränderten gesellschaftlichen Verhältnissen ablesbar. Hier ist das Wechselverhältnis zwischen gesellschaftlichen Anforderungen und Zuschreibungen auf der einen Seite und individuell-subjektiver Gestaltung auf der anderen Seite *verkörpert*, mit allen Ambivalenzen aus neuen Freiheiten und alten oder neuen Abhängigkeiten. Im Spannungsfeld Gesellschaft - Kultur - Individuum hat der Körper immer eine große, von der Soziologie jedoch systematisch unterbelichtete Rolle gespielt. Selbst innerhalb der Jugendkulturforschung stellt Gabriele Klein dieses Defizit fest - ihre Arbeiten gehören zu den wenigen Ausnahmen einer systematischen Untersuchung von „embodied culture“ (Klein 1999, vgl. auch Shilling 1999). Erst allmählich schlägt sich diese Bedeutung auch in der wissenschaftlichen Diskussion nieder. Hier haben feministische Texte eine - wenn auch nicht immer (an-)erkannte - Vorreiterfunktion.

Die Bedeutung der (sozialen) Räume

Trotz der zunehmenden Bedeutung virtueller Räume haben die realen Räume keineswegs an Bedeutung verloren - sie sind Ausdruck und Resultat sozialer Aneignungsprozesse, und sie sind gerade in jugendkulturellen Zusammenhängen den eigenwilligen Logiken von Flüchtigkeit und Bestand unterworfen: „Cool Places“ (Skelton/Valentine 1998) verändern sich mit und durch die sich verändernden jugendkulturellen Ausdrucksformen, mal ist es dieser Platz, mal jener, doch Räume sind immer wichtig. Dass Jugendkulturen sich räumlich konstituieren, wurde vor allem in der britischen Jugend(kultur) Forschung schon früh erkannt und hat dort vielfältige Forschungsaktivitäten entfaltet, die sich als soziale Geographie begreifen (vgl. die Beiträge in Skelton/Valentine 1998, insbesondere derjenige von Doreen Massey, und Ball et al. 2000). Auch hier geht es um Ent-Institutionalisierungsprozesse bzw. um eine zunehmende Bedeutung informeller Raumeignung. Diese bewegen sich in der Dialektik zwischen dem Schaffen eines eigenen Raumes, einer eigenen Lebenswelt, und der Markierung nach außen als Gegen-Welt (vgl. Ecarius 1997, Funk/Böhnisch 1989, Schön 1999).

Die Rolle des Symbolischen

Im Rahmen der neuen Bedingungen des Aufwachsens bekommt das Imaginäre, oder besser: bekommen die symbolischen Vergewisserungen ein neues

Gewicht, weil traditionelle Vergewisserungen (über Arbeit, über eine bestimmte Geschlechterrolle, über Religion) nicht mehr so ohne weiteres möglich sind (vg. Bauman 1995a:230). Von hier aus läßt sich nun zum Kern der Fragestellung dieser Untersuchung fortschreiten - und zu den zentralen Hypothesen, die ihr zugrundeliegen. *Ausgegangen wird - mit Bauman - von einem Zusammenhang zwischen der Bedeutungszunahme des Symbolischen (welches immer auch sichtbar sein muß, daher die Außenseite des Selbst betreffend), und dem Bedeutungsverlust der traditionellen Lebensmuster.* Dieser Zusammenhang stellt sich in besonders prägnanter Weise jungen Frauen und Männern im Übergang von der Jugend zu einem wie auch immer gearteten Erwachsensein - als Orientierungsanforderung, der begegnet werden muß, und sei dies zunächst „nur“ auf der Ebene des Symbolischen. Neu ist nicht diese Form des Symbolischen. Seitdem man von Jugendkulturen sprechen kann, zeichnen sie sich aus durch die Benutzung von äußeren Zeichen, u.a. zum Zweck der symbolischen Distinktion, und damit einhergehend durch die Betonung der Außenseite (vgl. Gelder/Thornton 1997). *Neu sind, so die Hypothese, das Ausmaß und die Bedeutung, die das Symbolische bekommen hat:* Das Ende der geschlechtsspezifischen Normalbiografie setzt eine neue Qualität von Lebensstilen frei, die sich über Zeichen und Symbole vermitteln (müssen): denn nun, da die Orientierung an einem bestimmten Lebensmodell als Frau/als Mann, die Orientierung an einem bestimmten Berufs- und Aufstiegsmodell, an einem bestimmten Lebenslaufsmodell endgültig ausgedient haben, nun werden die Zeichen bzw. die Bedeutungen, die mit ihnen verknüpft sind, existenziell. Sie werden es jedoch nicht - um einem semiotischen Mißverständnis zu begegnen - abgekoppelt von einem Bedeutungsinhalt, sondern sie bleiben auf die Grundfragen der Gestaltung von Identitäten im Übergang bezogen, bieten also Stoff für die alltägliche „Identitätsarbeit“ (Keupp/Höfer 1997). Dieser Begriff ist nicht sonderlich schön, macht aber klar, dass sich Identität keineswegs von alleine herstellt, sondern aktiv hergestellt, „erarbeitet“ werden muß. In diesem Prozeß geht es darum, aktiv Kohärenzen herzustellen - Sinnzusammenhänge, mit denen „Teilidentitäten“ (Bilden 1997) angebunden bleiben (vgl. hierzu ausführlich Kapitel 8, Identität). Hier ist das symbolische Handeln anderen Handlungsformen ebenbürtig: es handelt sich hier immer um - potentiell identitätsrelevante - Verweisungen auf bestimmte Sinn- und Bedeutungsinhalte. In dieser Hinsicht sind symbolische Ausdrucksweisen Lieferanten von Sinn - und damit von Handlungsmotivation. Dies wäre eine erste Annäherung an die noch offene Frage, was eigentlich die Diagnose der verlängerten, tendenziell vielleicht sogar permanenten Übergänge auf subjektiver Ebene bedeutet bzw. möglich macht: Diese Übergänge können, so meine Hypothese, nicht einfach nur bewältigt werden. Vielmehr unterstelle ich (mit Hagemann-White 1992) ein Bedürfnis nach sinnhafter Gestaltung eines biografischen Zeitraums, der immer mehr an Eigenständigkeit und damit an Bedeutung für die weitere Lebensperspek-

tive gewinnt⁶. Sinnhaftigkeit entscheidet sich unter den Bedingungen, die die „zweite Moderne“ (Beck 1991) mit ihren Individualisierungszumutungen an das Erwachsenwerden stellt, zunehmend auf der symbolischen Ebene (vgl. Ziehe 1991): wo die Subjekte die eigene Biografie immer mehr nach außen und nach innen, vor sich selbst, begründen müssen, weil feste Lebenslaufmuster ausgedient haben, sind sie verstärkt darauf angewiesen, sich in dem, was für sie bedeutsam geworden ist, auch darstellen zu können⁷:

„Existieren heißt, dargestellt werden; ich werde gesehen, also bin ich - die vorgestellte Gemeinschaft mag dies als ihre ureigenste Version des *cogito* setzen“ (Bauman 1995a:20).

Umgekehrt kann Nicht-Darstellbarkeit unter individualisierten Bedingungen sogar das Risiko sozialer Ausgrenzung bedeuten. Auf diesen Zwang zur Selbstdarstellung hat Sighard Neckel (1991) hingewiesen:

„Niemals in der Geschichte konnten Unterlegenheitsgefühle im Subjekt subkutan derart anwachsen wie in einer Gesellschaft, (...) wo alle Blicke auf das Individuum gerichtet sind, alles von ihm abzuhängen scheint, die soziale Konkurrenz es in all seinen Merkmalen bald vollständig in Beschlag nimmt und gleichzeitig es zur Norm geworden ist, gegenüber den gesellschaftlichen Zwängen jedenfalls autonom zu erscheinen“ (Neckel 1991:177).

Alles, was in diesem gesellschaftlichen Kontext nicht hinreichend darstellungsfähig ist, gerät zum Tabu, produziert „die Scham der Unterlegenheit“ und damit das Selbst- und Fremdbild einer „defizitären Individualität“ (ebd.: 180). Hier ist dem Mißverständnis vorzubeugen, Darstellbarkeit bzw. Selbstinszenierungen seien lediglich ein Thema von Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Dies ist durchaus nicht der Fall. Doch ist davon auszugehen, daß sie in Übergangssituationen - aufgrund der hier verstärkt geforderten Bewältigungsleistungen - *stärker* Thema sind und auch auffälligere Formen annehmen (vgl. Fornäs 1995). Diese symbolische Ebene ist nun nicht isoliert zu betrachten, sondern muß theoretisch so integriert werden, daß sie der realen Bedeutung des Symbolischen für ein breites Spektrum von Lebensbereichen, Lebensaltern und biografischen Orientierungen gerecht wird⁸. Diesen Anspruch setzt beispielsweise ein im Sonderforschungsbereich „Die Kultur des Performativen“ der Freien Universität Berlin angesiedeltes Forschungsprojekt zur „Hervorbringung des Sozialen in Ritualen und Ritualisierungen“ um, das sich gleichermaßen erziehungs- und kulturwissenschaftlich versteht und in einem breit angelegten Forschungszusammenhang die Insze-

- 6 Diese Wendung des Bewältigungstheorems hat sich bereits in meiner Untersuchung zur Lebensgestaltung alleinerziehender junger Frauen als fruchtbar erwiesen (Stauber 1996).
- 7 Diese Perspektive wurde lange Zeit in der sozialpädagogischen Praxis vernachlässigt bzw. auf die „Kulturpädagogik“ ausgelagert (vgl. die Kritik an der Ausdifferenzierung von „Bindestrich-Pädagogen“ bei Liebau 1992), wird aktuell jedoch zunehmend angemahnt (vgl. z. B. für die Jugendberufshilfe Galuske 1998, Miles et al. 2002).
- 8 Im Rahmen der Diskussion um die Berufsfindung von Mädchen hat Carol Hagemann-White (1992) diesen Zusammenhang herausgearbeitet.

nierung des Alltags untersucht. Auch hier geht es um die Gestaltung von Übergängen - allerdings in einem stärker mikrosozialen Verständnis von Übergang⁹. Mit starker Bezugnahme auf die Arbeiten des Anthropologen Victor Turner, der sich intensiv mit dem Phänomen des Übergangs oder der Liminalität beschäftigt hat (Turner 1989) erforscht dieses Projekt die Rituale, das Spiel mit symbolischen Ausdrucksmitteln, mit Bedeutungen (zum Beispiel Statusumkehr), mit der Dramaturgie, „kurz: das Spielen mit Potentialitäten, mit Möglichkeitshorizonten“ (Göhlich/Wagner-Willi 2001), die solchen Übergängen zugeschrieben werden, weil sie hier unter dem Aspekt der Bewältigung besonders wichtig, unter dem Aspekt der Gestaltung aber auch besonders reichhaltig werden. Mit der These der grundlegenden Performativität des Sozialen und analog zur Vorstellung der sozialen Konstruktion von Wirklichkeit geht dieser Ansatz davon aus, dass es nichts dem Performativen Vorgängiges gibt. Die kulturell reziprok-oppositionell angeordneten Begriffe Sein, Wahrheit, Authentizität einerseits und Schein, Simulation, Simulakrum andererseits werden in dem Schlüsselbegriff der „Inszenierung“ zusammengeführt (Bausch/Sting 2001 mit Verweis auf Fischer-Lichte 1998). Diese Version der grundsätzlichen Inszenierung von Wirklichkeit hat den Vorteil, dass sie den Körper und die körperbezogenen Aneignungs- und „Anähnlichungs“-prozesse (Mimesis, vgl. Wulf 2001:342) von Grund auf einbezieht und die kognitiv-rationalen Aspekte der Welt-Konstruktion relativiert. Eine solch systematische Integration des Symbolischen und Performativen in das Verständnis von Übergängen täte der Erforschung des Übergangs Schule - Beruf, oder breiter: des Übergangs Jugend - Erwachsenwerden gut¹⁰. Und dort, wo man eine solche Integration am ehesten vermutet - in der Diskussion um Jugendkulturen und jugendliche Lebensstile - fand sich zumindest über lange Zeit eine latent moralisierende und ihrerseits „normalisierende“ Grundhaltung (Baacke 1988, Ferchhoff et al. 1995)¹¹. Wichtig ist in diesem Zusammenhang ein entmoralisierter, erweiterter Begriff der symbolischen Kreativität (Willis 1991), der z.B. auch waren- und konsumförmige Lebensstilreaktionen umfaßt und sie in ihren interaktiven und integrativen Aspekten (an-)erkennt (vgl. Miles et al. 1998, Miles 2000, Soeffher 1992, Willis 1991, Ziehe 1991). Wo jugendliche Lebensstile konsumtiv durchdrungen sind

- 9 So zum Beispiel als Übergang im Familienalltag von den werktäglichen zu den sonntäglichen Frühstückssituationen, oder als Übergang im Alltag einer Grundschulklasse von der Pausensituation zur Unterrichtssituation (vgl. Wulf et al. 2001).
- 10 Die wenigen Ausnahmen, die dies versuchen, beziehen sich auf symbolisch-kreatives Handeln als Ressource in latent schwierigen Übergangsprozessen zwischen Schule und Beruf (Galuske 1993; Walther 2000). Insgesamt scheint hier die *Praxis* der Übergangshilfen der Forschung einen Schritt voraus zu sein - in ihr Repertoire gehören seit einiger Zeit auch theater- und kulturpädagogische Ansätze. Freilich fehlt diesen bislang - zumindest in Deutschland - jegliche Anerkennung innerhalb des institutionellen Übergangssystems (vgl. Miles et al. 2002).
- 11 Zur Kritik an den moralischen Implikationen der Jugendkulturforschung siehe Richard/Krüger 1995.

(Miles 2000), scheint dies gar nicht mehr anders möglich zu sein¹² (vgl. Klein 2001).

Eine sehr gelungene Anwendung auf die Problematik (nicht nur) der Übergänge findet die Bedeutung des Symbolischen im Konzept der „imaginären Lösungen“, das Cornelia Helfferich den Arbeiten des CCCS (hier: Clarke 1975) entnommen und systematisch weiterentwickelt hat (Helfferich 1994): Unter imaginären Lösungen versteht Cornelia Helfferich symbolische Handlungen und Ausdrucksweisen, die die jeweilige Problematik nicht wirklich lösen können, aber auf symbolischer Ebene eine Lösung darstellen. Lösung kann dabei bedeuten: einen Umgang mit dem Problem möglich machen, Platz bekommen für die eigene Gestaltung, zumindest jedoch: sich weiterhin handlungsfähig fühlen können. Imaginäre Lösungen sind somit sinnhaft auf bestimmte Problemlagen bezogen¹³. Und sie schaffen ein Gefühl bzw. die konkrete Erfahrung von *Handlungsfähigkeit*“, die im Zusammenhang mit der Gestaltung von Übergängen zentral werden, sind sie doch aufgrund der Strukturbedingtheit der Übergänge eine äußerst knappe Ressource.

Mit dieser Veränderung in der Schwerpunktsetzung des soziologischen Interesses auf die symbolischen Handlungsformen bewegt sich die Themenstellung noch auf vertrautem, sogar klassischem Terrain, geht es doch nach wie vor um die Bedingungen und Möglichkeiten des Aufwachsens, geht es doch nach wie vor um die Bedingungen und Möglichkeiten des Zusammenlebens und der individuellen und kollektiven Lebensgestaltung, womit Fragen des sozialen Zusammenhangs und Zusammenhalts, der Verantwortlichkeit (care), der sozialen Integration verbunden sind. Bekannt ist auch die Frage nach den sozialen Haltepunkten, nach „sozialer Geborgenheit“ (Böhnisch 1994). Sie wird allerdings unter den aktuellen gesellschaftlichen Bedingungen neu gestellt. Es ist nun die Frage nach Arten und Weisen, wie die

12 Vgl. hierzu jedoch die kritische Analyse des Marken-Fetischismus von Naomi Klein, die in der jugendlichen Organisierung von Widerstand gegen multinationale Firmen einen Ausblick sieht (Klein 2001).

13 Johan Fornäs hat darauf aufmerksam gemacht, daß dem Begriff der imaginären Lösungen ein Basis-Überbau-Denken innewohnt, das er den jugendkulturellen Strömungen für nicht mehr angemessen hält: „This traditional base/superstructure model underestimates the role of stylization, discourses and symbolic structures in society. Youth cultures have not made the revolutions some of them (gemeint sind die Vertreterinnen der Birminghamer Schule, B.S.) dreamt of, but they were more than deviations from the essentialities of life and politics. Some of their cultural experiments have contributed to important mental and ideological transformations in society, with wide but diffuse effects far beyond those people who were directly involved in them. Their contestation of 'normal' lifestyles invented new possible forms of identity, in processes that do not compete with trade unions or political parties since they are in a quite different field, but that strongly affect emancipatory potentials of future social movements“ (Fornäs 1995:108).

14 Vgl. hier das Konzept der „Selbstwirksamkeitserwartung“ (Bandura 1982), in dem davon ausgegangen wird, dass das Verhalten einer Person durch Effizienzerwartung und Ergebniserwartung bestimmt ist - Voraussetzungen, die für meine Ausgangsüberlegungen zu stark sind.

„Selbstzusammensetzung" (Bauman 1995a:231) funktioniert, unter der Berücksichtigung dessen, dass sich

„Freiheit der Wahl und Abhängigkeit von externen Subjekten gegenseitig (bedingen, B.S.) Und sie entstehen und wachsen beide als Produkte desselben Prozesses der Selbstzusammensetzung und des darin ständig und notwendig erzeugten Bedarfs nach zuverlässigen Orientierungspunkten" (Bauman 1995a:231).

Was „zuverlässig" heißt, kann dabei nicht von außen definiert werden, sondern *muß* den Subjekten und ihren jeweiligen Relevanzen überlassen bleiben. Daher können auch kurzfristiger Halt, kurzfristige Orientierungspunkte subjektiv/biografisch höchst bedeutsam werden¹⁵ - gerade im Übergang zwischen Jugend und Erwachsensein. An transitorischen Punkten wie diesem sind, so die These, Subjekt und Gesellschaft miteinander verbunden. Es sind potentiell bedeutsame Verbindungen, stellen sie doch für das Subjekt u.U. entscheidende biografische Weichenstellungen dar, und für die Gesellschaft bzw. für soziale Zusammenhänge u.U. Schlüsselstellen sozialer Innovation.

Diese Ausgangsüberlegungen, mit denen subjektive Handlungsstrategien einen größeren Stellenwert bekommen und neue Themen als soziologisch relevante ins Blickfeld rücken, schaffen einen veränderten theoretischen Zugang zu gesellschaftlicher Entwicklung und Veränderung, die potentiell von den veränderten Übergängen aus möglich ist. So viel Übergangsforschung es in den letzten Jahren auch gab, so sehr findet man hier auch wieder die alten Trennungen, z.B. die zwischen dem „harten", objektivierbaren, strukturell analysierbaren Bereich von Ausbildung und Arbeit einerseits und dem „weichen", tendenziell an den Rand der soziologischen Aufmerksamkeit gerückten oder an die cultural studies delegierten Bereich der jugendkulturellen Entwicklungen (vgl. Brock et al. 1991, kritisch hierzu Cohen/Ainley 2000). Indem subjektive Handlungspotentiale vorwiegend im letzteren Bereich untersucht wurden, blieb unklar, wie dieses Handeln in die vermeintlich zentralen gesellschaftlichen Kernbereiche gelangen kann. Hier versucht diese Untersuchung eine Integration. Die Übergangsthematik soll von der Handlungsseite her erschlossen werden, und zwar genau von den „weichen" Bereichen der Jugendkulturen und Lebensstile. Von Bereichen aus, in denen Handeln gelingt. Gleichzeitig bleiben diese Betrachtungen an die strukturelle Analyse angebunden - an die Analyse des Wandels von Übergängen in seinen unterschiedlichen Facetten: Übergang von der Schule in den Beruf, Übergänge von der Herkunftsfamilie zu einem eigenständigen Leben als junge Frau/junger Mann mit vielfältigen teilautonomen bzw. -abhängigen Situationen, Übergänge als komplexe Yo-yo's. Strukturanalysen haben daher

15 Dies berührt wiederum die Frage, inwieweit der Außenblick subjektive Relevanzen erfassen kann, so zum Beispiel der Blick auf jugendliche Moden und jugendkulturelle Strömungen. Hier hatte Paul Willis recht, wenn er betonte, dass Jugendkulturen ein symbolisches Ganzes sind, „a symbolic whole", welche nur als solches zu begreifen sind (vgl. Willis 1974).

die Bedeutung von *Verstehenshilfen*, mit denen jugendkulturellen Phänomene in ihrer Bedeutung erschlossen werden können. Damit richtet sich die Aufmerksamkeit auf die Wechselprozesse zwischen Struktur und Handeln:

1.3 „Den Wechsel im Blick“

Wenn einerseits die Subjekte in ihren Leistungen und mit ihren subjektiven Relevanzen anerkannt werden sollen, andererseits aber die strukturellen Bedingungen hierfür nicht aus dem Blick geraten sollen, dann ist ein komplexerer Prozeß der Wahrnehmung nötig, der sich seines Korrektives durch die jeweils andere Seite bewusst bleibt, sich also im Klaren darüber ist, dass eine strukturelle Erkenntnis immer ein Pendant auf der Seite der subjektiven Verarbeitungsstrategien braucht, und umgekehrt: diese, bei aller Faszination im einzelnen, immer nur durch einen Bezug auf die strukturellen Gegebenheiten zu begreifen sind. Es bedarf also eines systematischen Wechsels der Perspektiven. Dieser Wechsel ist geeignet, ein doppeltes Forschungsinteresse zu befriedigen. Je weiter Individualisierung fortschreitet, umso angemessener erscheint ein solches doppeltes Interesse, ein solch doppelter Zugang. Denn umso größer wird vielleicht das Bedürfnis nach Eindeutigkeit (vgl. Bauman 1992, Becker-Schmidt 1989), und umso verführerischer wird es, in den subjektiven Handlungsstrategien und „Außenbildern“ die - immer stärker verdeckten - Konflikte nicht mehr wahrzunehmen (vgl. Bitzan 1996). Umgekehrt wird es immer unangemessener, mit der strukturellen Analyse die subjektiven Handlungsstrategien unsichtbar zu machen. Der Blick-Wechsel wird hier eingeführt als Erkenntnisstrategie, als Methodologie im besten Sinne des Wortes: als theoretischer Begründungszusammenhang, in dessen Rahmen methodische Entscheidungen zu treffen sind (vgl. Tübinger Institut für frauenpolitische Sozialforschung 1998). Mit dieser Methodologie können unterschiedliche gesellschaftliche Themen in ihrer jeweiligen (doppelten) Bedeutung besser erkannt werden.

Soziale Themen sind demzufolge von zwei unterschiedlichen Richtungen anzugehen. Oder im Hinblick auf das Thema jugendkultureller Selbstinszenierungen im Übergang formuliert: der Fokus kann auf die veränderten gesellschaftlichen Bedingungen des „Erwachsenwerdens“ gelegt werden, in deren Kontext dann Jugendkultur(en) eine ganz bestimmte Rolle spielen, genauso gut können aber auch Jugendkulturen fokussiert werden, die dann in unterschiedliche Richtungen auf gesellschaftliche Bedingungen des Erwachsenwerdens verweisen. „Den Wechsel im Blick“ zu behalten: von Struktur auf Handeln und wieder zurück, von Gesellschaft auf Individuum und wieder zurück, vom Geschlechterverhältnis auf die realen Lebensentwürfe als junge Frau, junger Mann, und wieder zurück, von gesellschaftlichen Bedingungen des Erwachsenwerdens auf die kulturellen Ausdrucksformen (die auch den Körper umfassen) und wieder zurück, von den gesellschaftlich produzierten

Bildern (eine moderne junge Frau, ein moderner junger Mann) zu den gelebten Geschlechterrealitäten (den konkreten Umgangsformen mit diesen Bildern und ihrer Aneignung) und wieder zurück, macht dann den qualitativen Vorteil gegenüber rein systemisch-strukturell oder rein subjektiv-biografisch ausgerichteten Untersuchungen aus¹⁶. Sie begründet auch das doppelte Vorgehen dieser Untersuchung, in der sich der theoretische und der empirische Zugang wechselseitig ergänzen und erweitern. Gleichzeitig integriert diese doppelte Perspektive Ansprüche, die in neueren soziologischen Ansätzen verfolgt werden, um dem Handeln einen systematischen Ort zu verschaffen (a), die im Rahmen feministischer Forschung schon sehr lange erhoben werden (b), und die sich aus dem Status der Jugendkulturforschung ableiten lassen (c). Diese Ansprüche ergänzen sich sehr gut; zusammengekommen, bilden sie die Denk-Voraussetzungen für diese Untersuchung.

- a. Das Konzept der Dualität von Struktur - seine Brauchbarkeit, seine notwendigen Ergänzungen

Die erste wichtige Denk-Voraussetzung für den geforderten Blick-Wechsel ist, dass Strukturen - zum Beispiel die strukturellen Gegebenheiten für Übergänge - für das Handeln der Subjekte zugänglich sind. Dies führt in direkter Linie zu Anthony Giddens' Theorie der Dualität von Struktur (Giddens 1988), die als Theorie mittlerer Reichweite das soziologische Denken der letzten 20 Jahre nachhaltig geprägt hat, im theoretischen wie im empirischen Bereich. Nach Joas ist die Dualität von Struktur (und Handeln), und damit die Kritik an einer dichotomischen Vorstellung das Hauptthema von Giddens' bisherigem Werk (Joas 1996). Giddens selbst definiert das „Thema“ der „Theorie der Strukturierung“ entsprechend als dialektisches Begreifen der wechselseitigen Bedingtheit von Struktur und Handeln:

„Gemäß dem Begriff der Dualität von Struktur sind die Strukturmomente sozialer Systeme sowohl Medium wie Ergebnis der Praktiken, die sie rekursiv organisieren. Struktur ist den Individuen nicht ‚äußerlich‘: in der Form von Erinnerungsspuren und als in sozialen Praktiken verwirklicht, ist sie in gewissem Sinne ihren Aktivitäten ‚inwendig‘, als ein - im Sinne Dürkheims - außerhalb dieser Aktivitäten existierendes Phänomen. Struktur darf nicht mit Zwang gleichgesetzt werden: sie schränkt Handeln nicht nur ein, sondern ermöglicht es auch“ (Giddens 1995:77f.)“.

Hierbei ist freilich zu ergänzen, dass es nicht dieselben Strukturen sind, die Handeln ermöglichen und die es einschränken: es gibt in jeder konkreten Situation bestimmte ermöglichende und bestimmte einschränkende Struktu-

16 In methodologischer Hinsicht wurde dieser Gedanke für feministische Forschung im Wechselspiel von Forschung und Praxis auf ähnliche Weise entwickelt (siehe Tübinger Institut 1998).

17 Zitation in der überarbeiteten Auflage der „Konstitution der Gesellschaft“ von 1995.

ren. Diese können unter bestimmten Voraussetzungen ihre Rolle wechseln, statt also zu ermöglichen einschränken oder umgekehrt. Der Unterschied zwischen ermöglichenden und einschränkenden Strukturen ist wichtig, denn nur so bleibt ein kritischer Ansatz möglich.

Giddens argumentiert genauso gegen eine Vernachlässigung der Motive und des Handelns der Subjekte, wie dagegen,

„die Gesellschaft als eine beliebig formbare Schöpfung menschlicher Subjekte zu betrachten. Jede dieser beiden Sichtweisen ist eine illegitime Form von Reduktionismus, die sich aus dem Unvermögen herleiten, die Dualität von Struktur angemessen zu konzeptualisieren“ (Giddens 1995:78).

Von einer Dualität auszugehen ist, was das Erfassen der Dimensionen gesellschaftlicher Phänomene - struktureller wie Handlungsphänomene - anbelangt, auf jeden Fall ein Fortschritt. Handlungsformen sowie Strukturen werden in ihren komplexen Entstehungszusammenhängen begreifbar - plötzlich wird ihr Hintergrund, ihre Geschichte, die Bedingtheit ihres Entstehens sichtbar. Erkennbar wird aber auch, dass kein gesellschaftliches Phänomen ohne das Handeln von Akteuren, von Subjekten, von konkreten Frauen und Männern zustandekommt. Naturalisierungen wie Objektivierungen sind dann nicht mehr möglich. Das Denken in Dualitäten kann zudem die falschen Dichotomien auflösen - und löst damit eine wichtige Erkenntnis z.B. feministischer Theoretikerinnen (s.u., Abschnitt b.) ein: dass dichotomes Denken Zusammengehöriges trennt, um es vermeintlich handhabbar, besser erkennbar zu machen. In realen Hierarchiesystemen bedeutet dies jedoch: dass Zusammenhänge unsichtbar gemacht werden, dass Entwertung stattfindet, dass vor allem vorhandene Hierarchien und Konfliktpfaden nicht mehr erkennbar sind. Die „Identitätslogik“, in der Regina Becker-Schmidt ein patriarchales Grundmuster sieht, braucht als Pendant das (falsche) Dichotomisieren (Becker-Schmidt 1989). Bei Zygmunt Bauman wird dieser Gedanke, ohne dass er hierbei auf die feministischen Wurzeln dieser Machtanalyse Bezug nimmt, zum Charakteristikum der Moderne überhaupt (Bauman 1992): Modernes Denken strebt nach Vereindeutigung, und hierzu gehört wiederum die Dichotomie:

„Dichotomie ist eine Übung in Macht und zur gleichen Zeit ihre Verhüllung. Obgleich keine Dichotomie ohne die Macht, zu trennen und abzusondern, Bestand hätte, schafft sie eine Illusion der Symmetrie. Die vorgespiegelte Symmetrie der Resultate verbirgt die Asymmetrie der Macht, die ihre Ursache ist. Die Dichotomie stellt ihre Glieder als gleich und austauschbar dar. Trotzdem bezeugt gerade ihre Existenz das Vorhandensein einer differenzierenden Macht. Es ist die machtgestützte Differenzierung, die den Unterschied macht. (...) In für die Praxis und die Vision gesellschaftlicher Ordnung entscheidend wichtigen Dichotomien versteckt sich die differenzierende Macht in der Regel hinter einem der Glieder der Opposition. Das zweite Glied ist nur *das Andere* des ersten, die entgegengesetzte (degradierte, unterdrückte, exilierte) Seite des ersten und seine Schöpfung. Auf diese Weise ist die Abnormität das Andere der Norm, Abweichung das Andere der Gesetzes-

treue, Krankheit das Andere der Gesundheit, Barbarei das andere der Zivilisation, das Tier das Andere des Menschen, die Frau das Andere des Mannes, das Fremde das Andere des Einheimischen, der Feind das Andere des Freundes, ‚sie‘ das Andere von ‚wir‘, Wahnsinn das Andere der Vernunft, der Ausländer das Andere des Staatsbürgers, das Laienpublikum das Andere des Experten. Beide Seiten hängen voneinander ab, aber die Abhängigkeit ist nicht symmetrisch. Die zweite Seite hängt von der ersten hinsichtlich ihrer ins Werk gesetzten und erzwungenen Isolierung ab. Die erste hängt von der zweiten hinsichtlich ihrer Selbstbehauptung ab" (Bauman 1992:28f.).

Diese Logik des Entweder-Oder wird sozialen Zusammenhängen nicht gerecht. Im Gegensatz hierzu betont der Begriff der Dualität genau die Qualität des inneren Zusammenhangs zweier untrennbar miteinander verbundenen Seiten. Der amerikanische Lerntheoretiker Etienne Wenger, der in der englischsprachigen Übergangsforschung zunehmend rezipiert wird (Bloomer/Hodkinson 2000), Cohen/Ainley 2000), macht den - mitunter spannungsreichen - Zusammenhang deutlich, der mit diesem Dualitätsbegriff umfaßt werden kann:

„... a duality is a Single conceptual unit that is formed by two inseparable and mutually constitutive elements whose inherent tension and complementarity give the concept richness and dynamism" (Wenger 1998:66).

Die Frage stellt sich aber, ob es eingedenk der Tatsache, dass sich soziologisches Denken (westliches Denken allgemein) offensichtlich schwertut mit dem Zusammendenken des Zusammengehörigen (der Dualität von Struktur, und umgekehrt: der Dualität von Handeln), aussichtsreicher ist, den hohen Anspruch des „zweifachen“ Denkens aufzugeben zugunsten eines nächstniedrigeren, nämlich dem Denken in Blickwechseln. Dies könnte eine praktische Hilfestellung sein, die dem Denken „lediglich“ eine permanente Vergeisserung abverlangt, *dass dies, (was i m Moment thematisiert wird) nur die eine Seite ist, dass es hierzu, je nach Gegenstand, jenes als notwendiges Pendant gibt.* Sollte dies in der Betrachtung des jeweils Fokussierten vernachlässigt werden, so gerät es spätestens beim Wechsel der Perspektive wieder in den Blick (vgl. hierzu auch Thürmer-Rohr 1994)¹⁸.

Somit erhält das Forschen einen doppelten Gegenstand, der einmal von dieser (der strukturellen), einmal von der anderen (der Handlungsseite) zu betrachten ist, wobei in diesem Blickwechsel zwischen dem einen und dem anderen noch ein Drittes, schwer Greifbares aufscheint: die Vermittlung zwischen Struktur und Handeln, die besonders interessant ist für die Frage der sozialen Reproduktion: wie sich z.B. Geschlechterverhältnisse verändernd

18 Diese „Behelfskonstruktion“ ist zunächst einmal ein Zugeständnis an das Funktionieren der Sprache (oder zumindest: der in unserem Kulturkreis verwendeten Sprachen), bei genauem Hinsehen freilich auch ein Zugeständnis an die „moderne“ Denkweise, die sehr stark auf Sortierung und auf Eindeutigkeit aus ist und sich mit der Ambivalenz, die viele Phänomene - gerade in gesellschaftlichen Bereichen - real kennzeichnet, schwertut (vgl. Bauman 1992).

reproduzieren, wie sich gesellschaftliche Integrationsmuster verändern, wie aus gelebter Praxis neue Bedeutungen entstehen, die wiederum münden in neue Formen der Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung etc.. Solche Veränderungsprozesse „leben“ ja genau von dem relativen Beharrungsvermögen der Strukturen und der beharrlichen Praxis der sozialen Akteure und Akteurinnen.

Der „Wechsel im Blick“ ist motiviert von einer bestimmten forschungsethischen Grundhaltung, die an einer kritischen Perspektive auf gesellschaftliche Strukturen festhält: Es geht darum, einen genaueren Blick auf die Lebensrealität junger Frauen und Männer zu werfen, der ihren Bewältigungsleistungen in einer immer komplexer werdenden Übergangssituation gerecht wird - eine Perspektive, die die Verhaltensformen von jungen Frauen und Männern auf ihre biografische *und* soziale Bedeutung hin analysiert und sie in ihrer gestalterischen Funktion sowohl für die eigene Biografie als auch für Geschlechterrollen und für soziale Zusammenhänge wahrnimmt. Dazu sind die Forschungssubjekte in ihrem Subjektstatus, sprich: in ihrer tätigen Seite sichtbar zu machen, genauso wie die Anforderungen, Begrenzungen und Bedingungen, die ihnen durch das institutionelle Setting „Übergang“ in geschlechtsspezifischer unterschiedlicher Weise zur Bearbeitung und Bewältigung aufgegeben sind bzw. zur Verfügung stehen. Gleichzeitig wird mit dem systematischen „Blick-Wechsel“ ein kritischer Blick auf die Institutionen und die Tatsache der sozialpolitischen „Übergangigkeit“ (Böhnisch/Funk 1989) von Übergängen als Anforderungsstruktur aufrechterhalten: die Handlungsstrategien der jungen Frauen und Männer werden vor dem Hintergrund des gerade in Deutschland hochformalisierten Übergangs Systems wahrgenommen (vgl. Walther 2000, Walther/Stauber et al. 2002), und es wird trotz ihrer Gestaltungsenergie und ihres Erfolgs nicht übersehen, dass sie (und erst recht nicht so aktive junge Erwachsene) beim Übergang genau die Unterstützung bekommen sollen, die sie brauchen - auch wenn dieses „Brauchen“, diese Angewiesenheit nicht immer sichtbar ist, weil Angewiesenheit im Individualisierungsdiskurs ausgegrenzt wird.

b. Der feministische Ansatz: die Kritik an patriarchalen Abspaltungen

Eindeutigkeit kann als Erkenntnisziel der Moderne bezeichnet werden, und gleichzeitig als ein Ziel, das ihre Denkstruktur tiefgreifend geprägt hat (vgl. Bauman 1992). Diese Denkstruktur der falschen Vereinheitlichungen können wir nicht so schnell loswerden - immer wieder stellen wir z.B. fest, wie sehr sie in unsere Sprache eingelassen ist. Schon lange ist dies eines der zentralen Themen feministischer Theoriebildung. Die feministische (Selbst-)Kritik an falschen Vereinheitlichungen verdankt sich Theoretikerinnen wie Regina Becker-Schmidt und Christina Thürmer-Rohr, die immer wieder - und letztere dann durchaus mit Verweis auf Bauman - dieses „Denken im Singular“ (Thürmer-Rohr 1999) kritisiert haben - als *patriarchale Logik* (Becker-

Schmidt 1989), ohne dabei die weibliche Mittäterschaft (Thürmer-Rohr 1989) zu übersehen. An dieser grundsätzlichen Kritik haben Mitarbeiterinnen des Tübinger Instituts für frauenpolitische Sozialforschung angesetzt, um ein theoretisches Konstrukt zur Analyse „verdeckter“ Lebensrealitäten von Frauen (und teilweise auch von Männern) zu entwickeln: Das Konstrukt des Verdeckungszusammenhangs

„...steht in der Traditionslinie der Ansätze sozialwissenschaftlicher Frauenforschung, denen es um die Aufdeckung von widersprüchlichen und verschütteten Erfahrungen im weiblichen Lebens- und Arbeitszusammenhang geht. Qualitativ neu daran ist die Erkenntnis, dass sich verdeckte Bereiche sozialer Wirklichkeit zwar analytisch trennen lassen, real aber in einem mehr oder weniger starken Bezug zueinander stehen, d.h. im Zusammenhang wirken“ (Bitzan/Daigler 2001:26).

Hier geht es also um die Kritik einer Wahrnehmungs- und Diskurslogik, die aufrennt, ausschließt, abspaltet, unsichtbar macht, und die, obwohl sie auch männliche Lebensrealitäten betrifft, einem patriarchalen Muster folgt, weil das, was sie ausgrenzt, in erster Linie Aspekte weiblicher Lebensrealität sind. Diese Eindimensionalität ist zu hinterfragen *als patriarchale Struktur*. Das Geschlechterverhältnis (als geschlechts-hierarchisches) - so die These - ist mitverantwortlich für diese Formbestimmtheit des Denkens; die Trennungen haben immer auch einen geschlechtshierarchischen Kern. Hierbei geht es nicht um die Frage, was zuerst da war: die falsche Eindeutigkeit des modernen Denkens oder die patriarchalen Abspaltungen. Es geht vielmehr darum, bestimmte Logiken aufzudecken, die als patriarchale charakterisiert werden können, weil ihre Abtrennungen und Aufspaltungen entlang geschlechtsspezifischer Zuschreibungen verlaufen. Dass diese Abspaltungen auch in allgemeinen gesellschaftlichen Modernisierungsprozessen aufzufinden sind, ist kein Gegenargument, sondern spricht für ihre Wirksamkeit.

Gewährsfrauen hierfür sind z.B. *Regina Becker-Schmidt*: Die analytische Trennung von ursprünglich Zusammengehörigem (Produktion-Reproduktion; bezahlte Arbeit-unbezahlte Arbeit; Öffentlichkeit-Privatheit, Kultur-Natur etc.) läßt sich nach ihrer ideologiekritischen Argumentation als Ausdruck des geschlechtshierarchischen Verdeckungszusammenhangs beschreiben (Becker-Schmidt 1989). Das Getrennte wird asymmetrisch wieder zusammengesetzt, in ein hierarchisches Verhältnis gebracht, was dazu führen kann, daß die innerhalb dieser Hierarchie entwerteten Anteile gar nicht mehr zur Sprache kommen, verdeckt werden und bleiben.

Christina Thürmer-Rohr (1984 ff.) wendet die Kritik an falschen Dualismen auf das feministische Denken an, und entdeckt auch hier Vereinseitigungen und falsche Oppositionen. Im Begriff der Mittäterschaft hat sie zum Beispiel bewusst gemacht, wie sehr Frauen an der Modernisierung des Geschlechterverhältnisses beteiligt sind, in der Betonung und Radikalisierung von Differenz hat sie Verschwesterungen festgestellt, in denen die Machtunterschiede ausgeblendet werden.

Bei *Susanne Maurer* (1996) wird die Identitätslogik auf die Bewegungsgeschichte der Frauenbewegung bezogen, wo sie sich - so notwendig sie zur Selbst-Vergewisserung und Konstituierung zunächst erscheint - eben auch wieder - im Sinne einer falschen Identitätspolitik - destruktiv auswirkt, weil Festlegungen von Identität *systematisch* den Ausschluß von - wie auch immer anderen - zur Folge haben.

Nach *Jessica Benjamin* (1990) ist der Gegensatz in der Tiefenstruktur der Geschlechterverhältnisse, der auf der psychischen Ebene als Spaltung bezeichnet wird, das Vorbild für jede Form von Herrschaft. Wichtig ist im Rahmen der Benjamin'schen Theorie der Anerkennung, daß diese auf Gegensatz/Spaltung beruhende Herrschaft sowohl den Unterdrückern als auch den Unterdrückten Anerkennung entzieht.

Gudrun-Axeli Knapp (1996) sieht diese Spaltung auch in der linken Gesellschaftskritik (Frankfurter Schule und Nachfolgende), die dann irgendwann vor dem Problem stand, das Subjekt nicht mehr gesellschaftstheoretisch verorten zu können. Es entstanden zwei Fiktionen: die subjektlose Gesellschaft (als das Objekt der Kritik), und das hypostasierte Subjekt (oder das vollständig entmündigte, entfremdete) (Knapp 1996).

Bezieht man nun diese Überlegungen auf den in a) eingeführten Theoriestrang „Dualität von Struktur“, so ist festzustellen, dass gerade Giddens, der sich um Antworten auf dieses Grundproblem bemüht, den Geschlechteraspekt ausläßt, genauer: von den Wirkungen der Geschlechterhierarchie abieht, die das Handeln von Frauen und Männern in zentraler Weise strukturiert. Der Vorwurf der „Geschlechtsblindheit“ trifft also genauso auf Struktur oder Handeln vereinseitigende Analysen zu, wie auf den (prominentesten) Versuch, sie zu integrieren. So anerkennt Kathy Davis (1991) durchaus die Brauchbarkeit der Giddens'schen Machttheorie für die feministische Forschung, die sie in fünf Hauptargumenten sieht:

„1.) Power is integral to social interaction“

„2.) Power is intrinsic to human agency“

„3.) Power is relational, involving relations of dependance and autonomy“

„4.) Power is enabeling as well as contraining“

„5.) Power is processual“ (Davis 1991:70ff).

Hierdurch erscheint die Giddens'sche Theorie zunächst geeignet, um auch die Machtverhältnisse in Geschlechterbeziehungen zu beschreiben. Doch es fehlt, so Davis (Davis 1991:82), die Kontextualisierung von Macht:

„Giddens, like most social theorists of power, does not address the subject of gender, gender relations or power relations between the sexes. In fact, both his theory of structura-

tion as well as his conception of power are completely devoid of any connection with concrete contexts or the situated practices of social actors. His theory is general and highly abstract making it, at best, a heuristic framework for the enterprising investigator brave enough to try to use it" (Davis 1991:82f).

Allerdings neigt Kathy Davis selbst zu dichotomen Denkformen, wenn sie ihre Ansprüche an eine Machttheorie formuliert: es erscheint so, als könne diese Theorie nur *entweder bei power oder bei gender* ansetzen.

Auch Bauman, der versucht, andere Themenschwerpunkte für eine postmoderne Soziologie zu etablieren, tut dies ohne systematische Berücksichtigung des Geschlechterverhältnisses. Dabei kann doch, je mehr die Subjektperspektive ins Blickfeld rückt, umso weniger von unterschiedlichen Geschlechtsbezügen abgesehen werden.

Handeln wird in diesen theoretischen Ansätzen de-kontextualisiert, zumindest was den Kontext des hierarchischen Geschlechterverhältnisses anbelangt. Die Vermutung liegt nahe, dass vor allem aktuellere soziologische Ansätze ein Denken „auf der Höhe der Zeit“, sprich: unter den Rahmenbedingungen von Individualisierung und Pluralisierung, damit gleichsetzen, sämtliche sozialen Stratifizierungen hinter sich zu lassen¹⁹. Dadurch verfestigen sich bestimmte Mechanismen der Thematisierung bzw. Dethematisierung. Es wird somit auch auf der Forschungsebene ein Verdeckungszusammenhang wirksam. Ausgeblendet bleiben weiterhin z.B. Handlungsbereiche, die nach Ansicht feministischer Theoretikerinnen für den sozialen Zusammenhalt, für Gesellschaft allgemein, unverzichtbar sind: vor allem die Bereiche des immer noch vor allem Frauen zugeschriebenen Handelns in Care-Zusammenhängen, die gesellschaftlich minderbewertet sind und in dieser Minderbewertung (vor allem, aber nicht nur) weibliche Lebensrealität verdecken (vgl. Stauber 1996). Ausgeblendet bleiben aber auch die modernisierten Versionen des hierarchischen Geschlechterverhältnisses, wie z.B. neue Zuschreibungsmuster an junge Frauen, neue Selbstverständlichkeiten in den gesellschaftlichen Anforderungen, die trotz des Mythos der Gleichberechtigung (Oechsle/Geissler 1998) die alten Segmentierungen weitertragen - mit dem spät-modernen Unterschied, nun wirklich individuell bewältigt werden zu müssen.

Genauigkeit wird hier immer wichtiger - im Hinblick auf die differenzierte Wahrnehmung von *Geschlechtsspezifika und Geschlechterhierarchien* (vgl. Bitzan 1996). Die (verblüffende) Geschlechtsblindheit vieler Lebensstiluntersuchungen und jugendkulturellen Studien (vgl. z.B. Roth/Rucht 2000, nicht jedoch Hitzler et al. 2001) suggeriert, daß diese Form der Genauigkeit die gerade mühsam errungene Ordnung durch „zuviel Binnendifferenzierung“ wieder durcheinanderbringt oder die mühsam erreichte Differen-

19 So sehr es sich etabliert, *gender* als gesellschaftstheoretische Kategorie einzubeziehen, so wenig wird hiermit das hierarchische Geschlechterverhältnis verbunden (vgl. kritisch und differenziert: Bradley 1996; im Blick auf die deutsche Diskussion: Kuhlmann 2000).

zierung überstrapaziert²⁰. Statt dessen gehe ich davon aus, daß ohne eine geschlechterdifferenzierte Perspektive die Qualität von Handeln gar nicht zu untersuchen ist. *Gerade* Lebensstile, Ausdrucksformen, (Selbst-)Darstellungen, die Zeichen (und was sie bedeuten) sind immanent an die Geschlechterrolle bzw. an die Auseinandersetzung mit ihr geknüpft, so dass nur eine geschlechterbewußte Untersuchung hier entscheidende Qualitäten zu entdecken vermag (vgl. hierzu Stauber 1999; 2001).

Geschlechterdifferenzierung ist noch keine Garantie für, aber die Erleichterung einer Integration von Struktur- und Handlungstheorie²¹: wenn z.B. bestimmte Ausdrucksformen als „imaginäre“ Lösungen für bestimmte Konflikte des Frau- bzw. Mann-Werdens dechiffriert werden können, besteht mehr Aussicht auf eine solche Anbindung. Und solange der Zusammenhang zwischen (geschlechterdifferenziert zu betrachtendem) Handeln und (im Hinblick auf das hierarchische Geschlechterverhältnis zu analysierender) Struktur gewahrt bleibt, können auch die *Zusammenhänge zwischen unterschiedlichen Handlungsbereichen und den interaktiven Dimensionen des Handelns* besser erkannt werden.

Nicht zuletzt ist der Bezug auf das Geschlechterverhältnis nötig, um *Anzeichen struktureller Veränderungen* identifizieren zu können, die durch das Handeln der Subjekte hervorgebracht werden. Da junge Frauen und Männer gesellschaftlich gesehen eine strategische Gruppe darstellen, kann ihr heutiges Handeln längerfristige gesellschaftliche Effekte zeitigen - mit Giddens (1988) gesprochen, haben junge Erwachsene also durchaus die Möglichkeit, *in* Auseinandersetzung mit den Strukturen des Übergangs diese auch zu gestalten und partiell sogar neu zu schaffen - zumindest symbolisch. Hier kann an Gerhard Schulze's Analyse der „Erlebnisgesellschaft“ (Schulze 1992) angeknüpft werden, deren Stärke im Aufzeigen der wechselseitigen Performanz von Struktur und Handeln liegt, und dies vor allem von der Handlungsseite her: wie aus Handeln - durch wiederkehrende Praktiken und Interaktionen - Struktur wird²². Im Wechsel der beiden Perspektiven kann die gesell-

- 20 Aufschlußreich (obgleich nicht aus dem Bereich der Jugendkulturforschung stammend) ist hierzu etwa die Entschuldigung in der vorletzten Shell Jugendstudie, trotz der geschlechtsspezifischen Auswertungsmöglichkeiten und der ausreichend hohen Fallzahl keine altersgruppenbezogenen Geschlechtervergleiche auszuführen - oder gerade *weil* sich diese Möglichkeiten nun ergeben, dies wegen der „Vielzahl von Auswertungspfaden, denen wir hier unmöglich nachgehen können“ (Shell Jugendstudie 2000:345) nur in Kurzform zu tun und die ausführlichere Version auf einen geplanten dritten Band zu verschieben.
- 21 Bestärkt wird diese Hoffnung durch neuere Entwicklungen im Bereich der feministischen Sozialforschung, welche zunehmend mehr die Vermittlungsprozesse zwischen „gender“ als Strukturkategorie gesellschaftlicher Ordnung und subjektiven Verarbeitungsweisen in der Ausbildung einer Geschlechtsidentität in den Blick nimmt, anstatt, wie es für ihre Anfänge charakteristisch war, Gesellschaft und weibliches Subjekt, Struktur und Handeln, unvermittelt bzw. einseitig deterministisch einander gegenüberzustellen (vgl. Heffnerich 1997, Fischer et al. 1996).
- 22 Schulze kann dabei deutlich machen, wie wichtig der konstruktivistische Gedanke für eine

schaftspolitische Bedeutung der Handlungsstrategien junger Frauen und Männer gesellschaftlich verortet werden - in ihrer Aktualität, aber auch in ihrer Potentialität als soziale Erfindungen mit gesellschaftlichem Ausstrahlungseffekt. Hier will die Untersuchung einen Theoriebeitrag leisten - mit einem gegenstandsbegründeten Versuch der Genauigkeit. Dieser zielt weniger auf eine *grand theory* denn auf eine *grounded theory* - sprich, darauf, dass in der genaueren, empirisch unterlegten Analyse Aufschlüsse über die Beschaffenheit und die Dynamik des Geschlechterverhältnisses möglich sind.

Dies soll hier versucht werden - in einem genaueren Blick auf die Bedingungen und Strategien des Erwachsenwerdens - als junge Frau, als junger Mann, unter Zuhilfenahme praxisbezogener Erkenntnisse über berufliche Übergangsprozesse und ihre Anforderungen (Pohl/Schneider 2000) und im Querblick zu empirischen Untersuchungen mit unterschiedlichen Gruppen junger Frauen und Männer im Übergang (Miles et al. 2002; Walther/Stauber et al. 2002). Nötig bleibt hierzu ein Machtkonzept bzw. ein Konzept der Reproduktion von Geschlechterverhältnissen, das kontextualisiert ist in solchen konkreten Zusammenhängen. Zum Beispiel kontextualisiert in jugendkulturellen Gemeinschaften, die, wie Techno, zunächst einmal eine Öffnung von Geschlechterrollen versprechen, deshalb z.B. für junge Frauen auch attraktiv erscheinen, dann aber auch wieder mit geschlechtsspezifischen Arbeitsteilungen aufwarten; kontextualisiert in der Entstehung von *embodied meaning* - so oder so: die gegebenen Geschlechterrollen bestätigend, oder aber von ihnen abweichend und vielleicht gerade deshalb Bedeutung generierend; kontextualisiert in sozialen Räumen, welche es vielleicht am ehesten erlauben, von einer wirklichen Öffnung der Geschlechterrollen zu sprechen; kontextualisiert in Lern- und Identitätsprozessen: wo finden wichtige Erfahrungen statt, wo zum Beispiel die Begegnung mit *signifikanten Anderen* (Mead 1968)? Und wie werden solche Erfahrungen umgesetzt in Handeln, und damit wirksam für die Veränderung der Struktur des Geschlechterverhältnisses?

c. Die Hierarchie der Bedeutungen - was findet soziologische Aufmerksamkeit?

Es gibt verschiedene Arten von Abspaltungen: entweder, wie gerade beschrieben, die Trennung von Zusammengehörendem, die nachfolgende Hierarchisierung, das „falsche“ Wieder-Zusammensetzen. Oder aber, was nur eine Variante davon ist: das Ausklammern von Themen aus den gesellschaft-

solche Handlungs-/Strukturtheorie ist (Schulze 1992:230 ff.). Soziale Milieus sind für ihn „Gemeinschaften der Wirklichkeitsinterpretation und der Wirklichkeitsselektion“ (ebd.:266). Wo es Schulze aber v.a. um die Frage geht, wie diese Wahrnehmung als Basis sozialer Zuordnung funktioniert, steht in dieser Untersuchung die Frage nach der Bedeutung sozialer Milieus für sozialintegrative Prozesse im Vordergrund.

liehen Relevanzbereichen, sprich: aus dem, was gesellschaftlich und gesellschaftstheoretisch zählt, und ihre Delegation an „Unterabteilungen“, oder, weniger abwertend: an Spezialdisziplinen. Womit aber wiederum das passiert, was hier kritisiert wird: das Zerschneiden des Zusammenhangs, und damit tendenziell Hierarchisierung (denn das Schaffen eines Unterschieds geht meist einher mit einer unterschiedlichen Bewertung der auseinandergeschnittenen Teile (vgl. Bradley 1996, Rommelspacher 1994). Modernes Denken versucht sich ja gerade auf diese Weise einen Überblick zu verschaffen (Bauman 1992) - ein Versuch, der eine Hierarchie von Bedeutungen schafft, die, im Kern einer patriarchalen Logik folgend (mit „Ökonomie“ und „Erwerbsarbeit“ als Themen von höchster Priorität), behauptet, klar unterscheiden zu können, was gesellschaftlich relevant ist, und was eher vernachlässigt werden kann - im gesellschaftlichen und das heißt auch im politischen und wissenschaftlichen Diskurs. Gesellschaftliche Diskurse produzieren kollektive Deutungsmuster, die sich als common sense immer wieder und immer wieder in neuer Form unter den Alltag, die Beziehungen, die politischen Auseinandersetzungen legen. Diese Diskurse sind von denselben Machtstrukturen durchzogen wie die Gesellschaft selbst. In ihnen werden Bedeutungen festgelegt, wird normalisiert, definiert, aber auch wieder in Frage gestellt - sie sind Teil „der Kämpfe um kulturelle Hegemonie (...), d.h. um die Macht, soziale Bedürfnisse verbindlich zu definieren und Interpretationen sozialer Verhältnisse zu legitimieren“ (Fräser 1994: 16f). In der Frage: was ist gesellschaftlich relevant, was nicht? geht es letztlich auch um massive Anerkennungskonflikte.

Auf diese Weise ist auch die Abspaltung von Forschungen über Kultur zu begreifen: Jugendforschung und Jugendkulturforschung verstehen sich, nicht nur in Deutschland, sondern überraschenderweise auch in England, wo die Jugendkulturforschung ‚zu Hause‘ ist, als getrennt voneinander. Der innere Zusammenhang zwischen (jugend-)kulturellen Phänomenen und den strukturellen Problemen des Aufwachsens in der Gesellschaft bleibt so merkwürdig implizit. Die allgemeine Jugendforschung‘ behandelt Jugendkulturen, jugendkulturelle Szenen und Trends oft nur marginal, und die Jugendkulturforschung bezieht sich zu wenig auf gesellschaftliche Rahmenbedingungen wie etwa die strukturellen Veränderungen der Übergänge (vgl. Gebhardt et al. 2001): In Großbritannien noch deutlicher als hierzulande hat sich die Übergangsforschung aufgespalten in eine ökonomistische Youth research, der es hauptsächlich um die Struktur von „transitions“ (Übergänge) geht (mit einem zunehmend überkommenen linearen Modell dieser Übergänge) einerseits, und andererseits den am Rande des gesellschaftstheoretischen Relevanzbereichs sich entwickelnden, hier allerdings ganz gut etablierten, Cultural Studies, die sich jedoch über den „semiotic and linguistic turn“ immer weiter von der Betrachtung gesellschaftlicher Strukturen entfernt haben (Cohen/Ainley 2000). So wurde das, was dieser Forschungsrichtung

zunächst mehr Anerkennung versprach, zum weiteren Faktor für theoretische Abkoppelung. Wäre die gesellschaftliche Relevanz der Cultural Studies von vorne herein unbestritten gewesen, hätte dies gar nicht passieren können. Nur um den Preis der Abspaltung der Diskurse konnte sie an eigenem Profil gewinnen. Umgekehrt kann es sich dank ihrer Existenz die allgemeine Jugendforschung' immer noch leisten, auf eine genauere und vor allem integrierte Untersuchung jugendkultureller Phänomene zu verzichten.

In Deutschland finden sich ähnliche Aufspaltungen. Auch hier gibt es auf der einen Seite eine stark struktur- und institutionenbezogene Forschung zu Statuspassagen und lebenslaufbezogenen Übergängen (vgl. etwa die Arbeiten des Bremer Sonderforschungsbereichs 186 „Statuspassagen und Risikolagen im Lebensverlauf“, Heinz 2001), in der zwar die Vermittlung zwischen institutionellen Logiken und individuellen Handlungsstrategien thematisiert, jedoch sehr stark von der institutionellen Seite aus betrachtet werden; und es gibt eine vor allem ausbildungs- und arbeitsmarktbezogene Übergangsforschung (Brock et al. 1991), die sich wenig für jugendkulturelle Entwicklungen interessiert. Auf der anderen Seite profitiert die Jugendkulturforschung von einer Ausdifferenzierung soziologischer Entwürfe, die quasi immer passender werden für die Theoretisierung ihres Gegenstandes. Die Betrachtung des Symbolischen gehört inzwischen zum „guten Ton“: sowohl bei denen, die sich mit der „allgemeinen“ Theorie der Gesellschaft beschäftigen, als auch bei denen, die die Symbole ins Zentrum ihres soziologischen Interesses gestellt haben, und die von ersteren gerne zitiert werden: Sich z.B. damit zu beschäftigen, was Stile sind, ist nach Meinung der meistgelesenen ‚Modernisierungstheorien‘ (Beck, Giddens, Lash, Bauman) unter spätmodernen Bedingungen bodenständigste Soziologie und führe in die Kernbereiche soziologischer Auseinandersetzung (Bauman 1995a). Doch inwieweit mündet dies in eine tatsächliche Anerkennung ihrer Fragestellungen als gesellschaftlich relevante? Hier sehe ich zwei Varianten: a) das gestiegene Interesse an jugendkulturellen Trends ist so kurzfristig wie die Phänomene selbst, es führt zu Übertreibungen, Dramatisierungen oder Idealisierungen, mit denen die *relative Bedeutung* jugendkultureller Entwicklungen nicht zu fassen ist, und um so eher fällt dieses Interesse wieder in sich zusammen. Oder b): das Interesse besteht allenfalls in metatheoretischen Entwürfen, wird aber nicht heruntertransformiert, zum Beispiel auf die Ebene von Jugend- und Übergangsforschung. So hält sich die Kluft zwischen Kernthemen und Randthemen, die eben nur zum Teil ein theorieimmanentes Problem darstellt, zu einem anderen Teil jedoch gesellschaftliche Wertigkeiten und gesellschaftliche Muster der Anerkennung widerspiegelt.

Angesichts dieser Kluft will diese Arbeit eine Brücke schlagen zwischen Übergangsforschung und Jugendkulturforschung. Ansatzpunkte hierfür finden sich zum Beispiel in einer Szeneforschung, die mit der Art und Weise, wie sie jugendkulturelle Themen bearbeitet, anschlussfähig wird für die all-

gemeinere Fragestellung „Übergänge“. Zum Beispiel, indem sie in jugendkulturellen Szenen Vergemeinschaftungsformen sieht, deren Struktur auf die Anforderungen und Bedürfnisse junger Erwachsener in individualisierten Übergängen paßt (Hitzler et al. 2001). Szenen sind aufgrund dessen, dass sie quer zu bisherigen Gesellungsformen und auch quer zu großen gesellschaftlichen Institutionen liegen, lebensweltlich zugänglich, und damit in der Lage, subjektive Relevanzen aufzugreifen. Sie können aber vielleicht gerade aufgrund ihrer „Teilzeitstruktur“ Bedeutung gewinnen als „Sinngemeinschaften“ (ebd.) bzw. als „Handlungsgemeinschaften“ („communities of practice“, Wenger 1998, siehe auch Miles et al. 2002), die zum einen die Wertschätzung des Informellen, Selbstorganisierten, Selbstgestalteten ausdrücken, und zum anderen - über die sozialen Lernprozesse - beschreibbar machen, wie subjektiv Bedeutungsvolles für soziale Zusammenhänge wichtig werden kann. Wenn im Ansatz von Ronald Hitzler, seinen Kollegen und Kolleginnen der Begriff der *Szene* die zentrale Bedeutung von *Kommunikation* und *Interaktion* markiert (Hitzler et al. 2001: 21), so wird mit einer stärkeren Betonung des sozialen Lernens in *communities of practice* das soziale Lernfeld sichtbar, das diese Szenen eröffnen. Hier ist also genau die Hierarchie zwischen „bloß Symbolischem“, „Jugendkulturellem“ einerseits und „gesellschaftlich Bedeutungsvollem“ andererseits aufgehoben; deutlich wird vielmehr, wie beides bei jungen Frauen und Männern im Übergang zusammenhängt. Ausgangspunkt hierfür ist jeweils die Anerkennung subjektiver Relevanzen. Diese sind womöglich ausschlaggebend für das Zustandekommen von Motivation und von individuellen wie sozialen Lernprozessen. Wie wird etwas bedeutungsvoll? Wann beginnt etwas subjektiv relevant zu werden? Und welches Lernpotential wird hierdurch freigesetzt? Was also ist aus der Subjektperspektive bedeutend an den Bedeutungen? Diese Fragen sollen hier zum Ausgangspunkt genommen werden, um die Verbindungslinien aufzuzeigen zwischen jugendkulturellen Ausdrucksformen junger Frauen und Männer, ihren subjektiven Relevanzen, und den strukturellen Rahmenbedingungen ihres Erwachsenwerdens.

Relevanz wird hier also selbst zur Handlungskategorie, die in jugendkulturellen Szenen quasi in erster Instanz verhandelt wird. Ausgangsthese ist, dass sich das Thema des jeweils Symbolisch-Jugendkulturellen mit anderen Übergangsthemen schneidet und damit sozial relevante Fragen aufwirft. Wie wollen wir leben? Als junge Frauen, als junge Männer? Wie wollen wir miteinander umgehen? Wie gehen wir mit Andersdenkenden um? - Fragen, die sich zum Teil der Ebene des praktischen Bewußtseins (Giddens) abspielen, die teilweise jedoch auch der expliziten Ausformulierung einer szenespezifischen Ethik dienen, bei einer diskurszugewandten Szene wie der Hip-Hop-Szene genauso wie bei einer eher diskusabgewandten wie der Techno-Szene. In solchen Aushandlungsprozessen wird ein Bezug zur gesellschaftlichen Normalität hergestellt, über sie erklärt sich die Dynamik des Generatio-

nenverhältnisses, des Geschlechterverhältnisses, des Verhältnisses zu kulturellen Normalitätsvorstellungen. Hier stellt sich ganz alltagspraktisch die Beziehung zwischen Individuum und Gesellschaft dar, hier bildet Handeln Struktur um, bildet neue Strukturen aus.

Somit werden subjektive bzw. kollektive Relevanzen an einen gemeinschaftlichen Kontext gebunden, in dem sie entstehen, modifiziert, ersetzt werden. Hier geht es um (Lern-)Prozesse, die das, was Bauman „posttraditionale Gemeinschaften“ genannt hat (Bauman 1995), inhaltlich füllen können. Bei Bauman waren diese ja erst von außen beschrieben worden: als womöglich sehr kurzfristige, zum Teil auch nur „imaginäre“ Gemeinschaften, die lediglich durch eine gemeinsame „ästhetische“ Ausrichtung zusammengehalten werden. Sieht man nun diese Gemeinschaften als *communities of practice* dann wird klarer, was diese Gemeinschaften - kurz- oder längerfristig - von innen zusammenhält: das Generieren von Bedeutungen, die sozusagen als Sinnzusammenhang hinter den einzelnen stilistischen Ausprägungen stehen.

Mit diesen noch vorläufigen Überlegungen soll die Hierarchie der Bedeutungen handlungstheoretisch aufgelöst werden - für eine Untersuchung der Selbstinszenierungen von Aktivist*innen einer regionalen Techno-Szene, die strukturell angebunden bleiben will, unabdingbar. So sollen sozialen Prozesse handlungstheoretisch erklärbar werden, und gleichzeitig - weil diese Aushandlungsprozesse ja immer von handelnden Subjekten betrieben werden - geht es um deren Entwicklung als einem wichtigen *Movens* auch im Hinblick auf Sozialität. Die so oft auseinanderfallenden Themen der individuellen Lern- und Suchprozesse und der sozialen Entwicklung/Reproduktion/Innovation werden eng miteinander verzahnt, um durch das eine auch Aufschluß zu gewinnen über das andere.

Nachdem nun einige der Denkvoraussetzungen, die für die weitere Entwicklung der Fragestellung wichtig sind, geklärt wurden, erscheint es aussichtsreich, diese im Blickwechsel von den Subjektleistungen hin zur Ebene der Gesellschaft und wieder zurück zu verfolgen. Mit dem Konzept der jugendkulturellen Selbstinszenierungen wird nun ein theoretisch und empirisch aussichtsreicher Zugang zu einer solch integrierten Sichtweise entwickelt.

2. „Selbstinszenierungen" als theoretischer und empirischer Zugang zu einer Handlungstheorie sozialer Integration

„According to the Situation and within the framework of a general architectonics, what is then a role (and no longer a function) occupies a preeminent place. (...) We have come to recognize, (...), that social existence is, before all else, theatrical, and within this framework each scene, however minimal or ‚serious‘ it may be, is ultimately important. (...) In theatricality, nothing is important, because everything is important. And what presides over the regulation of this scenic order in a ‚nonconscious‘ fashion is the feeling of participating in a general representation, whether one wishes or not“ (Michel Maffesoli 1993:4).

Mit der Ausarbeitung von „Selbstinszenierungen" zu einem handlungstheoretischen Konzept zur Analyse riskanter Übergänge geht es mir darum, diese *theatricality* ernst zu nehmen, in der „nichts wichtig ist, weil alles wichtig ist". Dies soll hier auf die Selbstinszenierungen übertragen werden: Über sie und in ihnen spielt sich soziales Leben ab. Sicher nicht „alles" soziale Leben, doch - zumal für junge Erwachsene - ein beträchtlicher Teil ihres sozialen Lebens. Die Selbstinszenierungen müssen daher in ihren Bedeutungen erkannt und anerkannt werden²³. Dazu gehört auf der *analytischen* Ebene, sie zum einen in einen gesellschaftstheoretischen Kontext zu stellen und zum anderen die Subjektleistungen zu erkennen, die in diesen Selbstinszenierungen liegen. Auf der *methodischen* Ebene ist hierfür Grundvoraussetzung, eine andere Sprache für den Bedeutungsgehalt dieser Ausdrucksformen zu finden, welche geeignet ist, ein erweitertes Verständnis zu entwickeln für die unterschiedlichen Bedeutungsschichten, die in diesen Ausdrucksformen liegen. Diese andere Sprache muß den im vorigen Kapitel entwickelten Maßstäben entsprechen: sie sollte das Handeln der Subjekte einbeziehen und in ein dynamisches Verhältnis zu den Strukturbedingungen von Übergängen setzen können, sie sollte erlauben, gesellschaftliche Bereiche zusammenzudenken und eben nicht falsch zu dichotomisieren, sie sollte in diesen Interdependenzen keine neuen Hierarchien aufmachen, sondern den Wechsel im Blick behalten und offen bleiben für real existierende Prozesse und Veränderungen und die hiermit verbundenen Ambivalenzen. Eine solche Sprache sollte nach Möglichkeit auf Zuschreibungen verzichten - auf problematisierende genauso wie auf idealisierende. Jugendkulturen unterlagen immer schon bestimmten Zuschreibungen - negativen wie positiven. Mehr noch: Negative Zuschreibungen von Devianz, von „Problematik", von etwas, das es gesellschaftlich zu kontrollieren gilt, sind so alt wie der Begriff der Jugend selbst (vgl. Hebdige 1997). Und spätestens seit der sogenannten Birmingha-

23 Vgl. hierzu den Sonderforschungsbereich „Die Kultur des Performativen" an der FU Berlin, in dem derzeit sämtliche Aspekte der Inszenierung des kulturellen Lebens - mit Schwerpunkt auf der Moderne - untersucht werden (vgl. Wulf et al. 2001).

mer Schule des Centres for Contemporary Cultural Studies (CCCS), die in den siebziger Jahren mit ihren damals bahnbrechenden Arbeiten (Willis 1974) den Jugendkultur-Diskurs auch hierzulande sehr stark beeinflusst, wenn nicht überhaupt eröffnet hatten, gibt es auch positive Zuschreibungen, etwa von Widerständigkeit und Dissidenz. Auch diese positive Aufladung ist verkürzend, da mit ihr die ganzen eigenwilligen, nicht in die „Erwachsenenlogik“ passenden jugendkulturellen Ausdrucksformen unberücksichtigt bleiben. Dies hat Sarah Thornton - in kritischer Nachfolge der Birminghamer Schule - klar erkannt:

„While youth have celebrated ‚Underground‘, the academics have venerated ‚subcultures‘; where young people have denounced the ‚commercial, scholars have criticized ‚hegemony‘; where one has lamented ‚selling out‘, the other has theorized ‚incorporation‘. In this way, the Birmingham tradition has both over-politicized youthful leisure and at the same time ignored the subtle relations of power at play within it (Thornton 1997:201) (Hervorh.: B.S.).

Es sollte also gelingen, trotz und mit der Anerkennung der Selbstinszenierungen als Subjektleistungen auch zu sehen, wo hier, mit Sarah Thornton, *subtile Machtbeziehungen* wirken. Denn es ist zu vermuten, dass auch diese *theatricality* nicht frei ist von ihnen. Indem Selbstinszenierungen können real existierende Konflikte verdecken, diese quasi überspielen, und tragen so zur Aufrechterhaltung von Konfliktstrukturen bei. Am Beispiel der hierarchischen Geschlechterverhältnisse: wo die Selbstinszenierung junger Frauen auf unterschiedlichste Weise dokumentiert, sie hätten den Geschlechterkonflikt hinter sich gelassen, werden hierarchische Geschlechterverhältnisse modernisiert, jedoch nicht ent-hierarchisiert. Diese zumeist nicht bewußte Mittäterschaft (Thürmer-Rohr) besteht nicht nur im Hinblick auf den geschlechtshierarchischen Verdeckungszusammenhang, sondern genauso im Hinblick auf die Individualisierungsideologie, oder auf die ausgrenzende Leistungs-ideologie. Es ist also herauszufinden, wo sich in den jugend-kulturellen Selbstinszenierungen Mittäterschaft ausdrückt, aber auch, wo sie mit und in diesen Selbstinszenierungen wieder gebrochen wird - etwa durch Verhaltensmuster, die bestehende Hierarchien nicht einfach nur reproduzieren.

Diesbezüglich stößt man in der direkten Interaktion mit jungen Frauen und Männern immer wieder auf scheinbar Paradoxes. Was ist beispielsweise von einer Kommerzialisierungskritik junger Erwachsener zu halten, die gerade dabei sind, ihre berufliche Existenz genau darauf aufzubauen, dass Gleichaltrige oder Jüngere immer mehr Geld für Jugendkonsum, für Mode, für Stilbildung im weitesten Sinne ausgeben? Die dabei noch den Anspruch verfolgen, eine andere Art von Märkten für diese Bedarfe zu entwickeln, doch dann von ebendieser Kommerzialisierung (bzw. ihren Marktzwängen) wieder eingeholt werden? Was ist hieran zu entdecken, außer einem schlichten Widerspruch zwischen Anspruch und Wirklichkeit? Welche Bedeutungsebenen liegen in dieser Abgrenzung von der Kommerzialisierung? Wofür

steht der Wunsch, es *anders* machen zu wollen? Womit setzen sich junge Erwachsene symbolisch und real auseinander?

Die Selbstinszenierungen, die hier als analytisches Konzept entwickelt werden, will ich in beiderlei Hinsichten betrachten: zum einen finden sie statt in Hierarchien, die sie teilweise symbolisch infrage stellen bzw. mit denen sie symbolisch „umgehen“ - hier sind ökonomische Machtstrukturen genauso zu nennen wie etwa das hierarchische Geschlechterverhältnis oder Rassismen; zum anderen transportieren bzw. schaffen sie auch neue Bedeutungen, die über diese Hierarchien hinausweisen.

2.1 Selbstinszenierungen und ihre Doppelwertigkeit

Selbstinszenierungen sind zunächst einmal Ausdrucksformen auf der Ebene der Selbstdarstellung - der realen (Körper, Bewegung, optische oder akustische Präsenz), oder auch der virtuellen (in Medien, im Internet). Dabei müssen sie nicht immer auffällig sein. Sie können sich als *basic theatricality* (Maffesoli 1993) auch darin ausdrücken, wie eine Person spricht, gestikuliert, steht, sitzt, was sie von sich zeigt, welche Themen sie wählt für ihre Selbstdarstellung in unterschiedlichen Kontexten (vgl. Wulf et al. 2001).

Selbstinszenierungen sind zu einer sozialen Normalität und zu einer sozialen Notwendigkeit geworden. Hier ist noch einmal an den gesellschaftlichen „Zustand“ zu erinnern als dem strukturellen Rahmen für die Übergänge, um die es hier geht: in diesem gibt es kein gesellschaftliches Sein mehr ohne diese Formen der Selbstdarstellung, selbst wenn junge Frauen und Männer genau hiergegen opponieren (was sie immer wieder tun, um zum Beispiel die Oberflächlichkeit ihrer Szenen zu kritisieren). Es geht schlechterdings nicht mehr „ohne“. Müßig wäre es, datieren zu wollen, seit wann dies so ist. Seit man von Jugendkulturen sprechen kann, weisen sie diesen Aspekt der Selbstinszenierung auf, auch in Zeiten vor der selbsterklärten Postmoderne. Doch nun wird die Selbstdarstellung - wie auch die Selbstbegründung - zu einer alltäglichen Handlungsaufforderung in fast allen Lebensbereichen. Wie vielfach beschrieben, reicht sie als permanente Aufforderung bis in die Individuen hinein: auch vor mir selbst muß oder will ich mich in manchen Situationen noch inszenieren. Und so alltäglich diese Selbstinszenierungen sind, so sehr sind sie doch darauf angewiesen, dass es einen Rahmen, eine Bühne, ein Setting gibt, in dem sie stattfinden und interaktiv werden können.

Im vorigen Kapitel wurde bereits entwickelt, warum diese Selbstinszenierungen in den riskanter gewordenen Übergängen ins Erwachsensein immer wichtiger werden. Warum sie also insbesondere für junge Frauen und Männer zu einer grundlegenden, das heißt für den Alltag basalen Handlungsform geworden sind. *Wie* sie wichtig werden/geworden sind, und was dies alles - subjektiv wie gesellschaftlich - bedeutet, ist Gegenstand dieser Arbeit. Den Anfang hierzu machen folgende Hypothesen, die sich auf die inne-

re (subjektive) und äußere (strukturelle) „Logik“ der Selbstinszenierungen beziehen:

In Selbstinszenierungen finden junge Frauen und Männer eine (symbolische) Antwort auf das Problem, dass basale Voraussetzungen, die sie für die Gestaltung ihrer Übergänge in ein immer unklarerer Erwachsenenwerden brauchen, systematisch fehlen bzw. latent als defizitär erlebt werden. Die Rede ist von solch elementaren Dingen wie *Handlungsfähigkeit*, *soziale Zugehörigkeit*, *Sinn*. Indem Selbstinszenierungen als Handlungsformen gesehen werden können, dank derer sich mit diesem strukturellen Defizit aktiv umgehen läßt, können sie für die handelnden Subjekte einen Eigenwert bekommen, der weit über die gesellschaftliche Funktionalität, die sie ja damit auch erfüllen (indem Subjekte handlungsfähig bleiben), hinausweist. Es geht eben nicht nur darum, zum Beispiel trotz widriger gesellschaftlicher Bedingungen aktiv und motiviert zu bleiben, sondern über die Handlungsform Selbstinszenierungen eine ganze Reihe von subjektiven Potentialen und Bedeutungen zu erschließen. Selbstinszenierungen stehen also nicht nur für den Umgang mit knappen Ressourcen, sondern können diese auch generieren. Hieraus ergibt sich die zweifache Natur der Selbstinszenierungen. Und hieraus leitet sich die Aufgabe ab, in der Analyse eine doppelte Perspektive einzunehmen: zum einen Selbstinszenierungen als Hinweis auf diese knappen Ressourcen zu nehmen, mit ihrer Hilfe also strukturellen Problemlagen zu rekonstruieren, zum anderen jedoch auch das Potential der Bedeutungen, die mit und durch diese Handlungsform entstehen, zu erschließen. Im Hinblick auf die knappen Ressourcen Handlungsfähigkeit, soziale Zugehörigkeit und Sinn könnte dies folgendermaßen aussehen:

Selbstinszenierungen und *Handlungsfähigkeit*:

- eine in der Tat im Übergang von der Jugend in ein immer riskanter werdendes Erwachsensein knappe Ressource. Junge Frauen und Männer erleben sich in diesen Übergängen immer wieder eingeschränkt, was ihre Handlungs- und Entscheidungsmöglichkeiten angeht. Selbstinszenierungen *symbolisieren* hier eine Handlungsfähigkeit, die junge Frauen und Männern in vielen Situationen nicht oder nur sehr eingeschränkt haben: etwa durch cooles, toughes Auftreten, durch einen bestimmten Habitus, eine selbstbewußte Körpersprache etc. Gleichzeitig jedoch *sind* diese Selbstinszenierungen Handeln, und dieses Handeln bekommt im subjektiven Erleben Relevanz für die Bewältigung, manchmal auch für die Gestaltung von Übergängen. So sind z.B. jugendkulturelle Ausdrucksformen sehr oft „Grenzüberschreitungen“, mit denen Handlungsfähigkeit und Eigenmächtigkeit *real* ausgelebt wird, mit denen über diese konkrete Handlung jedoch auch symbolisch transportiert wird: *wir können bestimmen*. Jose Machado Pais (2000) nennt hier das Beispiel der Skater und Skaterinnen, die den städtischen Raum jenseits aller

städteplanerischen Vorgaben nutzen, sich dabei permanent über Grenzen hinwegsetzen, andere Beispiele sind Graffiti-Sprayer und Sprayerinnen, die sich eigenmächtig den städtischen Raum aneignen, Raver und Raverinnen, die Räume illegal zu Partyzonen umnutzen etc. Ohne jugendkulturelle Ausdrucksformen hierauf verkürzen zu wollen, geht es immer auch darum, Bewegungs-, Gestaltungs-, Handlungsräume zu öffnen, wo diese eigentlich oder besser: offiziell nicht vorgesehen sind. Junge Frauen und Männer können dabei in einer Weise handlungsfähig sein, wie es ihnen in vielen anderen Lebensbereichen - z.B. der Berufsfindung - nicht möglich ist. Dies trifft auch auf gewaltbereite oder offen gewalttätige Szenen wie Hooligans oder rechte Skins zu. Gleichzeitig wird an diesen Beispielen deutlich, wie formal eine solche Charakterisierung noch ist.

Selbstinszenierungen und soziale Zugehörigkeit:

Selbstinszenierungen sind immer bezogen auf andere, auf diese oder jene Gruppe, auf diesen oder jenen (von einer bestimmten Szene repräsentierten) Lebensstil. *Sie symbolisieren Zugehörigkeit*, etwa durch die Übernahme eines bestimmten Habitus, einer bestimmten Körpersprache, eines bestimmten Kleidungsstils, einer Präferenz für bestimmte Musik- und Tanzstile. *Aber sie generieren auch konkrete Zugehörigkeiten*: Kontakte entstehen an Orten der Selbstinszenierung, Freundschaften entstehen über sichtbare äußere Kennzeichen, Selbstinszenierungen bzw. jugendkulturelle Interessen motivieren zu gemeinsamen Aktivitäten. Freilich symbolisieren Selbstinszenierungen auch Abgrenzung und Nicht-Zugehören-Wollen und lassen dadurch bestimmte andere Begegnungen nicht entstehen bzw. machen sie unwahrscheinlicher (Gelder 1997). Jede Jugendkultur prägt so ihre konkreten regionalen Zusammenhänge aus: Milieus, Szenen, Netzwerke, soziale Infrastrukturen. So entstehen soziale Haltepunkte für Übergänge, welche strukturell entbettet sind (Giddens 1996), wo also soziale Zugehörigkeit eher als eine knappe Ressource erlebt wird. Von hier aus gibt es einen engen Rückbezug zu *Handlungsfähigkeit* und *Sinn*. In solch selbstgeschaffenen (Infra-)Strukturen kann eigene Handlungsfähigkeit erlebt werden, kann erfahren werden, dass das eigene Handeln Wirkung hat, und genau hierüber werden solche Zusammenhänge wichtig, relevant, *sinnvoll*.

Selbstinszenierungen und Sinn:

Durch symbolische Bezugnahmen auf bestimmte Stile, Szenen, Moden wird es möglich, sich selbst bzw. die eigenen Handlungen in einem bestimmten, selbstgewählten (wenn auch oft medial vorgeprägten) (*jugend-kultureilen*) *Zusammenhang* darzustellen. Dieser ist, trotz der Betonung des Ästhetisch-Stilistischen, immer auch ein Sinn-Zusammenhang. Doch auch hier gibt es

die doppelte Perspektive: so lädt die Bezugnahme auf einen bestimmten Lebensstil Handlungen mit Sinn auf, die sonst vielleicht schwer als sinnvolle darzustellen wären - zum Beispiel bestimmte (u.U. selbst nicht so gewollte) Entscheidungen im Übergang Schule-Beruf, die aber im Rahmen der jugendkulturellen Verortung Sinn machen, wie etwa die Überbrückung von Wartezeiten auf einen Studienplatz durch Jobben in einem angesagten Szeneladen oder Lokal. Diese Bezugnahme generiert jedoch auch als solche Sinn: sie läßt zum Beispiel Ausdrucksformen und interaktive Zusammenhänge entstehen, die relevant werden können: zum Beispiel der Besuch von *bestimmten*, gerade angesagten Cafes oder Bars, der Besuch von *bestimmten* Parties, zum Beispiel der Einkauf von Mode in *bestimmten*, besonders coolen oder avantgardistischen Läden, zum Beispiel der Umgang mit bestimmten Leuten, die jeweils stilbildend und „wichtig“ werden (biografisch wie auch für den sozialen Mikrokosmos der Szene). Mit dem Generieren von Sinnhaftigkeit wird eine Ressource geschaffen, die in jugendlichen Übergängen immer knapper zu werden droht und die gleichzeitig eine der zentralsten Voraussetzungen für eine aktive Gestaltung dieser Übergänge ist.

In allen diesen - hier noch hypothetisch formulierten - Aspekten kommt die Doppelwertigkeit der Selbstinszenierungen zwischen Symbolisieren und Generieren zum Ausdruck. Während des Wechsels zwischen empirischer und theoretischer Arbeit hat sich für diese Untersuchung ein Denkschema herausgebildet, das ganz grob folgendermaßen skizziert werden kann:

Abbildung 1: einfaches Denk-Schema „Selbstinszenierungen“

Selbstinszenierungen	Symbolisieren
Generieren	Handlungsfähigkeit Zugehörigkeit Sinn

Das heißt: Selbstinszenierungen sind immer in dieser Doppelwertigkeit von Symbolisieren und Generieren zu denken, und in beiden Hinsichten entfalten sie Bedeutung für so zentrale Handlungsvoraussetzungen wie Handlungsfähigkeit, Zugehörigkeit und Sinn. Für die Beteiligten entfalten sie zum einen eine direkte Bedeutung: sich als handlungsfähig erleben, sich Räume aneignen, sich als Teil einer Gruppe (oder eben: anders als eine Gruppe) erleben, sich körperlich erleben. Aber auch: Zugehörigkeit und Distinktion zum Ausdruck bringen, sich als Teil einer symbolischen *Community* fühlen, sich als

Teil **ihres Undergrounds**, ihrer Avantgarde etc. fühlen. Die Bedeutungen sind **grundsätzlich** zweifach: sie changieren zwischen der Eigenwertigkeit des Zeichens und seiner bezeichnenden Funktion. Und womöglich ist auch das Erleben immer zugleich unmittelbar und symbolisch und changiert zwischen Direktheit und Verweisung.

2.2 *Selbstinszenierungen als imaginäre Lösungen für Konflikte im Übergang*

Ein bereits eingeführtes Theorieangebot wird hier wichtig: die von Cornelia Helfferich beschriebene symbolische Handlungsfähigkeit, mit der jugendliche, jugendkulturelle, und das heißt zumeist auf den Körper bezogene Handlungsformen zu imaginären Lösungen für strukturelle Konflikte werden (Helfferich 1994). Der Verdienst dieses Ansatzes ist es, bei der Beschäftigung mit jugendkulturellen Ausdrucksformen nicht in Vergessenheit geraten zu lassen, dass es eine Fülle von strukturellen Konflikten gibt, mit denen junge Frauen und Männer sich im Übergang auseinandersetzen müssen und für die es eine Lösung zu finden gilt - wenn auch nur „imaginär“, sprich: auf der symbolischen Ebene. Selbstinszenierungen sind immer *auch* imaginäre Lösungen für solche *strukturellen Konflikte*.

Die allgemeinste Konfliktbeschreibung ist womöglich diese: einerseits als junge Frau, als junger Mann voll verantwortlich zu sein **für** das Gelingen bzw. Scheitern der Übergänge, andererseits jedoch in der Handlungsfähigkeit beträchtlich eingeschränkt zu werden, in vielen Übergangsbereichen kein Wirkungsfeld vorzufinden, sich deshalb jugendkulturell eines zu schaffen. Lothar Böhnischs und Heide Funks Begriff der Übergangeneit (Böhnisch/Funk 1989) läßt sich hier fruchtbar anwenden: Handlungsfähigkeit und Handlungsbedürfnisse junger Frauen und Männer werden übergangen. Der Grundkonflikt liegt also in der Paradoxie der Individualisierung: Konfliktlösungen werden individuell zugemutet (auch wenn es sich um strukturelle Konflikte wie z.B. das Problem der Arbeitsmarktentwicklung handelt), die entsprechenden Ressourcen zur Konfliktlösung werden jedoch nicht zur Verfügung gestellt bzw. liegen strukturell außer Reichweite.

Ein ähnlicher Konflikt resultiert aus der individualisierungsbedingten Paradoxie, dass die unterstützenden, Halt gebenden Grundvoraussetzungen für das geforderte selbstverantwortliche Handeln nicht gegeben sind, dass also junge Frauen und Männer in der Angewiesenheit auf soziale Unterstützung, Zugehörigkeit, sozialen Halt nicht wahrgenommen werden. Wiederum ein Problem von Übergangeneit. Auf beide Grundkonflikte, die übrigens beide auf das grundsätzliche Problem der Anerkennung verweisen (Benjamin 1990, Honneth 1992), geben Selbstinszenierungen eine Antwort.

Andere grundsätzliche Konfliktlinien, mit denen sich Selbstinszenierungen - sehr oft implizit - beschäftigen, sind das Geschlechterverhältnis und die rassistische Dominanzkultur (Rommelspacher 1995). Ersteres insofern, als eine Gesellschaft, die inzwischen eine Gleichheitsrhetorik pflegt und eine Vielzahl an „Gleichheitsmythen“ produziert hat (Oechle/Geissler 1998:24), jeder einzelnen jungen Frau, und auch manchem einzelnen jungen Mann zumutet, mit den dennoch existierenden Hierarchien individuell zurechtzukommen. Die Selbstinszenierungen als starke junge Frau oder als sensibler „neuer“ junger Mann antworten genau auf diesen Konflikt und verdecken ihn zugleich, um ihn damit noch weiter ins Private zu verschieben. Letzteres, insofern eine vermeintlich integrative multikulturelle Gesellschaft das real existierende Unvermögen im Umgang mit Differenz auslagert auf die Ebene eines rassistischen Alltags, der von Nichtdeutschen bzw. Nichtweißen individuell bewältigt werden muß. Es ist überhaupt nicht ausgemacht, dass junge Frauen und Männer hierfür symbolische Lösungen finden, die nach vorne weisen. Genauso wie in der Auseinandersetzung mit Geschlechterhierarchien wieder auf patriarchale Geschlechterrollen zurückgegriffen werden kann, kann sich hier der Dominanzanspruch symbolisch verfestigen: die rechte Szene mit ihren Drohgebärden und der tatsächlich ausgeübten Gewalt nutzt den gesellschaftlich verdrängten, aber existierenden Rassismus als Gelegenheitsstruktur für ihre Selbstinszenierungen, doch auch auf der Seite der von Rassismus Bedrohten kann es zu weiteren Abgrenzungen (z.B. gegen andere ethnische Gruppen) kommen, die die rassistische Grundstruktur wiederholen. „Lösung“ ist wirklich nur eine Lösung in Anführungsstrichen - sie stellt auf der symbolischen Ebene ein Versprechen, eine Verheißung dar, die im Moment attraktiv erscheint, die im Moment Handlungsfähigkeit, Vergewisserung, Stärke, Zugehörigkeit, Progressivität, Distinktion etc. verspricht, jedoch keine wirkliche Lösung des Konflikts sein muß.

Die strukturell begrenzte Handlungsfähigkeit, die verleugnete Angewiesenheit, die verleugnete Geschlechterhierarchie und die verleugnete rassistische Dominanzkultur sind wichtige Beispiele für verdeckte gesellschaftliche Konfliktlinien, in denen sich die Übergänge junger Frauen und Männer vollziehen. Sie werden umso bedeutender, je stärker die Individualisierung als Diskurs wie als struktureller Tatbestand wird, je stärker also die Verantwortlichkeit von Gelingen und Scheitern den einzelnen jungen Frauen und Männer zugewiesen wird, ohne die nötigen Grundvoraussetzungen hierfür zu schaffen. Wie tauchen solche grundlegenden Konfliktlinien in den Lebensbereichen auf, die für Übergänge junger Frauen und Männer relevant sind, und inwiefern stellen jugendkulturelle Selbstinszenierungen eine imaginäre Lösung für diese Konflikte dar? Dies soll im folgenden kurz skizziert und mit Beispielen aus dem empirischen Teil der Untersuchung illustriert werden.

Ausbildung und Arbeit:

Lila ist zum Zeitpunkt des Interviews 22 Jahre alt und wartet seit einigen Semestern auf einen Studienplatz für Psychologie. Sie hat inzwischen auch die Möglichkeit, eine Ausbildung als Krankenschwester zu beginnen, doch im Moment hadert sie noch stark mit dieser Option. Einstweilen arbeitet sie sehr selbstständig im Modeladen ihrer Freundin, trifft mit ihr Entscheidungen über das Sortiment, geht mit ihr auf Modemessen. Es ist mehr als ein Job, wie sie im Interview betont, und hier hat sie - aus der Außenperspektive - einen sozialen Ort, an den sie gut paßt und über den sie sich gut präsentieren kann: sie verkauft genau die Mode, die in ihrer Szene getragen wird, die Arbeit im Laden ergänzt sozusagen ihr Profil, das sie als eine der Aktiven in der regionalen Szene mit ihren Interessen und ihren Schwerpunkten hat. Dennoch inszeniert sich *Lila* auch als Suchende: der Job ist keine wirkliche Lösung für ihre Berufsfindung. Doch er ist eine kurz-bis mittelfristige Lösung, als Überbrückung, die kulturell *paßt*.

Ein Konflikt in diesem Bereich kann sein, die eigenen Vorstellungen im Hinblick auf Ausbildung und Beruf (kurzfristig) nicht realisieren zu können, und nun Strategien finden zu müssen, die subjektiv-biografisch „passen“ und legitimatorisch (den Eltern, der „Erwachsenenwelt“ gegenüber) Bestand haben. Die *Handlungsfähigkeit* ist dabei je nach materiellen, sozialen und (jugend)kulturellen Ressourcen mehr oder weniger eingeschränkt. Jugendkulturelle Selbstinszenierungen erlauben es, die Handlungsstrategien und Entscheidungen im positiven Sinne symbolisch aufladen (oder aber entwerten und damit ablehnen) zu können. Für manche jungen Frauen und Männer ist es sogar mehr: sie finden über den Weg der Selbstinszenierung, des jugendkulturellen Engagements auch eine berufliche Perspektive.

Eine andere Konfliktlinie liegt in der Spannung, sich selbst Optionen offenhalten zu wollen, jedoch aufgefordert zu werden, sich festzulegen, sich für eine bestimmte Ausbildung, einen bestimmten beruflichen Weg zu entscheiden. Das Offenhalten von Optionen kann durch jugendkulturelle Selbstinszenierungen symbolisch geleistet werden - beispielsweise durch ein nonkonformes Outfit. Selbstinszenierungen können sich jedoch auch materialisieren, indem zum Beispiel das jugendkulturelle Milieu die Erwägung, eine biografisch sinnlose Ausbildung abzubrechen und andere Wege einzuschlagen, bestärkt, stützt und möglich macht.

Familie und Wohnen

Storm ist zum Zeitpunkt des Interviews 26 Jahre alt und Besitzerin zweier Modeläden in einer ländlichen Region. Sie inszeniert sich als sehr selbstbewußte, eigenwillige, risikobereite junge Frau, macht aber kein Hehl daraus, daß sie weiterhin auf die Unterstützung ihrer Eltern angewiesen ist, die sie aufgrund des guten Verhältnisses zu ihnen auch in Anspruch nehmen kann. So hilft ihre Mutter ab und zu im Laden aus, ihr Vater hat ihr bei der Einrichtung der Läden geholfen, die Eltern haben für ihren Kredit bei der Bank gebürgt, beide stehen ihr mit Rat und Tat zur Verfügung. Gerade *weil* ihr diese Beziehung zu den Eltern so wichtig ist, hat *Storm* nun beschlossen, auszuziehen. Eine nur scheinbare Paradoxie. Denn es geht *Storm* darum, diese Beziehung vom Wohnen unter einem Dach zu entlasten.

Hier geht es um *die Ambivalenz aus Abhängigkeit und Autonomie*, die sich durch die unterschiedlichsten Konstellationen von (durchaus gegenseitiger) Abhängigkeit hindurchzieht: die Gleichzeitigkeit von materieller Abhängigkeit und dem Wunsch nach autonomer Lebensführung; die Angewiesenheit der Eltern bzw. des einen (getrennt lebenden oder verwitweten) Elternteils auf die Tochter/den Sohn, und dadurch eine Rückbindung trotz vielleicht schon möglicher selbständiger Lebensführung. Oder die Erfahrung gegenseitiger Wichtigkeit und Unterstützung, die neue Commitments erfordert. *Teilautonomie* in vielfältigsten Formen muß hier entwickelt und gelebt werden, wobei Selbstinszenierungen immer eine wichtige Rolle spielen: sie helfen im Binnenraum der Familie, um sich vor elterlichen Übergriffen auf „das eigene Leben“ zu schützen und abzugrenzen, sie dienen aber nach außen hin dazu, das Verhältnis zu Mutter und/oder Vater als ein distinktes darzustellen, das sich z.B. von Zuschreibungen (wie dieses Verhältnis sei oder sein sollte) abgrenzt. So wird durchaus auch ein offenes Bekenntnis zur Teilautonomie möglich: jungen Frauen und Männern scheint es von der Position einer eigenständigen kulturellen Verortung aus relativ leicht zu fallen, klar zu benennen, wo sie zum Beispiel elterliche Unterstützung brauchen und genießen, und wo sie dezidiert alleine zurechtkommen wollen.

Geschlecht und Identität

Win ist zum Zeitpunkt des ersten Interviews 27 Jahre alt und betreibt einen Modeladen. Sein Interesse an Mode rührt aus Zeiten, in denen ihm an einer - teilweise auch sehr auffälligen - Selbstinszenierung gelegen war, die sich damals noch viel stärker als dies heute der Fall wäre an geschlechtsspezifischen Normalitätsvorstellungen und ihren impliziten Homophobien brach: sich als junger Mann zu schminken, einen auffälligen Haarschnitt zu tragen, sich auffällig zu kleiden. Dass er damit vor allem bei den Eltern seiner Freundinnen Anstoß erregt hat, war ihm ein deutlicher Hinweis auf die Grenzen der Geschlechterrolle: sich so zu geben, gehörte nicht ins Repertoire männlich-heterosexueller Verhaltensmuster. Gleichzeitig war es für ihn ein wichtiger Hinweis auf das kulturelle „Erregungspotential“ (Ziche 1991), das mit solchen Grenzverletzungen verbunden ist und auf die Bedeutung, die Mode und Styling in diesem Zusammenhang haben.

Der Grundkonflikt liegt hier zwischen einem gesellschaftlichen Klima, das Festlegung erwartet, und subjektiven Suchprozessen. Wo es - gerade entlang der Geschlechterlinie - einen deutlichen Identitätszwang gibt (vgl. Hagemann-White's Analysemodell des „Kulturellen Systems der Zweigeschlechtlichkeit“, Hagemann-White 1994), bieten Selbstinszenierungen in (wechselnden) jugendkulturellen Zusammenhängen den hierfür erforderlichen Spiel- und Experimentierraum. Dabei scheinen junge Frauen und Männer umso mehr die im weitesten Sinne jugendkulturellen Möglichkeiten der Bezugnahme zu nutzen, je weniger die Erwachsenenwelt hierfür ein geeignetes Anregungsmilieu bereitstellt. Insofern bieten auch medial vermittelte Bilder - wie etwa die Bilder der „starken Mädchen“ (Stauber 1999), der „coolen

Jungs", oder eben der jugendkulturell *ganz anderen* Jungs und Mädchen - wechselnde Folien der Vergewisserung in (immer auch geschlechtsbezogenen) Orientierungsfragen. Gerade wenn man von einem balancierenden Identitätsmodell ausgeht, von einer Identität, die alltäglich „erarbeitet“ werden will, wird die Bedeutung solcher Orientierungen, (Vor-)Bilder, Möglichkeiten des Sich-Identifizierens offenkundig. Für den latenten Konflikt zwischen einem solchen balancierenden Identitätsmodell und Identität als *Geschlechteridentität*, von der ja gemeinhin eine Festlegung erwartet wird - ein Identitätszwang, der schon vor der Pubertät greift (Winter/Neubauer 1998) - wird dies umso wichtiger.

Körperlichkeit und Sexualität

Su, zum Zeitpunkt des Interviews 24 Jahre alt, hat vor kurzer Zeit von einem Bekannten einen Second-Hand-Laden für trendige Mode übernommen. Sie ist von auffällender körperlicher Präsenz und Selbstsicherheit und inszeniert sich glaubwürdig als junge Frau, in deren Interaktionen vor allem mit Vertretern des männlichen Geschlechts immer wieder „der Sexfaktor dazwischenkommt“. Sie beschreibt aber auch sehr offen die Geschichte ihrer Körperlichkeit, die vor allem dadurch eine entscheidende Wendung genommen hat, dass sie in den letzten drei Jahren 18 Kilo abgenommen hat. Für sie geht alles damit einher bzw. ist unentwärtbar miteinander verbunden: diese körperliche Veränderung, die Sexualisierung ihrer Beziehungen, in denen sie früher nur immer nur die „Kumpelfrau“ war, aber auch ihre persönliche Reifung und der Zugewinn an Respekt, der mit ihrem neuen Status als Selbständige verbunden ist.

Körperliche Selbstinszenierungen sind einerseits durchdrungen von dem Hauptkonflikt, der auf der Körperebene entsteht, dem Konflikt zwischen vermeintlicher Autonomie - gerade des jugendlichen Körpers (vgl. Helfferich 1994) - und einer (geschlechtsspezifischen) Reglementierung des Körpers. Andererseits kann der Körper ein Ort der Selbstgestaltung werden - für viele junge Frauen und Männer sogar der einzige Ort, an dem sie Gestaltungsfreiheit spüren. Selbstinszenierungen bewegen sich hier also in der Spannung zwischen Autonomiezentrum einerseits und Streßquelle andererseits - und in dieser Ambivalenz werden sie immer wieder auch zur symbolischen Lösung für den genannten Konflikt. Dies wird dann deutlich, wenn sich zum Beispiel *Su* mit ihrer körperlichen Veränderung des Potentials körperlicher Selbstinszenierung bewusst wird, aber auch des Stresses, den sie heute, da sie verstärkt die Sexualisierung ihrer Beziehungen und Interaktionen wahrnimmt, *anders* bewältigen muß.

Partnerschaften und Freundschaftsbeziehungen

Storm inszeniert sich im Interview als starke Frau unter starken Frauen (hierzu zählt sie ihre Mutter genauso wie ihre Freundinnen - und später, im zweiten Interview, auch ihre kleine Tochter, die inzwischen geboren ist), als Freundin unter Freundinnen, als eine Frau in einem weiblichen Beziehungsnetz, in dem sie etwas zu geben hat (zum Beispiel Jobs), in dem sie aber gleichermaßen auch angewiesen ist (zum Beispiel auf die Zuverlässigkeit ihrer Freundinnen/Mitarbeiterinnen). Jenseits feministischer Bezugnahmen ist ihr die Bedeutung dieses weiblichen Bezugssystems sehr bewußt, es stellt ihr zentrale Haltepunkte in ihrer Suche nach Anerkennung und Bindung bereit.

Zum einen haben Freundschaften, vor allem auch gleichgeschlechtliche, im Zusammenhang mit den jugendkulturellen Entwicklungen der letzten Zeit eine Aufwertung erfahren: reine Mädchenbands zum Beispiel liefern Mädchen eine gute Folie für die Freizeitgestaltung „unter sich“, im Freundinnenzusammenhang (vgl. Krojer 1996, Zeppenfeld 1999).²⁴ Hier läßt sich also über die Selbstinszenierungen das Problem der gesellschaftlichen Abwertung zum Beispiel von Mädchenzusammenhängen symbolisch transzendieren. Im Hinblick auf gemischtgeschlechtliche Partnerschaften allerdings bleibt für junge Frauen der Konflikt zwischen dem Diskurs der Gleichberechtigung (der sich mit ihrem eigenen Anspruch trifft) und der real oft erlebten Geschlechterhierarchie bestehen. Sie bleiben damit weiterhin „Expertinnen des Zwiespalts“ (Funk 1993). Was die jungen Männer anbelangt, so ist hier eine Inszenierung von Männlichkeit zu beobachten, die *neben* den neuen Inhalten - wie einer höheren Sensibilität, Verständnis- und Gesprächsbereitschaft - vielfach auch wieder die alten Klischees bespielt. Auch hier gehen Erwartung von außen und Selbstanspruch eine untrennbare und häufig unglückselige Verbindung ein, insofern Verunsicherungen und Überforderungen individualisiert bewältigt werden müssen.

Die große biografische Aufgabe ist, und dies ist der übergreifende strukturelle Konflikt, alle Anforderungen, die in diesen verschiedenen Lebensbereichen an junge Frauen und Männer gestellt sind, zu vereinbaren. Denn in allen diesen Lebensbereichen finden Übergänge statt, alle sind wichtig, und viele stehen in mehr oder weniger direkter Beziehung zueinander (etwa Familie/Wohnen und Ausbildung/Arbeit). Diese Lebensbereiche haben aber durchaus eine unterschiedliche Logik, und die Anforderungen, die sie jeweils an junge Frauen und Männer stellen, können dadurch in Widerspruch zueinander treten. Vermittlung und Vereinbarung werden zu Zentralthemen für junge Frauen und Männer im Übergang, mit denen sie in ihren Selbstinszenierungen umgehen. Angesichts der Vieldimensionalität der Anforderungen im Übergang liegt das Potential der Selbstinszenierungen und

24 Dasselbe kann für Beziehungen zu bzw. unter nichtweißen oder nichtdeutschen Freundinnen gesagt werden. Die Selbstinszenierung etwa als „bunte“ Freundinnengruppe bleibt eine imaginäre Lösung für den weiterexistierenden gesellschaftlichen Rassismus, der jederzeit aufbrechen kann - auch in die vermeintlich privaten Beziehungen hinein.

der Entwicklung von Lebensstilen offensichtlich darin, einen Beitrag zu leisten zur Erfüllung dieser zentralen Aufgabe: Vereinbarkeit und Kohärenz herzustellen, Sinnzusammenhänge zu schaffen, Integrationsleistungen zu erbringen, die dafür sorgen, dass, bildlich gesprochen, nicht alles auseinanderfällt. Dieses Potential macht sie für meine Fragestellung so interessant. Hier wird Lernen möglich - ein sehr informelles, alltagsnahes Lernen. Sie können daher sowohl in actu als auch im biografischen Rückblick für das Subjekt „integrationsrelevant“ werden. In gesellschaftlicher Hinsicht werden sie es dann, wenn sie ihrerseits integrationsrelevante (Mikro-)Strukturen ausbilden - z.B. Netze, in denen andere einen sozialen Halt finden, aber auch Haltepunkte auf der stilistischen/ästhetischen Ebene.

Der Ansatz bei den Selbstinszenierungen ist also deshalb aussichtsreich, weil er wichtige Voraussetzungen dafür, dass der „Wechsel im Blick“ gehalten werden kann, bereithält: *Selbstinszenierungen befinden sich in einem Spannungsverhältnis zwischen imaginärer Lösung für gesellschaftliche Konflikte und dem Generieren eigener Bedeutungen, und damit zwischen Struktur und Handeln*: in diesen Lösungen wird immer eine gesellschaftliche Konfliktstruktur abgebildet, gleichzeitig *kann* die jeweilige Lösung - zumindest symbolisch - über diesen Konflikt hinausweisen. Mit dem Generieren eigener Bedeutungen wird diese aktive Seite eigenständiger (zum Teil kollektiver) Subjektleistungen noch betont. Der Blickwechsel von diesen Subjektleistungen zurück zur Ebene der Gesellschaft ermöglicht dann einen reflektierteren Blick auf das, was gesellschaftlich in den Übergängen zum Erwachsensein relevant ist. Die grundsätzliche Ambivalenz, die sozialen Themen wie denen der Übergänge inhärent sind, kommt durch diesen bewußten Blickwechsel zum Vorschein.

3. Zur Operationalisierung der Fragestellung: Vier Dimensionen von Selbstinszenierungen

Nachdem ein Grundverständnis von Selbstinszenierungen entwickelt wurde - die zentralen Probleme, auf die sie antworten, und einige der Konflikte, für die sie in unterschiedlichen Übergangsbereichen eine Lösung verheißen - soll nun ein kurzer Aufriß der Dimensionen erfolgen, mit denen das Untersuchungsthema eingegrenzt und operationalisiert werden kann. Es sind dies die Dimensionen *Gemeinschaft, Körper, Raum, und Identität*, die in jeweils unterschiedlicher Hinsicht für die Untersuchung von Selbstinszenierungen wichtig sind:

Jugendkulturelle Selbstinszenierungen sind angewiesen auf Szenen, das heißt: auf jugendkulturelle *Gemeinschaften*, auf die sie sich konkret oder zumindest symbolisch beziehen. Selbstinszenierungen verlaufen über den *Körper*, sie werden sozusagen körperlich ausgeführt. Sie finden in (*Sozial-*) *Räumen* statt und schaffen ebensolche. Gleichzeitig spielen sich hierdurch Prozesse der *Identitätsentwicklung* ab. Zwischen Körper, Raum, Gemeinschaft und Identität gibt es zahlreiche Verbindungen und Wechselbeziehungen - gerade bei jungen Frauen und Männern in Übergängen.

In allen diesen Dimensionen geht es um die Frage, wie *Handlungsfähigkeit, Zugehörigkeit und Sinn* hergestellt werden, und zwar entlang der oben entwickelten gesellschaftlichen Konfliktlinien, also genau: der verweigerten Handlungsfähigkeit, der verstärkten Angewiesenheit auf Zugehörigkeit, der erschwerten Sinnsuche. Gleichzeitig sind dies die inneren Verbindungslinien zwischen Gemeinschaft, Körper, Raum, und Identität. Zum Beispiel findet körperliche Handlungsfähigkeit in bestimmten Räumen statt, die hierdurch angeeignet und verändert werden; dies sind häufig kollektive Prozesse, gleichwohl aber wichtig für individuelle Identitätsbalancen.

Dies rückt nun auch die Qualität des thematischen Anlasses für diese Untersuchung, des Phänomens Techno, in den Blick: Techno hat durchaus Bedeutung für die Operationalisierung der Fragestellung, kann an diesem Beispiel doch das, was hier zu den Dimensionen jugendkultureller Selbstinszenierungen gesagt wurde, par excellence gezeigt werden. Diese Jugendkultur gewinnt - wie freilich andere auch - ihre Entwicklungsdynamik daraus, dass sie zwei grundlegende Bedürfnisse befriedigt bzw. in sich aufhebt, die zentral mit dem Aufwachsen unter Bedingungen der späten Moderne zu tun haben: das Bedürfnis nach Zuordnung und das nach Einzigartigkeit. Die beiden stehen keineswegs im Widerspruch, allenfalls in einer produktiven Spannung zueinander: sozialen Halt zu finden, eine (wenn auch manchmal virtuelle) Zugehörigkeit zu erleben und sich selbst darzustellen, sich mit dieser gestaltbaren, formbaren, für mannigfache Distinktionen geeigneten Außenseite zu inszenieren. Diese ganz allgemeine Bestimmung von Jugend-

kultur findet in Techno einen besonders exponierten Ausdruck. Seine spezifischen Entwicklungsschübe verdankt Techno den Dynamiken im Zusammenspiel von Musikindustrie, Mode, den Medien, den Aktivisten und Aktivistinnen, dem gesamten jugendkulturellen Konsum, der, und das war noch nie so deutlich wie bei Techno, eben auch nicht zu trennen ist von den Entwicklungen an der „Basis“. Diese Entwicklungsdynamiken sind inzwischen in zahlreichen Diplom-, Doktorarbeiten und Habilitationsschriften untersucht worden (Bangert 1997, Schneider/Töpfer 1997, Zuchiatti 1999, Meyer 2000, Klein 1999), es gibt Monographien zu Einzelphänomenen wie z.B. der DJ-Kultur (Poschardt 1995), es gibt Zeitschriften, die laufend einen analytischen Blick auf diese Bewegungen richten (z.B. die monatlich erscheinende DE:BUG). Es gibt seit einigen Jahren ein von Ronald Hitzler und Michaela Pfadenhauer initiiertes Netzwerk „Szene-forschung“, das den Austausch zwischen den zu Techno Forschenden befördert (vgl. Hitzler/Pfadenhauer 2001). Hierin besteht also kein zusätzlicher Forschungsbedarf, daher will ich mit meiner Arbeit auch dezidiert keine Szeneforschung betreiben. Mir geht es vielmehr um den grundsätzlichen Zusammenhang dieser Jugendkultur zu den Bedingungen des Aufwachsens bzw. der Struktur der Übergänge von der Jugend in ein immer ungewisseres Erwachsensein - ein Zusammenhang, der in den genannten Arbeiten (bis auf wenige Ausnahmen, etwa bei Klein 1999, ansatzweise auch bei Zuchiatti 1999) keine große Rolle spielt, der sich aber aus der Perspektive der Übergangsforschung geradezu aufdrängt, weil an so vielen Stellen die symbolische Bearbeitung von Übergangsthemen durch diese Jugendkultur ins Auge springt. Techno wird damit zum Forschungszugang für die Bedeutung der Selbstinszenierungen im Zusammenhang spät-moderner Übergänge. Zur Umsetzung dieser Fragestellung in ein handhabbares Untersuchungsdesign sind dann die genannten vier Themen Handlungsgemeinschaften, Körper, Räume und Identitätsbalancen genauer in den Blick zu nehmen:

3.1 Handlungsgemeinschaften

Dieser interaktionistische Ausgangspunkt wurde gewählt, um das, was Jugendkulturen allgemein kennzeichnet und in der Techno-Szene besonders deutlich hervortritt, zu fassen: Bedeutungen, Sinn, Gefühle von Zugehörigkeit und Handlungsfähigkeit werden generiert in Gruppen, in Szenen, in Handlungsgemeinschaften. Diese konnten - zumindest in den Anfangszeiten der Techno-Begeisterung - aus einander völlig unbekanntem Menschen entstehen, allein dadurch, dass fünf oder mehr Stunden mit- oder nebeneinander getanzt wurde. Auch die szeneeigene Ideologie (Toleranz, unity, family, love) hat genau diese spontan entstehende Gemeinschaftlichkeit betont und damit einen auffälligen Kontrapunkt gegen gesellschaftliches Einzelkämpfertum gesetzt. Inzwischen wird ein allmähliches Nachlassen dieser Gemeinschaftlichkeit von Szenemitgliedern bedauernd konstatiert, und in

diesem Bedauern findet die Bedeutung dieser Gemeinschaftlichkeit noch einmal ihre Bestätigung. Hat Techno als Gegenstand der Forschung vor allem zur Rezeption postmoderner Theorievorschläge wie tribal gatherings, postmoderne oder ästhetische Gemeinschaften geführt bzw. diese veranlaßt (vgl. Maffesoli 1995), so darf nicht vergessen werden, dass mit dieser Jugendkultur auch „traditionellere“ Formen der Vergemeinschaftung belebt oder wiederbelebt wurden: kleinere, überschaubare, regionale Szenen sind entstanden, die jahrelang verbindlich zusammenarbeiten und dabei flexibel genug sind, sich neben und mit den modischen Hauptströmungen weiterzuentwickeln. Hierbei geht es um andere Qualitäten des Gemeinschaftlichen, die dadurch, dass sie stilistisch flexibel sind bzw. sich weiterentwickeln, eine relative Beständigkeit aufweisen. Hier entstehen - zumindest über einen gewissen Zeitraum hinweg - verbindliche regionale Kultur-Infrastrukturen und Unterstützungszusammenhänge. Ähnliches trifft auf professionalisierte Formen der Vergemeinschaftung und Netzwerkbildung zu. Für diese verbindlicheren Formen gilt, dass gemeinsames bzw. kooperatives Handeln Bedeutung schafft, dass Bedeutungen aber auch - und dies gehört immer dazu - im Spannungsfeld zwischen Zugehörigkeit und Abgrenzung entstehen (Gelder 1997): der Abgrenzung z.B. gegenüber dem mainstream entspricht die Zugehörigkeit zu einer (oder mehreren) bestimmten Gruppe(n). In der Dynamik jugendkultureller Entwicklungen liegt, dass es zunächst, in den Anfangszeiten, um Distinktion nach außen und um Zugehörigkeit nach innen geht. Sobald Bedeutungen von zu vielen geteilt werden, scheinen Binnendifferenzierungen entlang der Grenze underground-mainstream nötig (vgl. Thornton 1995). Das Wechselspiel Distinktion und Zugehörigkeit reproduziert sich im Laufe der Zeit jedoch im Binnenbereich. So entsteht eine Dynamik, die den transitorischen Charakter dieser Gemeinschaften unterstreicht.

3.2 Körper: der „verkörperte Sinn“

Die Jugendkultur Techno spitzt zu, was Jugendkulturen (der Moderne wie der „Postmoderne“) generell charakterisiert: dass Bedeutungen „durch den Körper“ gehen, körperliche Insignien haben, über den Körper nach außen getragen werden („embodied meaning“, Shilling 1999). Entsprechend wird der Körper genutzt (und kann aufgrund seiner Jugendlichkeit auch genutzt werden) zur stilistischen Gestaltung - mit sämtlichen Ein- und Ausschlußmechanismen, die dies für junge Frauen und Männer mit unterschiedlichen finanziellen, sozialen, aber auch körperlichen Möglichkeiten mit sich bringt. Nachdem die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Jugend diese körperliche Ebene traditionell vernachlässigt hat (vgl. Klein 1999) war Techno auch ein Anlaß für die Forschung, sich stärker dem Körper und seinen Bedeutungsebenen zuzuwenden (Hitzler/Pfadenhauer 1996 ff., Ludescher/Weiß

1997; Schneider/Töpfer 1996; Bangert 1997, Meyer 2000, Klein 1999, Zuchiatti 1999). Vor allem ein Aspekt wurde hierbei herausgearbeitet: die Entgrenzung in ihrer geschlechtsspezifischen Bedeutung, und damit die spezifische Qualität einer körperlichen (Selbst-)Vergewisserung als junge Frau, als junger Mann. Techno wurde zum herausragenden Beispiel dafür, die geschlechtsspezifisch definierten Grenzen neu zu bestimmen, zum Teil auch völlig hinter sich zu lassen: Als Entgrenzung der weiblichen Geschlechterrolle durch die Extrovertiertheit des Tanzes (und ihrer gefahrlosen Ermöglichung durch Techno), als Entgrenzung der männlichen Geschlechterrolle durch das Entdecken des Körpers im Styling, in der Bewegung, wodurch junge Männer sich deutlich von traditionellen männlichen Körperbildern entfernen konnten. Im Tanz als Aneignung des Raumes durch die tanzenden Körper, die sich nicht auf eine irgendwie definierte Tanzfläche beschränken, sondern tendenziell den gesamten Raum und alle möglichen Situationen einbeziehen (besonders gut beschrieben bei Bangert 1997 und Klein 1999). Im Hinblick auf die körperliche Leistungsfähigkeit als Grenzverschiebung - zum Teil unterstützt durch Drogenkonsum, aber auch durch Trance-Effekte und den Marathoneffekt der „körpereigenen“ Drogen. Im Hinblick auf (Selbst-) Kontrolle als unbegrenztes Eintauchen, Vergessen, sich Hinwegspülen-Lassen mit wiederum für die beiden Geschlechter unterschiedlichen Konnotationen. In zeitlicher Hinsicht als Entgrenzung der Nacht bis in den Vormittag hinein. Stilistisch als grenzenloses Nebeneinander von Tanz- und Kleidungsstilen. Die Bedeutung dieser Körpererfahrungen liegen in der (Rück-)Gewinnung von Handlungsfähigkeit, im Generieren von Sinn, in Lernerfahrungen, die für die unterschiedlichen Formen der Zugehörigkeit wichtig werden können.

3.3 Räume

Durch die jugendkulturelle Aneignung und Gestaltung des sozialen Raumes finden (Selbst-)Vergewisserungen statt. Handlungsfähigkeit findet hier einen materiellen Ausdruck, wobei wiederum Entgrenzung ein wichtiges Thema ist: im Falle von Techno das aktive Überschreiten der Raumgrenzen, der (in den Anfangszeiten meist illegale) Zugriff auf brachliegende städtische oder ländliche Flächen, die Umnutzung von ehemaligen Militärgelände, aufgelassenen Fabriken, von Autobahnunterführungen, die Nutzung der freien Natur... . Sich Raum zu nehmen und ihn für die eigenen Zwecke zu gestalten ist eine besonders wirkungsvolle Form von Handlungsfähigkeit, weil sie auch mit der Verschiebung von Machtgrenzen zu tun hat (Ball et al. 2000, Skelton/Valentine 1998). Nicht zuletzt deshalb sind die Aktivitäten der Technoszene in einigen Ländern wie in England, der Schweiz, besonders aber in Israel zu einem Politikum ersten Ranges geworden. Dies zeigt auch, dass solche Raumaneignungen je nach konkretem Kontext spezifische Bedeutun-

gen bekommen können. In der ländlichen Techno-Szene, soweit sie Gegenstand dieser Untersuchung war, ist dies zum Beispiel auch die (jugendkulturell veränderte) Wiederaneignung von Räumen: seit der Kindheit vertraute Landschaften werden zur *party-location*, werden in einen völlig anderen Kontext gestellt und völlig anders erlebt. Zum Teil wird die Region neu kennengelernt - einfach dadurch, dass ständig neue Plätze aufgetan werden müssen - und somit ein neuer Regionalbezug entwickelt. Die „Modernisierung des ländlichen Raumes“ (Böhnisch/Funk 1989) verläuft auch jugendkulturell. Das Ergebnis: spezifische Mischformen zwischen einer sehr **Urbanen** Jugendkultur und der ländlichen Normalität. Ebenso interessieren hier die geschlechtsspezifischen Bedeutungen der Raumeignung. In vielen Einzelaspekten hat Techno die geschlechts-spezifische Verteilung von Freiräumen und ihrer Nutzung verändert: auf der Tanzfläche (durch die Entgrenzung der Tanzfläche), durch die „befreiten“ Codes der Begegnung (Kitlitschko 1997), durch eine verstärkte Mobilität im Land/über die Landesgrenzen hinaus. Welche Qualität haben die selbstgeschaffenen Räume für junge Frauen, für junge Männer, als Räume für Begegnung, als soziale Infrastrukturen in der Stadt, in der ländlichen Region?

3.4 Identitäten - Lernen

Auf allen genannten Ebenen - der körperlichen, der räumlichen, der interaktiven - finden wichtige Prozesse des Lernens und der Identitätsbildung, besser: der Identitätsbalance statt. Diese interessieren hier besonders im Hinblick auf die Gestaltung sozialer Beziehungen, im Hinblick auf die Ausformulierung der Geschlechterrolle und im Hinblick auf berufliche Entwicklungen. Die grundsätzliche These hierzu ist: Sobald etwas wichtig wird, Bedeutung bekommt, kann Lernen einsetzen, kann sich Identität verändern, weiterentwickeln, umgestalten. Relevanz ist die Grundvoraussetzung für Lernen. Wo und wie sie entsteht, wo und wie etwas bedeutsam wird, kann nicht von außen bestimmt werden, sondern entscheidet sich allein auf der subjektiven Ebene. Für die befragten jungen Frauen und Männer gehört das beiläufige, informelle Lernen in den scenebezogenen Aktivitäten hierher, ebenfalls die Erfahrungen im Tanz, mit sich selbst, mit dem eigenen Körper, die Erfahrungen in der Begegnung mit anderen, die Erfahrungen mit den Spielarten der Selbstinszenierung. Viele dieser Lernprozesse - namentlich das Lernen im Hinblick auf die Geschlechterrolle und ihre Variationsmöglichkeiten (*gender-learning*) - sind vielleicht nur auf diese beiläufige Art möglich. Zum Teil stiften diese Erfahrungen deshalb Sinn, weil es sich um herausragende, aus dem Alltag herausgehobene „Events“ handelt. Sie eignen sich für die Selbstinszenierung, nicht nur in actu, sondern auch später noch in der Erinnerung, im Erzählen (vgl. Gebhardt et al. 2000).

Das Hauptinteresse liegt dann auf den Lern- und Identitätsprozessen, die in der Vermittlung verschiedener Lebensbereiche und damit verschiedener Relevanzebenen liegen. Selbstinszenierungen sind die *Form*, und oft auch der symbolische *Inhalt*, den diese Vermittlungsarbeit bekommt. Sie haben unter anderem die Funktion, den Zusammenhang, oder besser: das Kohärenzgefühl herzustellen. Wie also werden in diesen Vermittlungsleistungen berufliche, geschlechtsbezogene, kollektive Identitäten ausbalanciert?

Diese Überlegungen bringen die Fragestellung auf den Weg: Die vier Dimensionen Gemeinschaften, Körper, Raum und Identitäten-Lernen erweitern die oben entwickelte Grundskizze um die inhaltliche Seite, woraus sich für die Operationalisierung der Fragestellung folgendes Schema ergibt:

Abbildung 2: Operationalisierungs-Schema „Selbstinszenierungen“:

Selbstinszenierungen: - in/von Gemeinschaften - körperliche - räumliche - Identitäten	Symbolisieren
Generieren	Handlungsfähigkeit Zugehörigkeit Sinn

Das heißt: die Äußerungen der befragten jungen Frauen und Männer zu den Themenkomplexen Gemeinschaften, Körper, Raum und Identitäten-Lernen werden im Hinblick auf Handlungsfähigkeit, Zugehörigkeit und Sinn ausgewertet, und zwar unter der Perspektive der Doppelwertigkeit dieser Selbstinszenierungen zwischen Symbolisieren und Generieren. An diesen vier inhaltlichen Dimensionen wird sich also zeigen, worin die spezifische Bedeutung der Selbstinszenierungen in Übergängen als gesellschaftlichem Integrationsfeld liegt.

4. Selbstinszenierungen als methodologischer Zugang zur Untersuchung riskanter Übergänge

„A group or a person is never related to a culture in a simple one to one fashion, or in a direct linear fashion. A teenager does not listen to one record in a vacuum, and then to another record, she is not affected by so many degrees immediately by one exposure to a record, or even a type of record. Experience is not atomised in that way, and people live their expressive lives as a symbolic whole“ (Willis 1974:4, Hervorh.:B.S.).

Entsprechend dieser Überlegungen von Paul Willis sollen nun die Selbstinszenierungen als methodologischer Zugang zu einer Forschung genutzt werden, der Bedeutungszusammenhänge nicht zerreißt, sondern es erlaubt, Bedeutungen *i m Zusammenhang*, sprich: in der Verweisung aufeinander zu begreifen. Diesbezüglich sind die Selbstinszenierungen als „sensitizing concept“ (Blumer 1969) zu verstehen, das sensibilisieren soll für einen Lebensbereich (eine kleine soziale Lebenswelt, Hitzler/Eberle 2000)²⁵, dessen Relevanz in der bisherigen Jugendforschung - zumindest in Deutschland - systematisch unterschätzt wurde. Es soll sensibilisieren für die Dialektik aus Struktur und Handeln einerseits, Symbolisieren und Generieren andererseits. Und für das Zusammenspiel verschiedener Lebensbereiche, das die Lebenswelten junger Frauen und Männer und die Komplexität der Anforderungen, mit denen sie heute konfrontiert sind, ausmacht.

Die heuristische Relevanz des Konzepts der Selbstinszenierungen will ich daran bemessen, inwiefern es hilft, einige Prinzipien, die unter anderem im Kontext feministischer Methodologie wichtig geworden sind, umzusetzen - die Prinzipien der *Subjektorientierung*, der *Lebensweltorientierung*, der *Konfliktorientierung*, der *Anerkennung von Differenz*, der *Offenheit* und der *Reflexivität* von Forschung.

4.1 Hermeneutische Ausgangspunkte: Die Prinzipien des Verstehens im Rahmen einer feministischen Methodologie

Das geforderte Denken in Zusammenhängen und wechselseitigen Angewiesenheiten wurzelt in einer *feministischen Methodologie*. Diese hat kein spezifisches Methodenrepertoire, charakteristisch ist vielmehr die der Wahl der jeweiligen Methoden zugrundeliegende Analyse - ihr Begründungszusammenhang (vgl. Müller 1984). Ausgangspunkt ist die Analyse der Geschlechterhierarchie als einem zentralen gesellschafts-strukturierenden Prinzip -

25 „Als ‚klein‘ bezeichnet wird eine kleine soziale Lebenswelt (...), weil in ihr die Komplexität möglicher Relevanzen reduziert ist auf ein *bestimmtes Relevanzsystem*“ - und nicht etwa, weil sie nur kleine Räume beträfe oder nur aus wenigen Mitgliedern bestünde (Hitzler/Eberle 2000:116).

neben anderen gesellschaftlichen Strukturkategorien wie soziale Segmentation oder Rassismen, mit denen sie zusammenwirkt, zu denen sie jedoch keineswegs in ein - wie auch immer geartetes - hierarchisches Verhältnis zu bringen ist. Dieses Prinzip drückt sich aus in vielfältigen Formen des Verdeckens von weiblicher bzw. der weiblichen Seite zugeschriebenen (und daher auch Männer betreffenden) Realität (z.B. der Realität von Bedürftigkeit und Angewiesenheit) und der normalisierenden, sprich: mit entsprechenden Bewertungsmustern aufgeladenen Reproduktion dieser geschlechtshierarchischen Ausblendungen, Abspaltungen, Dualismen (Hagemann-White 1993). Diese stehen miteinander in Verbindung, bilden einen symbolisch-kulturell-strukturellen Zusammenhang, der mit dem bereits oben eingeführten Begriff des Verdeckungszusammenhangs benannt wurde (vgl. Bitzan/Funk/Stauber 1998)²⁶. Muster dieses Verdeckungszusammenhangs zu entdecken bedarf einer Forschungshaltung, die sich nicht damit begnügt, auf der Oberfläche institutioneller oder subjektiver Sichtweisen zu verharren, sondern „einsteigt“ in die Binnenlogiken der Subjekte²⁷. Mit dieser Haltung ist zwar kein „Ausstieg“ aus dem Verdeckungszusammenhang möglich - die verdeckenden Muster durchdringen jedes Forschungssetting, bis hinein in den Sprachgebrauch -, wohl aber das Sichtbarmachen einiger dieser Strukturen, vor allem den immer wieder anderen und latent strukturverändernden Umgang der Subjekte mit ihnen.

Insofern entspringt das Prinzip der *Subjektorientierung* einer feministischen Grundüberlegung: die Befragten als Subjekte mit eigenen Relevanzsystemen wahrzunehmen, mit denen sie sich innerhalb dieser (verdeckten) Strukturen bewegen, mit denen sie sich - direkt oder indirekt - auf sie beziehen, mit denen sie zum Teil auch verdeckte Strukturen offenlegen. Hierzu wird der Forschungsprozeß so angelegt, daß das, was Frau-Sein (und im Rahmen dieser Untersuchung zum Teil auch: Mann-Sein) potentiell bedeuten kann, theoretisch und methodisch (also forschungs-praktisch) sichtbar werden kann, eine Gelegenheit bekommt, sich zu konturieren. Selbstinszenierungen sind eine solche Gelegenheit. Sie setzen bei den subjektiven Relevanzen an. Das, was jungen Frauen und Männern *zunächst* wichtig ist, was also an der derzeit vordersten Stelle ihres Interesses steht, wird zum Ausgangspunkt gemacht. *Dieses* Relevanzsystem muß zunächst anerkannt werden (vgl. Soeffner 2000). Andere Relevanzbereiche wie etwa die „offiziell“ anerkannten Themen Ausbildung und Beruf werden dabei nicht außen vorgelassen, aber erst *von den subjektiven Relevanzen aus erschlossen*. Dies stellt in me-

26 Als Basiskonzept zur Analyse (modern verdeckter) hierarchischer Strukturen im Geschlechterverhältnis entwickelt, wurde dieses Konzept inzwischen mehrfach in Untersuchungen der Mädchen- und Frauenforschung angewendet (z.B. Reimann 1993, Stauber 1996, Zeppenfeld 1999, Bitzan/Daigler 2001).

27 Für die oben entwickelte Fragestellung ist es z. B. unverzichtbar, in direkte Interaktionen mit jungen Frauen und Männern zu gehen, Zugang zu bekommen zu ihren subjektiven Thematisierungen.

thodischer Hinsicht gewisse Anforderungen an den Forschungsprozeß, an die Art und Weise, wie die Fragestellung formuliert ist (Verzicht auf Objektivierungen, z.B. in Form von Problemzuschreibungen o.a.), an die Art und Weise, wie die Untersuchungsgruppen gebildet werden (weil hier neue Klischeebildungen und Zuschreibungen lauern, vgl. Stauber 1996), daran, wie Interviews geführt werden (vgl. hierzu Funk/Schmutz/Stauber 1993), und nicht zuletzt daran, wie sie auszuwerten sind.²⁸ Hierbei darf zum Beispiel das analytische Werkzeug „Verdeckungszusammenhang“ nicht selbst zum Verdecken von Subjektleistungen führen. Selbstinszenierungen können hier als Korrektiv fungieren, indem sie konsequent an diesen Subjektleistungen ansetzen.

Selbstinszenierungen in jugendkulturellen Szenen aufzusuchen, entspricht einem *lebensweltorientierten Zugang* (Thiersch 1992), der hilft, die verschiedenen Lebensbereiche des Übergangs in dem Zusammenhang darzustellen, in dem sie für die befragten jungen Frauen und Männer derzeit real auch stehen, und damit die „kleinen sozialen Lebenswelten“ der Jugendkultur nicht isoliert zu betrachten. Der Ansatz bei den Selbstinszenierungen ist thematisch offen, weshalb alles, was die jeweiligen Lebenswelten ausmacht, einschließlich der Vermittlungen, die zwischen ihnen nötig sind, in den Blick genommen werden kann. Diese ganzheitliche Perspektive greift implizit die feministische Forderung nach einer „realistischen“ Gesamtschau im Lebenszusammenhang auf. Mit den Selbstinszenierungen wird dieses Prinzip dahingehend variiert, dass diese Gesamtschau von einem spezifischen Ausgangspunkt her möglich wird: dem der jugendkulturellen Relevanz, oder allgemeiner: dem, was für bestimmte junge Frauen und Männer in einer bestimmten Übergangszeit im Zentrum ihres Interesses liegt.

In den Selbstinszenierungen werden - häufig auf der Ebene eines praktischen Bewußtseins²⁹ - reale gesellschaftliche Konflikte, wie etwa soziale Ungerechtigkeiten, Rassismen, Geschlechterhierarchien, Anerkennungsprobleme bearbeitet. Selbstinszenierungen *in Spannungsverhältnis zwischen gesellschaftlichen Anforderungen und Konflikten einerseits, subjektiven Bewältigungsstrategien andererseits* wahrzunehmen, entspricht dem Forschungsprinzip der Konfliktorientierung (Bitzan/Klöck 1993), mit dem auch die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, in denen Übergänge stattfinden,

- 28 Die aktuelle Schwierigkeit dabei ist, daß das offene Thematisieren von belastenden Situationen und Lebensbedingungen fast nicht möglich ist. Populäre Versionen der Individualisierungsthese bestimmen den gesellschaftlichen Diskurs und bewirken eine zunehmende Verdeckung von strukturellen Konflikten: die Ursachen für aktuelle Belastungssituationen werden nicht mehr im gesellschaftlichen Zusammenhang gesucht, jede ist ihres Glückes Schmiedin, „ich schaff das schon“, ist der herrschende Tenor, der hellhörig machen muß, weil an solchen Bekundungen das Fragen eigentlich erst beginnt.
- 29 Mit diesem Begriff bezeichnet Anthony Giddens eine im praktischen Vollzug zum Ausdruck kommende Bewußtseinsebene, die - genauso wie Handlungsformen mit stärkerer Intentionalität - neue Normalitäten hervorbringen kann (Giddens 1988).

im Blick bleiben. An den Selbstinszenierungen kann zum Beispiel gezeigt werden, wie sich die Anforderungen und Zumutungen einer individualisierten Gesellschaft verschränken mit den Ansprüchen, die junge Frauen und Männer an ihr Leben haben - z.B. dem Anspruch, handlungsfähig zu bleiben, das Leben selbst in die Hand zu nehmen, sich als selbstbewußt, tough oder cool darzustellen. Genau in diesem Spannungsverhältnis müssen sie jedoch immer wieder kritisch hinterfragt werden - vor allem dann, wenn diesen Anforderungen keinerlei gesellschaftliche Ermöglicungen gegenüberstehen, Gelingen und Scheitern also das Übergangsprojekt des oder der einzelnen wird. Zu dieser kritischen Perspektive gehört ein kritischer Blick auf Geschlechterhierarchien, die im gesellschaftlichen Diskurs der Gleichberechtigung und in den Selbstdarstellungen junger Frauen (und Männer) oft unsichtbar werden. Ebenso gehört hierher ein kritischer Blick auf Ideologien der individualisierten Gesellschaft, wie etwa der Leistungsideologie mit ihren diversen impliziten und expliziten Ausgrenzungen, ihren impliziten Widersprüchen, ihren Normalisierungen. *Konfliktorientierung* schließlich meint in diesem Zusammenhang die Aufdeckung jugendkulturell verdeckter Konfliktlinien (vgl. Bitzan 1998) - in den Schilderungen der jungen Frauen und Männer, in dem, wie sie ihre Bewältigungssituation beschreiben, aber auch in den Ereignissen während des Forschungsprozesses. Wenn sich z. B. junge Frauen gegen Problemdefinitionen wehren, wenn deutlich wird, sie fassen genau das, womit die Forscherin glaubt, einen Sachverhalt präzise beschrieben zu haben, als Etikettierung auf, dann ist dies als Hinweis auf einen verdeckten gesellschaftlichen Konflikt zu verstehen - und es sind Möglichkeiten zu suchen, wie im Rahmen des Interviews dieser Konflikt geöffnet werden kann.

In diesem Zusammenhang wird das Prinzip der *Anerkennung von Differenz* wichtig: die Befragten in ihrem jeweiligen Relevanzsystem anzuerkennen, heißt zum Beispiel im Hinblick auf junge Frauen: sie in ihren *von der Forscherin durchaus unterschiedlichen* Lebensvorstellungen und Ansprüchen an ein Frauenleben ernst zu nehmen. Es geht eben nicht darum, sich im Sinne einer vermeintlichen Schwesterlichkeit oder Gleichbetroffenheit zu verständigen, sondern sehr genau die Punkte, an denen Gleichbetroffenheit existiert, von denen zu unterscheiden, an denen Frauen (hier: Forscherinnen und Befragte) unter ganz unterschiedlichen Bedingungen ihr Leben gestalten, an denen sie ganz unterschiedliche Strategien der Lebensbewältigung benötigen, an denen sie unterschiedliche Deutungsmuster (Wahrnehmungen, Interpretationen, Bewertungen) entwickeln³⁰. Im Rahmen dieser Untersuchung hat sich die Generationendifferenz als wichtig herausgestellt: im Interview be-

30 Der Zwang zur Darstellung von Gleichbetroffenheit kann auch interpretiert werden als Zwang, der aus den herrschenden patriarchalen Diskursen resultiert, und der in weiblicher Mittäterschaft verlängert/reproduziert wird. So führt der Diskurs der Gleichbetroffenheit unweigerlich in das Dilemma der Produktion von Klischees, Abspaltungen, Polarisierungen (vgl. Thürmer-Rohr 1984).

gegenen sich zwei Frauen unterschiedlichen Alters, eine Generationenauseinandersetzung aufgrund der unterschiedlichen „Generationenlagerung“ (Mannheim 1964) beginnt.

Dies macht, wie auch schon die vorigen Prinzipien, eine *relative Offenheit von Forschung* nötig. Raum muß entstehen können für *produktive Verunsicherung*³¹. Der Ansatz bei den Selbstinszenierungen ist ein Ansatz bei einem verunsichernden Phänomen: was ist davon zu halten, wenn junge Frauen und Männer sich teilweise konträr zu jeder gesellschaftlichen Analyse - sei es der des Geschlechterverhältnisses, sei es der der Individualisierung - verhalten? Er ist aber auch dazu angetan, dieser Verunsicherung Raum zu geben. Er fordert dazu auf, da nachzuhaken, wo etwas als sperrig, rauh, brüchig erscheint, oder aber als zu glatt, zu einfach, zu selbstverständlich; dies bedeutet, immer wieder da nachzufragen, wo Skepsis gegenüber den existierenden Erklärungsmustern aufkommt, oder Unzufriedenheit mit den gängigen Klischees und Zuschreibungen. Dies verweist zum einen auf die oben genannte Konfliktorientierung, aber auch auf die Notwendigkeit, den Forschungsprozeß so weit wie möglich zu öffnen für „kommunikative Validierung“ im kollegialen Zusammenhang: Immer wieder Gelegenheiten zu organisieren für Austausch und Kritik ist die notwendige Ergänzung zum inneren Reflexionsprozeß, beides zusammengenommen ergibt erst die für qualitative Forschung unverzichtbare Selbstreflexion (vgl. Becker-Schmidt 1985, Bilen/Becker-Schmidt 1991).

Selbstinszenierungen sind ein Konzept des Verstehens zweiter Ordnung. Mit „Konzept“ ist hier ein in einen Begriff (Selbstinszenierungen) gefaßtes Set an Hypothesen gemeint (vgl. Hildenbrand 2000), mit „Verstehen zweiter Ordnung“ der Tatbestand, dass vom Standpunkt der Wissenschaftlerin aus das Handeln der befragten Subjekte und ihre Selbstdarstellungen nur die Rekonstruktion dessen zulassen, was (möglicherweise) im Relevanzsystem der Befragten Bedeutung hat (vgl. Soeffner 2000). Konstruieren sie im Interview schon ihre Welt, so ist das, was aus wissenschaftlicher Perspektive gemacht werden kann, als Versuch der Re-Konstruktion (der Konstruktion zweiter Ordnung) anzusehen. Es ist daher umso wichtiger, offenzulegen, von welchem Standpunkt aus diese Rekonstruktion versucht wird - sprich: den Zusammenhang offenzulegen zwischen den eigenen Deutungen und ihren spezifischen Rahmenbedingungen.

31 Dies bedeutet, offensiv zu vertreten, daß Verunsicherung ein innovatives Element jeder Forschung ist und als solche benannt (statt verschämt verschwiegen) werden muß, um zu einer *produktiven Verunsicherung* werden zu können. Es geht also nicht darum, Verunsicherung auszuräumen, sondern eine *Politik der produktiven Verunsicherung* zu betreiben (vgl. hierzu auch Wahl et al. 1982, Nadig 1992).

4.2 Methodische Konsequenzen für die empirische Untersuchung

„Gerade in Zeiten, in denen sich fest gefugte soziale Lebenswelten und -Stile auflösen und sich das soziale Leben aus immer mehr und neueren Lebensformen und -weisen zusammensetzt, sind Forschungsstrategien gefragt, die zunächst genaue und dichte Beschreibungen liefern. Und die dabei die Sichtweisen der beteiligten Subjekte, die subjektiven und sozialen Konstruktionen ihrer Welt berücksichtigen" (Flick et al. 2000:17).

Diese Anforderungen sind ganz besonders gefragt in Forschungen, die sich wie diese in jugendlichen Lebenswelten bewegen. Die methodische Konsequenz, die sich hieraus für die Wahl der Forschungsmethoden ergibt, ist zum einen das *themenzentrierte Interview* als besonders geeignetes Medium, um die Sichtweisen junger Frauen und Männer zum Ausdruck zu bringen, und zum anderen die Berücksichtigung einer bestimmten Textsorte, die erstmalig von Peter Cloos in seinem Rezensionssatz explizit gewürdigt wurde (Cloos 1998): Arbeiten, die der nicht-institutionalisierten Jugendkulturforschung entstammen, von zumeist jungen, zumeist scene-nahen Autoren und Autorinnen, in Form von nicht-universitären bzw. außer-wissenschaftlichen Publikationen, oder aber in immer häufigeren Studien- und Abschlußarbeiten. Diese Literatursorte, inklusive einschlägiger Studien-, Diplom- und Magisterarbeiten zum Thema, war in mehrfacher Hinsicht relevant für diese Arbeit: zum einen präsentiert sie scene-spezifisches Wissen aus der *Binnenperspektive*, das damit eine andere Qualität hat, sozusagen eher ein Verstehen erster Ordnung zum Ausdruck bringt: Zum anderen erweitern sie gewissermaßen die empirische Basis dieser Arbeit: ihr Involviertsein in die Szene erlaubt es, das in diesen Arbeiten Dargestellte selbst unter dem Aspekt der jugendkulturellen Selbstinszenierung zu interpretieren: denn die Schreibenden sind ja *auch* Szenevertreter und -Vertreterinnen.

Was die eigene empirische Arbeit anbelangt, so ging es zunächst darum, den mehrdimensionalen Handlungsbegriff, den die Selbstinszenierungen nach dem bisher Entwickelten verkörpern, in eine empirische Fragestellung zu transformieren. Der thematische Anlaß Techno war hierfür in mehrfacher Hinsicht hilfreich: Techno mit seiner starken ästhetisch-expressiven Ausrichtung eignet sich gut zur Thematisierung des Symbolischen. Er stellt einen thematischen Zugang dar, der geeignet ist, die eigenständigen *Handlungspotentiale* junger Frauen und Männer sichtbar zu machen, und entspricht damit den analytischen Grundlagen dieser Untersuchung. War Techno also bereits ein Schlüssel für die Generierung der Fragestellung, so erweist er sich nun auch als ideales Medium für eine empirische Annäherung an diese Frage.

Entscheidend hierfür ist, dass Techno für die Befragten von hoher *thematischer Relevanz* ist: Der Forschungsanlaß liegt im Zentrum ihrer Interessen, wird von ihnen positiv besetzt, ist *lebensweltlich relevant*. Es ist *ihr* Thema, es ist das Thema, in dem *sie* die Experten und Expertinnen sind. *Daß* der Gegenstand, das Thema von Interesse sein muß - und zwar für alle For-

schungsbeteiligten - ist nur scheinbar eine Selbstverständlichkeit in sozialwissenschaftlicher Forschung. Das lange aufrechterhaltene Objektivitätspostulat hat auf der Seite der Forschenden diese grundlegende Ebene persönlicher Motivation verdeckt, worauf vor allem die feministische Sozialforschung aufmerksam gemacht hat³². Subjektive Relevanz ist aber genauso ein (verdecktes) Thema im Hinblick auf die Befragten: wird der Subjektbezug von Forschung ernstgenommen, dann kann ich die Befragten nicht einfach zu Informanten und Informantinnen über ein beliebiges Thema machen, sondern muß mit dem Gesprächsangebot auf ein spezifisches Interesse stoßen: Die Befragten müssen sich von dem Interview einen subjektiven Nutzen versprechen können. Dieser kann sein: als Expertin angesprochen zu werden, über sich reden zu können, sich selbst darstellen zu können, sich im Erzählen biografisch zu vergewissern, zum Weiterdenken angeregt zu werden etc.. Auch wenn sich erst während oder nach dem Interview herausstellt, ob es diesen subjektiven Ertrag hat, muß bereits vorher (und dadurch, wie die Forscherin das Forschungsvorhaben vorstellt) ein Gefühl subjektiver Relevanz entstehen. Die Zusage zu einem Gespräch ist daher schon als eine Form der Bestätigung dieser Relevanz zu werten.

4.2.1 Zur Untersuchungsgruppe

Partner und Partnerinnen für die qualitativen Interviews waren junge (20-32-jährige) Frauen und Männer, die eine aktive Rolle in der Techno-Szene spielten oder spielen, sei es als Organisierende/Veranstaltende, DJ's, Künstlerinnen, Mitarbeitende in Clubs, oder als junge Unternehmer und Unternehmerinnen (Plattenläden, Clubwear, Grafik etc.).

Der *Zugang* zur Untersuchungsgruppe erfolgte auf verschiedenen Wegen: was die Gruppe der ländlichen Party-Veranstaltenden anbelangt, so fand hier die Annäherung über eine vertraute Kontaktperson aus der Gruppe statt, die Interesse an einem Interview hatte und zu weiteren Interviewpartnern und -Partnerinnen vermitteln konnte. Die Untersuchungsgruppe wuchs im „Schneeballsystem“ und entlang der realen Verbindungen der jungen Frauen und Männer untereinander - durch die jeweiligen Kontaktpersonen war sozusagen eine gewisse Glaubwürdigkeit für meine Untersuchung geschaffen. Ein weiterer Schritt war die Art lebensweltlich-ethnographische Annäherung an den (sub-)kulturellen sozialen Raum „Techno“ durch den Besuch der

32 Hier gab und gibt es eine intensive und sehr kontroverse Auseinandersetzung mit dem Punkt „Forschungsinteresse“ / „Forschungsziele“, die sich zuspitzt an der Frage, inwieweit diese Interessen und Ziele auch politische Ziele sein können/müssen. Von Maria Mies, die diese Debatte auslöste, wurde eine sehr enge Verknüpfung postuliert (eine Position, die sie bis heute aufrechterhält, vgl. Mies 1994); hierzu hat vor allem Christina Thürmer-Rohr immer wieder (am pointiertesten 1984) Gegenposition bezogen, indem sie betonte, daß diese Verknüpfung eine unzureichende, sogar problematische Grundlage für feministische Forschung darstelle.

jeweiligen regionalen Events. Neben dieser Szene im ländlichen Raum nahm ich Kontakt auf zu jungen Selbständigen einer Mittelstadt, deren Telefonnummern und Adressen über die „Szeneöffentlichkeit“ (Flyer, kleine Zeitschriften) zu erfahren sind, hilfreich war wiederum das Schneeballsystem der Szenenkontakte.

Die *Orte* für die Interviews waren zumeist Orte der Befragten - ihr Geschäft, ihre Lieblingskneipe, ihr WG-Zimmer - Orte also, an denen sie soziokulturell eingebettet sind, und an denen Techno gut genutzt werden konnte als Schlüssel für weitere Übergangsthemen. Auch weil hierfür eine bestimmte Ruhe nötig ist, wurde auf die szenetypischen „Hauptschauplätze“ wie Parties und Raves verzichtet.

Insgesamt wurden 15 Interviews mit jungen Frauen und Männern zwischen 20 und 32 Jahren geführt, davon 9 Interviews mit jungen Frauen, 6 mit jungen Männern, wobei es mit einer Frau und einem Mann nach 2 *Vi* Jahren ein weiteres Interview gab, um exemplarisch biografische Wegstücke nachzuzeichnen; 8 dieser 15 Interviews wurden im Kontext einer regionalen (ländlichen) Techno-Szene geführt, davon 6 mit jungen Frauen, 2 mit jungen Männern; 5 dieser 15 Interviews wurden im Kontext einer Mittelstadt geführt, davon 2 mit jungen Frauen, 3 mit jungen Männern, und 2 dieser 15 Interviews fanden im großstädtischen Kontext statt - mit einer Frau und einem Mann³³. Außerdem gab es noch ein Interview mit einem niederländischen Kollegen, der beruflich zwischen DJ-ing und Sozialforschung pendelt, welches jedoch nicht systematisch ausgewertet wurde.

Die ersten Interviews wurden 1996 und 1997 durchgeführt, zunächst in explorativer Absicht. Später stellten sie sich als wertvoll genug heraus, um zusammen mit den später (1999 und 2000) durchgeführten Interviews ausgewertet zu werden.

4.2.2 Räumliche Eingrenzung

Die Erhebung fand in *ländlichen Kontexten* in Südwestdeutschland statt, sprich: die „urbane Szene“ taucht lediglich in zwei Interviews direkt auf, und ansonsten nur indirekt in Abgrenzungen von ihr³⁴. Diese Schwerpunktsetzung auf die ländliche Region ergab sich aus meinem biografischen Bezug zum betreffenden Landkreis, der den räumlichen Ausgangspunkt der Untersuchung darstellte, und hatte große Vorteile hinsichtlich der Zugänglichkeit des „Feldes“. Hier wurden die ersten explorativen Interviews durchgeführt. Im weiteren Verlauf hat sich die Untersuchung jedoch auf den mittelstädtischen Bereich ausgedehnt. Es handelt sich dabei aber explizit um *keine*

33 Vgl. die Kurzportraits am Beginn von Teil B

34 Insofern stellt die Untersuchung eine Kontinuität zu meinen bisherigen Arbeiten dar, die sich mit den ländlichen Ausprägungen gesellschaftlicher Modernisierungsprozesse beschäftigten (Arnold/Stauber/Walther 1993, Stauber/Walther 1995, Stauber 1996).

Regionaluntersuchung. Regionalität taucht vielmehr in ihrer *subjektiven und sozialen Bedeutung* als wichtige Ressource der sozialen Integration auf, wird also thematisch in die empirische Erhebung miteinbezogen.

4.2.3 Die Methode: Das themenzentrierte Interview mit biografischen Elementen

Mit dem *themenzentrierten Interview* (zur systematischen Einordnung vgl. Hopf 1991 und 2000) variiere ich den Ansatz des problemzentrierten Interviews (Witzel 1982), bewußt die Überlegung berücksichtigend, daß die befragten Forschungssubjekte *als Subjekte*, als Träger und Trägerinnen eines spezifischen Wissens und einer spezifischen Kompetenz zum betreffenden Gegenstand wahrzunehmen sind, und nicht eines „Problems“. Mit dieser bewußten Unterscheidung verändert sich die Haltung der Forschungssubjekte zueinander und die Färbung des Interviews (vgl. hierzu auch Stauber 1996), wenn auch nicht die grundsätzliche Hierarchie zwischen derjenigen, die das Thema definiert, und denjenigen, die als Experten und Expertinnen zu diesem Thema angesprochen werden³⁵.

Das themenzentrierte Interview selbst ist ein teilstrukturiertes, leitfadengestütztes Interview, das in diesem Fall Elemente der biografischen Methode (vgl. Dausien 1994) beinhaltet. Im Zentrum stehen die Fragen zum soziokulturellen Kontext „Techno“, aber immer mit biografischem Bezug: Fragen der Entstehung, Entwicklung und Veränderung von Relevanzen, Fragen nach der Vereinbarkeit verschiedener Relevanzbereiche, Fragen der Lebensgeschichte (z.B. der berufsbiografischen Entwicklung, der Interessensentwicklung, der Entwicklung sozialer Zusammenhänge), Fragen nach den regionalen Netzen, nach den sozialen und familiären Unterstützungszusammenhängen, Fragen nach Geschlechterrollen und Lebensperspektiven. Diese ganzen Fragen bleiben *themenzentriert*, sprich: sie bleiben auf das derzeitige Relevanzsystem „Techno“ bezogen und helfen, die biografische Erzählung zu strukturieren. Die Befragungsmethode enthält *diskursive Elemente*, die einen Austausch zwischen den Forschungssubjekten ermöglichen. Dies ist wichtig im Sinne einer bereits im Interview möglichen „kommunikativen Validierung“ der Relevanz von Fragen und Themenkomplexen. Dies impliziert, daß Eingriffe und Nachhaken nicht - wie im narrativen Interview - als Störvariable im Erzählfluß begriffen werden. Vielmehr soll die fragende Person hierdurch die Gelegenheit haben, eventuelle Stereotype aufzubrechen, Gegenbilder hervorzuholen, Andeutungen nachzugehen, implizite Bilder zu explizieren etc.. Gleichzeitig sollen diese Nachfragen das Gespräch immer wieder thematisch zentrieren - ohne es jedoch zu zensieren (vgl. Witzel 1982). Das Nachfragen erfolgt dabei nach einer theorie- und themengeleiteten Auswahl

35 Vgl. zu dieser wichtigen Auseinandersetzung mit Differenz und Hierarchie in der Interviewsituation Lenz 1992, Thürmer-Rohr 1984.

von Aspekten, die sich im Laufe des Forschungsprozesses erweitert (vgl. oben, relative Offenheit des Forschungsprozesses). Der Leitfaden hat dann die Funktion,

„das Hintergrundwissen des Forschers/Interviewers thematisch organisieren, um zu einer vergleichbaren Herangehensweise an den Forschungsgegenstand zu kommen. Der Leitfaden ist Orientierungsrahmen bzw. Gedächtnisstütze für den Interviewer und dient der Unterstützung und Ausdifferenzierung von Erzählsequenzen der Interviewten. In ihm ist der gesamte Problembereich (bzw. der gesamte thematische Bereich, B.S.) in Form von einzelnen thematischen Feldern formuliert, unter die in Stichpunkten oder in Frageform gefaßte Inhalte des jeweiligen Feldes subsumiert sind. Die innere Logik des Aufbaus der Themenfelder sowie die Reihenfolge der einzelnen, unter die jeweilige Thematik fallenden Fragerichtungen ist nur der 'leitende Faden' für die Problem- (bzw. Themen-, B.S.) Zentrierung des Interviewers, soll also dem Interviewten nicht aufoktroiert werden" (Witzel 1982:90).

Durch diese Methode soll gewährleistet werden, daß die befragten Forschungssubjekte die Teilthemen unterschiedlich gewichten bzw. durch weitere Teilthemen ergänzen können. Der subjektiven Gestaltung des Interviews durch die Befragten bleibt damit ein relativ großer Spielraum, was ich bei einer Untersuchung mit jungen Frauen und Männern und zu dieser Fragestellung für zentral erachte.

4.2.4 Begründungen für diese methodische Entscheidung im Kontext des Ansatzes „Selbstinszenierungen“

Die Entscheidung für eine empirische Untersuchungsmethode muß in Abhängigkeit von der Fragestellung getroffen werden. Dieser Grundsatz, der auf pragmatische Weise über die ideologischen Gräben zwischen unterschiedlichen Philosophien innerhalb der empirischen Sozialforschung hinweghilft und dem sich inzwischen viele Forschende anschließen (vgl. Flick et al. 2000: 22; für die feministische Sozialforschung vgl. Diezinger et al. 1994, Tübinger Institut für frauenpolitische Sozialforschung 1998), steht auch am Ausgangspunkt dieser Untersuchung. Thema und Methode gehen hier sogar eine sehr enge Verbindung ein, insofern das Thema an sich bereits methodische Relevanz hat. Umgekehrt hat die Methode eine enge inhaltliche Verbindung zur Thematik: das themenzentrierte Interview mit jungen Frauen und Männern fokussiert verschiedene Aspekte des Selbstinszenierungs-Themas, bietet selbst aber auch eine Gelegenheit zur Selbstinszenierung:

„The interview is a stage upon which knowledge is constructed through the interaction of interviewer and interviewee roles" (Kvale 1996:127).

Auf dieser Bühne können sich die jungen Frauen und Männer inszenieren: in biografischen Rückblicken, in Beschreibungen ihres aktuellen Lebens, in ihren zukunftsgerichteten Visionen. Dieses Rollenspiel ist methodische Absicht. Die biografische Erzählung ist ein performativer Akt, bei dem die Per-

son ihre eigene Geschichte und damit sich selbst hervorbringt. Dies ist eben nicht nur Narration, sondern umfassender: Selbstinszenierung, und braucht ein gewisses dramaturgisches Setting, das bewusst hergestellt werden muß - zeitlich, räumlich und sozial.

Im qualitativen Interview können die Befragten ihren Expertinnen- und Expertenstatus durch Sprache, Outfit, Gestik etc. demonstrieren. Wenn sie, wie hier, an Orten durchgeführt werden, in denen die jungen Frauen und Männer ein gutes *Standing* haben, verstärkt dies ihre Inszenierung als Experten/Expertinnen. Zwar umfaßt die Selbstinszenierung im Interview vielerlei Formen des Ausdrucks, und nicht nur die sprachliche. Naturgemäß stehen diese aber in einer Untersuchung, die mit Interviews arbeitet, im Vordergrund, wobei auch Erinnerungen an den gestischen Ausdruck, die körperliche Selbstinszenierung, den Kleidungs-Stil etc. die Auswahl und Auswertung von Interviewaussagen beeinflussen. Indirekt fließen somit diese Dimensionen in die Auswertung ein. Andere Ausdrucksformen - musikalische, tänzerische, Interaktionsformen etc. - bleiben im Bereich des Hintergrundwissens. Freilich hätten sich gerade für dieses Thema auch andere, namentlich visuelle Untersuchungsmethoden wie das Arbeiten mit Fotoapparat oder Videokamera, angeboten (vgl. Harper 1994, 2000). Doch die Wahl der Forschungsmethoden kann sich nicht allein am Prinzip der Gegenstandsangemessenheit entscheiden - sie muß auch der Forschenden, ihren Vorlieben und methodischen Kompetenzen angemessen sein. Bei dieser Gratwanderung habe ich mich für die mir näher liegendere, vertrautere Methode des Interviews entschieden. Und obwohl ich einige der Befragten beim Tanzen erlebt habe, oder bei der künstlerischen Performance, oder in Verkaufssituationen und anderen professionellen Interaktionen, bleibt das Interview hier die einzige systematisch ausgewertete Informationsquelle.

Die Forschung bewegt sich zugleich in lebensweltlicher Ferne/Fremdheit und Nähe/Vertrautheit - in dem Bewußtsein, daß letztere auf der Ebene der Interaktion einen Zugang öffnet, es aber dann darum gehen muß, sich mit Ferne und Fremdheit bewußt auseinanderzusetzen. Das zugrundegelegte Untersuchungsverständnis ist daher das einer „lebensweltlichen Ethnographie“ (vgl. Honer 1993). Hiermit verbunden ist eine bestimmte Auffassung von sozialer Realität und der Verallgemeinerbarkeit von Ergebnissen: es geht nicht um die Beschreibung *der* sozialen Realität, sondern - angesichts der Pluralisierung der Lebensformen - um die Deskription „thematisch begrenzter, zweckgerichteter, **Subkultur**-, milieu- und gruppenspezifischer, also sozusagen *relativer* Normalitäten“ (Honer 1989:299)³⁶.

36 Der Ethnographie-Begriff bietet nach Lüders (1995) zwei Vorteile: „Zum einen vermeidet dieser Begriff nicht nur problematische Abgrenzungen (z.B. qualitativ versus quantitativ) und fragwürdige ontologische Implikationen (wie z.B. die Rede von ‚natural society‘), sondern auch (im Gegensatz zur teilnehmenden Beobachtung, B.S.) die m.E. in verschiedener Hinsicht lähmende Focussierung auf die Beobachtung und die damit einhergehenden visua-

4.2.5 Themenfelder der Interviews

Die Themenfelder wurden unter zwei Gesichtspunkten gewählt: zum einen unter dem Gesichtspunkt der lebensweltlichen Relevanz, zum anderen unter dem Aspekt, inwiefern sie es erlauben, die genannten Dimensionen des Konzepts Selbstinszenierungen thematisch zugespitzt und integriert, sprich: mit Blick auf existierende Zusammenhänge und Wechselbeziehungen, zu behandeln:

- Fragen nach der subjektiven Bedeutung von Techno und möglichen Bedeutungsverschiebungen. Diese zielen ab auf die eigene jugendkulturelle Standortbestimmung und auf entsprechende Distinktionen. Sie geben subjektive Einblicke in die Binnenstruktur der „Szene“ und ihre Entwicklungen: Beteiligungsformen, Erwartungen an Gemeinschaft, subjektive und kollektive Gestaltungsansprüche im regionalen Kontext konnten hierdurch ebenso angesprochen werden wie Ideologie-, Hierarchie- und Geschlechterfragen. Vor allem die (De-)Thematisierung letzterer durch die befragte Person läßt (erfüllte oder frustrierte) Ansprüche zum Ausdruck kommen.
- Fragen im Hinblick auf die (berufs-)biografische Entwicklung. „Beruf stellt eines der Schlüsselthemen des Übergangs dar. Es bündelt gesellschaftliche Individualisierungszumutungen, geschlechtsspezifische Erwartungen, subjektive Ansprüche, Orientierungen und Bewältigungsleistungen. Es ist ein latent belastetes Thema, da es sehr oft dazu dient, gesellschaftliche Konfliktlinien zuzudecken und umzuleiten in Fragen der persönlichen Orientierungs-, Leistungs- und Organisationsfähigkeit. Es muß für die Zwecke dieser Untersuchung daher unter einem anderen Blickwinkel eingeführt werden. Hierzu dient der (berufs-)biografische Rückblick, der die inzwischen erworbenen Kompetenzbereiche bewußt macht und methodisch die Funktion hat, den befragten Personen auch diesbezüglich ein „**Standing**“ zu verschaffen.
- Fragen nach der Vereinbarkeit unterschiedlicher Lebens- und Relevanzbereiche. Hier geht es um die (zum großen Teil strukturell produzierte) Widersprüchlichkeit verschiedener Lebensbereiche und die Ansprüche, diese zu vereinbaren: die soziokulturelle Aktivität zu vereinbaren mit dem Geldverdienen, die Rolle der Chefin mit der der Freundin, die Aufgaben einer Geschäftsfrau/eines Geschäftsmannes mit den zeitlichen Anforderungen, die die Zugehörigkeit zur „Szene“ stellt, das „Umschalten“ vom Rave auf den normalen Berufsalltag, die Vereinbarkeit vom Aufbau eines eigenen Geschäfts mit sonstigen Lebensplänen (Kinder, Reisen, längere Auslandsaufenthalte etc.).

listischen Prämissen (vgl. Clifford 1986:11 ff.); zum anderen bezeichnet dieser Begriff präzise, um was es im Kern geht, nämlich um die Beschreibung eines kulturellen Milieus“ (Lüders 1995:313).

- Fragen nach Unterstützungszusammenhängen. Diese bleiben auch unter individualisierten Bedingungen zentrales Thema im Übergang junger Frauen und Männer, werden im Gegenteil gerade dann immer wichtiger, wenn tradierte Verlässlichkeiten und Integrationsmuster ihre Bedeutung verlieren. Hier interessiert neben den faktischen Unterstützungszusammenhängen vor allem auch die Art ihrer Thematisierung: in welchem Verhältnis steht diese zur Selbstinszenierung? Inwiefern ist sie Element der Selbstinszenierung? Welche Modelle sozialer Integration werden hierdurch sichtbar?
- Fragen nach Geschlechterrollen und diesbezüglichen (Unzufriedenheiten). Dieses Themenfeld hat einen latent verdeckten Status, weil hier moderne (Selbst-)Zuschreibungen greifen, die mit den nach wie vor existierenden Geschlechterhierarchien in Konflikt geraten können: die „alten Probleme“ werden für überwunden erklärt, dem eigenen Anspruch würde es widersprechen, sich nach wie vor mit diesen Themen als Problemthemen beschäftigen zu müssen. Gleichwohl ist auch das engere soziale Umfeld geschlechts-hierarchisch geprägt, ein Widerspruch, mit dem permanent umgegangen werden muß - umso mehr, wenn die Veränderung der eigenen Geschlechterrolle erklärter Wunsch ist. Dieses Thema ist - dies kann bereits als ein Ergebnis der Interviews angesehen werden - sehr sorgsam, manchmal eher indirekt und auf thematischen Umwegen anzusprechen, um den Zuschreibungseffekt zu vermeiden. Es eignet sich nicht immer für eine direkte Thematisierung.

4.2.6 Zur Auswertung der Interviews

Die Auswertungskriterien wurden aus dem Interviewmaterial heraus gewonnen - unabhängig davon, ob sie inhaltlich auch schon im Leitfaden vertreten waren. Eine wichtige Auswertungsstrategie war die der *Betonungen*: das, was betont, mit Nachdruck, explizit *so* gesagt wird, findet in der Auswertung besondere Aufmerksamkeit. Somit finden auch die subjektiven Relevanzen der Befragten, etwa zur Entwicklung von Musikstilen, Eingang in die Auswertung. Sie werden anerkannt als derzeit wichtige Auseinandersetzungspunkte, die nicht von „offiziellen Relevanzen“ an den Rand geschoben werden sollen. Gleichwohl obliegt es wiederum meiner Entscheidung als Forscherin, meinem Hören und letztlich meinem Relevanzsystem, was jeweils von den Betonungen aufgenommen wird³⁷.

Eine zweite wichtige Auswertungsstrategie bestand darin, die Aufmerksamkeit auf *Überschneidungsbereiche* zu richten: wo wird eine Sache (zum Beispiel ein Job) bedeutsam durch Bezugnahme auf eine andere (zum Bei-

37 Ein Problem hierbei ist, dass die Betonungen der Befragten oft unterstützt wurden durch Mimik/Gestik, die den Textstellen natürlich nicht ablesbar sind, so dass sie für nicht direkt am Interview Beteiligte so nicht nachvollziehbar sind.

spiel das symbolische Bezugssystem der Szene)? Eine der theoretischen Grundüberlegungen dieser Arbeit, die der Bedeutungszusammenhänge, wurde hier also für die Auswertung operationalisiert. Das Zusammenspiel von Theorie und Empirie in der Entwicklung von Auswertungsstrategien kann damit beschrieben werden als Wiederanwendung der aus dem Material gewonnenen, im Zusammenspiel mit theoretischen Überlegungen entwickelten Auswertungskriterien auf das Material (*Codierung*, vgl. hierzu Schmidt 2000).

Für die Auswertung erheblich ist die Frage, wer welchen Aspekt ins Interview eingebracht hat. War es ein Impuls von mir, zum Beispiel über Geschlechterhierarchien zu sprechen? War es eine direkte Frage? Kamen die Befragten von selbst hierauf zu sprechen? Und wie kamen sie darauf zu sprechen? Für die Darstellung der Ergebnisse kann es daher im Einzelfall wichtig werden, die Auswertung diesbezüglich zu erläutern oder, um Mißverständnisse zu vermeiden, die Frage bzw. den Impuls hinzuzusetzen.

4.3 Gegenstands begründete Theoriebildung

„Gerade diese Offenheit für Erfahrungswelten, ihre innere Verfasstheit und ihre Konstruktionsprinzipien sind für die qualitative Forschung nicht nur Selbstzweck für ein Panorama von 'Sittenbildern' kleiner Lebenswelten, sondern zentraler Ausgangspunkt für gegenstands begründete Theoriebildung“ (Flick et al. 2000:17).

Von diesen lebensweltlich-milieuspezifischen Erkenntnissen ausgehend und mithilfe des themenzentrierten Interviews als Erhebungsmethode soll dann nach Möglichkeiten verallgemeinerbarer Aussagen gesucht werden. Der Frage der Generalisierbarkeit von Aussagen wird mit dem Rückgriff auf die *Struktur* im Sinne von fallrekonstruktiven Verfahren (Hermans et al. 1984, Wohlrab-Sahr 1993) begegnet. Dieses Verfahren ist nicht der Logik der großen Zahl verpflichtet (nach dem Motto: eine Form ist dann allgemein, wenn sie für viele gilt), sondern folgt einer anderen Argumentation, wonach der Fall „seine spezifische Wirklichkeit im Kontext allgemeiner Bedingungen konstruiert hat“ (Hildenbrand 1991:257), d.h. „welchen Selektionsprozeß er vor dem Hintergrund objektiver Möglichkeiten vornimmt. Dieser Selektionsvorgang, die Art der Herausbildung einer spezifischen Struktur (...) läßt sich mit entsprechenden Interpretationsverfahren aufschlüsseln, rekonstruieren“ (Wohlrab-Sahr 1993:272f). Mit diesem rekonstruktiven Grundverständnis bekommt die Empirie eine ganz bestimmte Funktion: sie soll einer *gegenstands begründeten Theoriebildung* dienen, deren Ausgangs- und Referenzpunkt sie ist.

TeilB

Selbstinszenierungen junger Frauen und Männer - der empirische Zugang

Darstellungsfragen und Leseanleitungen

In den folgenden vier Kapiteln sind die befragten jungen Frauen und Männer die Hauptpersonen - ihre Sichtweisen schaffen die Basis für eine gegenstands begründete Theorieentwicklung. Was die Darstellungsform angeht, so soll sich in ihr die reale Komplexität der aufeinander bezogenen Lebensbereiche spiegeln, gleichzeitig soll sie aber noch hinreichend transparent und durchschaubar bleiben. Die hiermit verbundenen Schwierigkeiten sind der Preis für eine Untersuchung, die auf falsche Trennungen und Aufspaltungen verzichten will. Am ehesten entspräche diesen Anforderungen der Aufbau einer web-site: die homepage zeigt den Gesamtzusammenhang, und von hier aus können die verschiedenen Aspekte angeklickt werden, mit denen eine vertiefende Darstellung erfolgen kann. Dort aber, in diesen „Einzelkapiteln“, sind alle Links zu den jeweils in Bezug stehenden anderen Aspekten möglich - so dass man sich beim Weiterklicken nie verliert, sondern sich in einem Netz von Bezügen bewegt, und auch nicht auf die Idee kommt, hier gäbe es Hierarchien von Bedeutung und Wichtigkeit. Das Zusammenspiel der unterschiedlichen Bereiche könnte hierdurch sehr gut zum Ausdruck kommen. Auch ein Bewusstsein über die eigenen Konstruktionsprozesse im Hinblick auf das Thema bliebe in dieser idealtypischen Vorstellung eher erhalten. Da dies auf Papier nicht realisiert werden kann, sind die Leser und Leserinnen aufgefordert, immer da, wo sie in den vier folgenden Kapitel auf Querverweise stoßen, diese auch zu verfolgen und auf diese traditionelle Weise zwischen den Kapitel hin- und herzuklicken. Verbindungsglieder zwischen den Kapiteln sind dabei nicht nur positive Bezüge, sondern auch Spannungsverhältnisse.

Nach einer kurzen thematischen Einführung liegt der Schwerpunkt der vier Kapitel auf den Interviewaussagen der jungen Frauen und Männer. Diese werden in Montage-Technik zusammengestellt - als Resultat eines thematischen Querblicks, der explizit die Trennung verschiedener Lebensbereiche voneinander vermeiden will und nach Überschneidungen und Querverweisen sucht. Manches wird exemplarisch vertieft, anderes nicht. Das Material wird nicht durchgehend gleich behandelt, sondern danach, wie aufschlußreich es für den jeweiligen Argumentationsschritt ist. Sodann werden die Betonungen aus den Aussagen hervorgehoben und interpretiert. Am Kapitelende wird jeweils versucht, das, was im Hinblick auf Handlungsfähigkeit, Zugehörig-

keit und Sinn als den zentralen Untersuchungskategorien deutlich geworden ist, zusammenzutragen und damit aufzuzeigen, wo die folgenden Kapitel anknüpfen können.

Die Akteure und Akteurinnen in Kurzportraits:

Die Gesprächspartner und -Partnerinnen sind in unterschiedlichen Hinsichten als jugendkulturelle Akteure und Akteurinnen zu betrachten: Zum größeren Teil sind sie in einer selbst initiierten Gruppe engagiert, die in der Region XX Techno-Events veranstaltet. Zum kleineren Teil handelt es sich um eher lose miteinander verbundene junge Frauen und Männer im regionalen Umfeld der Kreisstadt M., und schließlich - quasi kontrastierend - um eine junge Frau und einen jungen Mann aus dem großstädtischen Umfeld.

Die Gruppe Vibes+Tribes und ihr Umfeld³⁸:

Drum, zum Zeitpunkt des Interviews 31 Jahre, gehört zum aktiven Kern von Vibes+Tribes und kümmert sich in der Vorbereitung und Durchführung von Parties hauptsächlich um die Logistik, macht aber auch bei den Dekorationen mit. Er ist Schreinermeister und arbeitet als Selbständiger im Dorf XY.

Blume, 31 Jahre, gehört von Anfang an zu Vibes+Tribes. Sie ist Kunstmalerin, kann inzwischen von ihrer Kunst leben, und gestaltet für Vibes+Tribes-Parties Dekorationen sowie Werbemedien (Internet-Auftritt und Flyer). In einem Dorf im Landkreis XX aufgewachsen, steht ihr zum Zeitpunkt des Interviews wieder einmal ein Wegzug bevor, diesmal nach Spanien.

DJ-X, 32 Jahre, ist einer der beiden DJ's von Vibes+Tribes. Er ist Engländer, lebt aber seit Anfang der 90er Jahre in einem Dorf in der Region. Sein Geld verdiente er bis vor kurzem in einem Schallplattenladen, zum Zeitpunkt des Interviews hat er eine Umschulung zum Mediengestalter begonnen.

Lila, 22 Jahre, zum Zeitpunkt des Interviews schon längere Zeit aktiv bei Vibes+Tribes, kümmert sich tendenziell um alles, hauptsächlich aber um die Kasse und den Getränkeverkauf. Sie befindet sich in einer beruflichen Entscheidungsphase und verdient ihr Geld in einem der Läden von *Storm*.

Storm, 26, ist Ladenbesitzerin für Techno-Mode und insofern eng mit der Szene verbunden, ohne aktiv bei Vibes+Tribes mitzuarbeiten. Mit Storm findet ein zweites Gespräch statt: inzwischen ist sie 29, alleinerziehende Mutter, hat ihre Läden an ihre Mutter überschrieben, arbeitet jedoch weiterhin in einem der beiden im Dorf XY.

38 Sowohl der Name der Gruppe als auch die Namen der Befragten sind geändert.

Rosa, zum Zeitpunkt des Interviews 23 Jahre, war Praktikantin bei Storm und fuhr nun deren zweiten Laden in der Kreisstadt XX. Sie gehört als Freundin von DJ-Y, dem zweiten DJ der Gruppe, eng zu Vibes+Tribes.

DJane Zora, 25 Jahre, ist lose an Vibes+Tribes angebunden und arbeitet gelegentlich mit den beiden DJ's der Gruppe zusammen. Sie lebt zum Zeitpunkt des Interviews noch in der Kreisstadt XX, wo sie diversen Jobs nachgeht, plant jedoch bereits ihren Wegzug auf eine spanische Insel.

Vertreter und Vertreterinnen der Szene in der Region M:

Win, 27 Jahre, ist erfolgreicher Geschäftsmann in Sachen Techno-Mode, und zum Zeitpunkt des ersten Interviews noch engagiert als DJ und Party-Veranstalter. Beim zweiten Interview ist er 30 und hat gerade den Umzug in ein größeres Ladengeschäft innerhalb der Kreisstadt M. hinter sich.

Su, 24 Jahre, hat ihr Studium abgebrochen, um von einem Bekannten einen Laden für Szene-Mode im Second-Hand-Bereich zu übernehmen. Der Laden befindet sich in einem kleinen Dorf im Landkreis M., zum Zeitpunkt des Interviews plant sie jedoch die Eröffnung eines zweiten Ladens in M.

Kati, 30 Jahre, ist in der Nachbarstadt von M. Angestellte in der Filiale einer kleinen Kette von Techno-Mode-Läden in Süddeutschland. Sie ist alleinerziehende Mutter und lebt teilweise noch von der Sozialhilfe. Kurz nach dem Interview schließt dieser Laden.

Vertreter und Vertreterinnen der großstädtischen Szene:

Ka, 26 Jahre alt, ist Mitinhaber eines Vertriebs für Techno-Mode, der ganz Süddeutschland beliefert - u.a. Win - und der darüber hinaus einen Laden in der Großstadt Z hat. Als äußerst erfolgreicher Geschäftsmann hat er kaum noch Zeit für ein Leben in der Szene, der er sich nichtsdestotrotz zugehörig fühlt.

Eye, 20 Jahre alt, hat ihre Ausbildung zur Reiseverkehrsfachfrau abgebrochen, um eine Promotion-Agentur in Z zu managen. Über ihre Arbeit in einem House-Club ist sie voll und ganz in das großstädtische Nachtleben eingebunden.

5. Selbstinszenierungen in Handlungsgemeinschaften

„Kein Wunder, dass die Postmoderne, das Zeitalter der Kontingenz für sich, der selbstbewußten Kontingenz, auch das Zeitalter der Gemeinschaft ist, der Suche nach Gemeinschaft, der Erfindung der Gemeinschaft, der Imaginierung der Gemeinschaft" (Bauman 1992:301).

Gemeinschaften werden hier betrachtet als Sinngemeinschaften, als geteilte Lebenswelten, als *Handlungs- und Erlebnisgemeinschaften*, zu denen unterschiedliche Formen der Bezugnahme existieren. In solchen Handlungsgemeinschaften können junge Frauen und Männer sich aufeinander beziehen, sich als handlungsfähig erleben, als Menschen, die gebraucht werden, die (mit-)gestalten, die initiieren, die unterstützen; hier können sie Anerkennung erfahren und Unterstützung bekommen, hier können sie sich als verschieden und dennoch zugehörig erleben. Dass Gemeinschaften auch Orte sind, in denen das jeweilige Gegenteil dieser positiven Aspekte erfahren werden kann (Hierarchien, Ent-Mächtigungen, Ausgrenzungen), sie also keineswegs Garanten für diese positiven Erfahrungsmöglichkeiten darstellen, macht genau ihre Bedeutung aus: ihre Erlebnisqualität beziehen sie auch daraus, dass sie eben kein Ort der Selbstverständlichkeit sind.

Dass Gemeinschaften für die Übergänge junger Frauen und Männer Bedeutung haben, ist unbestritten - selbst unter Bedingungen der Spätmoderne, der „Kontingenz für sich" (Bauman 1992). *Wie* sie jedoch Bedeutung haben, welche jugendkulturellen Bedeutungsaufloadungen diese Gemeinschaften erfahren, und wie sich dadurch die subjektive Bezugnahme auf diese Gemeinschaften verändert, das ist hier die Frage. Es geht also um die Wechselwirkungen des Realen und des Symbolischen, mit denen u.U. neue Formen der Bezugnahme, der Vergemeinschaftung bzw. der Verheißung auf Gemeinschaft entstehen - zum Beispiel virtuelle, symbolische oder über den Konsum vermittelte Bezugnahmen: u.U. ist schon der Kauf einer Hose ein Versprechen auf Zugehörigkeit. Hierbei will ich keinesfalls in den Chor der postmodernen Gemeinschaftskonstrukte einstimmen, nach denen es *nur noch* solche ästhetische Gemeinschaften gibt und die sonstige Erfahrungsgehalte in den Hintergrund treten lassen. Gerade in Anbetracht dieser Diskussion ist es wichtig, hier zu differenzieren: Gemeinschaft ist nicht gleich Gemeinschaft, es gibt - auch und gerade unter den spätmodernen Bedingungen von Übergängen neben solchen, die vorwiegend auf der ästhetisch-symbolischen Ebene bleiben, durchaus auch solche, die sehr konkrete und reale Lebenswelten darstellen, in denen junge Frauen und Männer z.B. zusammen etwas auf die Beine stellen, in denen sie gemeinsame Relevanzen entwickeln und dafür gemeinsam aktiv werden. Doch vielleicht verändern sich unter den spätmodernen Bedingungen für Übergänge die Formen der Bezugnahme, so dass auch solche eher bekannten oder traditionellen Vergemeinschaftungsformen neu oder

anders erlebt werden, neu oder anders relevant werden können. Jedenfalls ist hier genauer zu untersuchen, inwieweit durch die Selbstinszenierungen ein Potential zur (Re-)Generierung von Gemeinschaften freigesetzt wird.

Um falsches Generalisieren zu vermeiden, will ich drei Arten von Gemeinschaften unterscheiden, die für die hier untersuchte jugendkulturelle Szene besonders wichtig sind: zum einen das enge Setting der Organisationsgemeinschaft (*family*), das aufgrund gemeinsamer Relevanzen entsteht (und vergeht), sodann das professionalisierte Netz, das oft aus Gemeinschaften der ersten Art heraus entsteht und das auf der Interaktionsebene den Kern der vor allem in England und Australien vieldiskutierten kulturellen „New Economies“ bildet (vgl. Ball et al. 2000), und schließlich das eher lose Setting der Party-communities, das auf den ersten Blick am ehesten Zygmunt Bauman's postmoderner Form der Vergemeinschaftung entspricht. Deren jeweilige Qualitäten werden genauer untersucht.

5.F *Das familiäre Setting: tribe? family?*

Um die erste Form der unterschiedlichen Gemeinschaften genauer zu beschreiben, begeben wir uns in die Entstehungsgeschichte dieser **Community**, die verschiedene Versionen hat - es ist die Geschichte vom Freundeskreis, der schon seit Jahren besteht, in dem sich die Beteiligten zum Teil seit Kindertagen kennen, es ist aber auch die Geschichte einer Initialzündung durch einen jungen Engländer, der Anfang der neunziger Jahre zugezogen und mit dem musikalischen „Niveau“ der Region unzufrieden war. Unabhängig von diesen unterschiedlichen Versionen war die **Community** in den frühen neunziger Jahren äußerst aktiv darin, die ländliche Region mit vielfältigen phantasiereichen Party-Events zu beleben. Auch heute noch veranstaltet die kleine Gruppe von Organisatoren und Organisatorinnen regionale Parties, deren (über-) regionales „Markenzeichen“ die selbstgestalteten Dekos und die beiden DJ's mit ihrer spezifischen musikalischen Ausrichtung (mit Schwerpunkt auf Goa-Trance) sind.

„Also im Ursprung war Vibes+Tribe eigentlich eine Organisation, die Goa-Parties nach West-Schwaben/Deutschland bringen wollte“ (DJ-X, m., 32 J, S.21)“.

Die Gruppe definierte und definiert sich über eine bestimmte (jugendkulturelle) Auffassung von Techno - „das ist so ne Art Woodstock-Ambiente“ (Drum, m., 31 J., 2/093) - und darüber, diese Auffassung „unter die Leute zu bringen“ (ebd.). Dies ist bis heute ihr inhaltlicher Bezugspunkt, ihr Movens und ihre Message. Hierbei steht die Eigenaktivität im Vordergrund:

39 Die Zitation folgt dem Muster: (Phantasie-)Name des/der Befragten, Geschlecht, Alter, Seiten- bzw. Laufwerksangabe. Seitenangaben entstammen vollständig transkribierten, Laufwerksangaben teilweise transkribierten Interviews.

„Die Szene ist für mich nicht was ein Club anbietet, sondern was die Leute für sich tun, das ist für mich, was eine Szene definiert. (...) die Leute müssen von sich aus was für die Szene machen wollen, *jeder sich beteiligen*, nicht nur insofern, daß die da hingehen und konsumieren, sondern daß die auch die Möglichkeit haben, das Ding entstehen zu lassen und auch Inputs zu geben. Da komm' ich dann natürlich zu der Vibes+Tribes-Geschichte. Ja in England gab es auch schon lange solche Gruppen, Cliquen von Leuten, die regelmäßig Parties machten, auf einer semikommerziellen Basis. Die haben die Kosten gedeckt und sagen wir, es hat sich gelohnt für den Abend, aber das war nicht der Sinn. Das war mit soviel Liebe zum Detail und alles gemacht, man hat da nicht irgendwie das Gefühl gehabt, daß es sich hier um das Geld handelt. Und das wollte ich inzwischen, das und was ich auf Goa erlebt habe, wollte ich irgendwie hier den Leuten mindestens zeigen" (DJ-X, m., 32 J, S.6, Hervorh. B. S.).

DJ-X ist von Anfang an klar: im Alleingang ist dies nicht möglich. Also organisiert er sich Unterstützung:

„ich habe gewußt o.k., (...) wenn ich so etwas machen will, dann muß ich mir auch andere Leute suchen, die auch so motiviert sind, ja auch ein bißchen wissen, um was es geht. Und da habe ich eben Blume und Mike getroffen, kennst du Mike? Blume und Mike getroffen und die waren auch - obwohl die damals nicht so begeistert waren von der Musik, also fast keiner" (DJ-X, m., 31 J., S. 7f.).

Die Initialzündung ist das eine, die langjährigen Kontakte, auf die sie trifft, sind das andere - und hier kommt die zweite Version der Entstehungsgeschichte ins Spiel:

„Ich mein, den Drum kenn ich seit 12 Jahren - ewig auf jeden Fall. Die meisten eigentlich. Mit dem DJ-Y war ich sogar zusammen im Kindergarten - ha ja, weil wir halt alle von hier kommen" (Blume, w., 31 J., 384).

Sie geben sich einen Namen und fangen an. Unterschiedliches wird dabei wichtig. Da ist zum einen die Bestätigung von Freundschaft durch die Erfahrung, dass alles so glatt läuft:

„Vibes+Tribes - *ja das ist 'ne gute Crew*, weil das sind halt zwei DJ's, der DJ-X und der DJ-Y, und dann Mike und ich als Maler, und dann halt noch so ein paar wie der Drum, die was überlegt haben. Und solche, die immer noch ein bißchen helfen, oder wenn man mal was braucht. *Und das ist eigentlich Masse, weil wir sind halt lauter Kumpels*, und wir haben dann halt überlegt, machen wir wieder eine Party, und dann halt einen tollen Platz rausgesucht, hingefahren, aufgebaut, jeder hat immer irgendwas abgecheckt, und dann hat es halt immer genau gepaßt..." (Blume, w., 31 J., 155, Hervorh. B.S.).

Da ist zum anderen die auf Spontaneität und Informalität basierende Organisation:

„... von der Idee her, was mich damals ja auch begeistert hat, war, dass es kein Verein ist. Dass es ...das hat sich zufällig ergeben, dass eben vor eineinhalb Jahren sich die Leute gefunden haben, da waren zwei, drei Leute, die das schon woanders gesehen haben, die waren schon mehr mit Techno infiziert, und dann hat sich so ein Kreis gebildet, völlig ungezwungen jetzt in dem Sinne - nicht mit irgendwelchen Strukturen, mit irgendwelchem Vereinsvorstand und pipapo, was mir auf den Geist geht bei diesen ganzen Kultursachen. Sondern zusammengekommen ist und es dann auch sehr spontan geklappt hat mit der

Organisation von irgendwelchen Parties. Klar, da waren auch verschiedene Ideen dabei von den Leuten, warum die sich da engagiert haben. Da sind die DJ's, die einfach an dem Sound Begeisterung gefunden haben, und den nach außen tragen und auflegen. Und dann die Leute, die einfach Bock auf Parties haben und gesagt haben: Ok, das organisieren wir selber. *Eben dieses: Komplett außerhalb der sonstigen Schiene, auf der die Gesellschaft so läuft. Es ist ja alles organisiert. Alles hat seine Regeln und so. Und da brichst Du komplett aus.*" (Drum, m., 31 J. 058, Hervorh. B.S.).

Da ist zum Dritten die nichtsdestotrotz vorhandene Verantwortlichkeit:

„Fünf bis zehn Leute gehören zu dem engeren Kreis, die das Risiko auf sich nehmen. Die müssen schon verlässlich sein. Du mußt erst mal einen Platz finden, wer organisiert die Anlage, Notstromaggregat, Getränke organisieren ... müssen bis morgens um 10 Uhr da sein, Platz aufräumen, alles saubermachen. Ich mag's nicht, Dreck zu hinterlassen" (Drum, m., 31J., 152).

Und schließlich (oder an erster Stelle) ist es der Spaß - für sich genauso wie für andere:

„Aber es ist schon auch geil: selber eine Party zu organisieren, und es kommen hunderte von Leuten und die haben ihren Spaß" (Drum, m., 31 J., 328).

Dies jedoch in deutlicher Abgrenzung zum Kommerz:

„Ich find's halt echt wichtig, dass es Spaß bleibt und nicht so Kommerz wird" (Blume, w., 31 J., 300).

Hierbei kommt etwas *Eigenes* zum Ausdruck - für DJ-X das Erfolgsrezept der Gruppe:

„ich kann irgendwie nicht sehr viel dazu sagen, warum Vibes+Tribes erfolgreich geworden ist. Ich kann nur sagen, daß wir unserem Konzept treu geblieben sind und das muß irgendwo den Leuten gefallen haben. Also ich denke, wenn man auf eine Vibes+Tribes-Party geht, obwohl man manchmal 15 Mark Eintritt zahlen muß und so, man geht da rein und man sieht o.k., die haben nicht einfach ein paar Plattenspieler in ein leeres Zimmer gestellt und die Kasse aufgemacht, ne, *da steckt Liebe darin, Liebe zum Detail, da steckt was dahinter von uns, von den Leuten, die es eben machen.* Und ja, wir sind auch nie irgendwie auf Kommerzschiene gegangen (...). Weil dann erstens ist das Ding zu groß, zweitens wir machen das illegal, (...) wir haben mittlerweile zwischen 80 oder 90 Parties gemacht und haben nie eine Genehmigung dafür gehabt. Wir haben nie überlegt, Polizei oder Behörden Bescheid gesagt, daß wir eine Party machen. (...)Wir wollten es klein haben, weil das einfach familiär ist. *In den Anfangszeiten war, das ist auch sehr wichtig, daß alle, die mit dabei sein wollten, mit dabei sein konnten.* Das heißt jeder, der sagt, jetzt habe ich ein Bild von Blume und Mike gesehen und jetzt muß ich heimgen und so ein Bild machen. Ja, das war unheimlich in der ersten Zeit, in den ersten eineinhalb, zwei Jahren, da sind echt die Leute auf Parties gekommen: hey, ich habe euch ein Bild gemalt und so. Das war für mich auch ein, ja ein sehr wichtiger Teil" (DJ-X, m., 32 J., S.1 1, Hervorh. B.S.).

Den Aspekt der Illegalität betont auch Drum:

„Und es ja eigentlich eine illegale Sache ist, die wir da machen. *Komplett illegal.* Vor allem die Freilandaktionen, wo wir irgendwo hingehen und eine Party abziehen. Wenn es

dumm läuft, kann das ganz üble Strafen nach sich ziehen - von Landfriedensbruch über Lärmbelästigung... wir gehen ja nirgends hin und fragen (Drum, m., 31 J. 058).

Die Atmosphäre, die hierbei entsteht, wird deutlich *anders* als die der Clubs wahrgenommen:

„Das ist einfach eine völlig andere Stimmung (als in einem Club). Und ich find's halt auch gut, daß es meistens nicht so groß ist, so bei 300 Leuten, und alles ganz easy, und am Schluß, wenn du aufräumen mußt, dann helfen noch alle mit, und am Schluß sieht der Platz dann genauso aus wie vorher. Also da passen wir auch immer tierisch auf. Und schon immer nur gemähte Wiesen und so. So die Öko-Schweine wollen wir nicht raushängen" (Blume, w., 31 J., 259).

In der Selbstdarstellung der Gruppe verläuft die Party-Organisation egalitär und relativ spontan, ohne großen Bedarf an festen Arbeitsteilungen. Auf Nachfrage - etwa nach Arbeitsteilungen zwischen den Geschlechtern - fällt Blume dann aber doch auf:

„Ja, es ist zum Beispiel auch oft so, dass die Mädels dann Theke machen. An der Kasse sitzt mal der und mal der, je nachdem. Ja, und Kaffee und Tee kochen, morgens, das machen auch meistens die Mädels, wenn ich mir's recht überleg' (lacht)..“ (Blume, w., 31 J., 130).

Und sie kommt darauf, dass es für sie durchaus anders und auch beglückend ist, mal auf den Sound einer weiblichen DJane zu tanzen:

„Das ist zum Beispiel ziemlich typisch: es gibt wenig weibliche DJ's. Also in Berlin, das war echt lustig, da hat eine Frau aufgelegt, die kenn ich noch von Indien, Yara heißt die, die ist ziemlich wild, eigentlich ist sie Iranerin, die aber seit 10 Jahren in Berlin wohnt. Und die hat jetzt auf der Party auch aufgelegt, und das fand ich echt klasse: mal so ein weiblicher DJ, das kam schon gut, sonst sind's meistens Typen... Manchmal denkt man gar nicht so drüber nach..“ (Blume, w., 31 J., 100).

Lila sieht die Frage der Arbeitsteilungen etwas anders:

„Das kann man glaub echt nicht festlegen (...) das würd ich auch nicht *wollen*; also ich hab *keine Lust*, nur ein Ding zu übernehmen: so, das machst ab jetzt du. (...) Das ist halt echt lose bei uns (...) Ich find, das bringt auch 'ne gewisse Hierarchie rein, wenn man das so zuteilen würde (...) ein bißchen ist das eh schon drin, weil die DJ's sind die Hauptpersonen, ganz klar, die sind verantwortlich für die Musik, und dass die Party läuft, zum Großteil auch für die Anlage - da kenn ich mich echt nicht aus" (Lila, w., 22 J., 330).

Die Männer sind diejenigen, die sich zumeist um die Technik kümmern, und Blume ist durchaus klar, was das heißt:

„So: wenn ich das check', control' ich das auch" (Blume, w., 31 J., 125).

Gleichzeitig betonen die befragten Frauen die gleichberechtigte Atmosphäre in der Gruppe:

„Das ist allgemein so, bei den Leuten, die ich kenne, dass Du nicht das Gefühl hast, die Mädels werden irgendwie untergebuttert, oder dass ich jetzt das Gefühl hab, weil ich ne

Frau bin, muß ich da mehr Einsatz zeigen, dass mir mal einer zuhört oder dass sie meine Idee mal ernstnehmen" (Blume, w., 31 J., 2. S. 057).

„Ich fühl mich wohl als Frau da, wobei ich seh' mich nicht irgendwie als Frau in 'nem Kreis von Männern. Wir sind ein Freundeskreis, da gibts keine Rollenverteilung, keine Hackereien, kein Emanzipationsgehabe oder Machogehabe - das gibt's einfach nicht, dazu kennen wir uns schon zu lang. Es macht keinen Unterschied, ob Du ein Mädels bist" (Lila, w., 22 J., 432).

Für sie entsteht hieraus ein sehr enger, fast familiärer Bezug:

„Mein Freundeskreis(...) da sind schon brutal viel Vibes+Tribes-Leute dabei. Ist klar, man macht viel zusammen, man macht Parties zusammen, man macht die Organisation zusammen, man feiert die Parties zusammen, man wächst einfach so zusammen - sieht sich von daher auch sehr viel - der engste Kreis meiner Freunde gehört zu Vibes+Tribes, muß ich schon so sagen...." (Lila, w., 22 J., 300).

Solche Netze entstehen auch überregional:

„ja, da ist dieses Netz, also das auf jeden Fall. Also wenn wir sagen, hey, wir gehen auf die Party heute abend, da ist die ganze Reutlingen-Clique da, wir wissen ganz genau, wer gemeint ist. Oder da gibt es auf jeden Fall *families*, also die Reutlingen *family*, diese Tübinger *family* natürlich und die ganze Epple-Haus, und Felipe und so (...) und dann Winnenden, die sind auch eine *family* und das sind jeweils, das sind kleine Gruppen von 20 bis 30 Leuten, die irgendwie, ja, immer gemeinsam auf Parties gehen oder so sich sehen, sehr schön eigentlich" (DJ-X, m., 32 J., S. 28).

Betonungen**

Die eigene Aktivität

DJ-X nimmt eine ganz bestimmte Definition von Szene vor - hierzu zählt er nur Zusammenhänge, die von der Eigenaktivität der Beteiligten getragen werden. Ganz bestimmte *Qualitäten* werden hier betont: Kreativität und Engagement statt bloßes Konsumieren, „Liebe zum Detail" statt grobem 0-8-15-Trend, und vor allem: Orientierung an der Sache und nicht am Profit. Er schließt sich selbst und die Gruppe in diese Definition ein. Ähnlich betonen Blume und Drum das Engagement der Gruppe, das eine ganz bestimmte Party-Atmosphäre hervorbringt; eben nicht kommerziell, sondern selbstgemacht, spontan, kreativ, *anders*.

40 Wie im Methodenkapitel angekündigt, findet das, was betont, mit Nachdruck, explizit *so* gesagt wird, und gleichzeitig für das jeweilige Thema relevant ist, in der Auswertung besondere Aufmerksamkeit und wird jeweils theoretisch aufgearbeitet.

Die gute Kooperation untereinander

Dass in der konkreten Party-Organisation alles Hand-in-Hand läuft, ohne größere Absprachen, eher organisch, wird von den weiblichen Befragten (Blume und Lila) betont - strikte Arbeitsteilungen werden dezidiert abgelehnt. Bei Lila verläuft die Selbstinszenierung als Gruppenmitglied (und als Transporteurin des Gruppenselbstverständnisses) an diesem Punkt vor allem in Abgrenzung zu möglichen Unterstellungen, die mit meiner Frage nach Arbeitsteilungen verbunden sein könnten: etwaige Unzufriedenheiten mit der (geschlechtsspezifischen) Arbeitsteilung, Ungerechtigkeiten in Punkto Anerkennung, Hierarchien etc.. Demgegenüber wird das selbstverständliche Zusammenarbeiten betont, das selbst noch beim Aufräumen funktioniert.

Befriedigende Arbeitsteilungen und latente Geschlechterhierarchie

Es gibt geschlechtsspezifische Arbeitsteilungen innerhalb der Gruppe der Aktiven: die Männer kümmern sich tendenziell eher um die Technik oder um die Logistik, die Frauen tendenziell eher um Getränke und Dekorationen, Kasse machen beide. Auf diese Arbeitsteilung befragt, hat zunächst keine der Frauen Einwände. Ihre (implizite) Position ist vielmehr: wir *müssen* ja auch nicht alles machen. Erst im zweiten Schritt kommt die hiermit verbundene Hierarchie in den Blick. So gibt die Interviewgeschichte mit Blume ein differenziertes Bild: sie, deren anfängliches Urteil zum Geschlechterverhältnis in der Szene „alles easy“ lautet, entdeckt im Laufe des Interviews neben den positiven Entwicklungsmöglichkeiten, die Techno für sie als Frau hat, auch einige Aspekte, die durchaus eine hierarchische Struktur in sich tragen: bestimmte Arbeitsteilungen auf den Parties, die Dominanz der Männer bei der Technik, die nicht unwichtig ist für den Status, den sie in der Gruppe haben. Andererseits kommt heraus, dass es für sie durchaus etwas Besonderes und Schönes ist, auch einmal auf den Sound einer DJane zu tanzen. Blume lässt sich auf die Sichtweise „Geschlechterhierarchie“ ein, fängt an, Situationen zu überprüfen, und findet plötzlich hier und da Anhaltspunkte dafür, dass an dieser Sichtweise doch etwas dran ist. Deutlich wird hieran, dass Geschlechterhierarchien weder ins persönliche Selbstbild noch ins Selbstbild der Gruppe passen wollen, weil sie nicht nur ideologisch, sondern auch durch eigene Ansprüche - individuell sowie als Szene - verstellt sind.

Das Spontane, Nichtorganisierte, Nichtabgesprochene

Der Anspruch der **Community** an sich selbst ist: ohne feste Strukturen zu funktionieren, auf spontane Weise eine Gegenwelt zu schaffen zur gesellschaftlichen Normalität, und damit etwas „komplett anders“ zu machen als es die Gesellschaft mit ihren Regelsystemen vorgibt. Die Utopie, die hier an-

klings, ist eine Utopie des Hier und Jetzt (vgl. Zucchiatti 1999): wir können hier und jetzt andere Umgangsformen praktizieren, andere Möglichkeiten des Spaß-Habens, wir können einander hier und jetzt respektieren, hier und jetzt eine andere Ökonomie, ein anderes Geschlechterverhältnis, eine größere Toleranz untereinander entwickeln - egal, wie unterschiedlich wir sind (im Hinblick auf Hautfarbe, sexuelle Orientierung etc.) Das implizite Motto lautet: „Die Welt ist verändert, sobald wir anders handeln“.⁴¹

Das Kleine, Familiäre, Überschaubare

Von beiden Geschlechtern wird das Familiäre und Überschaubare als spezifische Qualität der Events, die die Gruppe organisiert, hervorgehoben. Die Gruppe bildet nicht nur selbst eine *Family*⁴², auch die von ihr organisierten Parties haben dieses Familiäre - trotz überregionalem Einzugsbereich. Die Interviewten - Frauen wie Männer gleichermaßen - antworten damit teils indirekt, teils auch sehr direkt auf eine individualisierte Konsumkultur und auf anonyme Großveranstaltungen. Sie offenbaren sich als durchaus auf eine solch familiäre Umgebung Angewiesene. Und das konkrete Schaffen von Gegenwelten, von Zusammenhängen, in denen die Gemeinschaft spürbar ist und eine Gestalt bekommt, welche kulturell „paßt“, kann als eine Antwort auf die Individualisierung gelesen werden.

Das Nicht-Kommerzielle

Auffallend in allen Interviews ist die Überzeugung: Sobald kommerzielle Ziele auftauchen, wird das ursprüngliche Motiv zerstört. Es geht darum, mit den Parties eine spezifische Atmosphäre herzustellen, es geht darum, dass dieses Engagement (und die Party selbst) Spaß machen soll, es geht darum, dass alle sich beteiligen können (DJ-X), es geht darum, einander gut zu behandeln (Blume), es geht um eigene Gestaltungsansprüche und auch um andere (nicht-materielle) Formen von Anerkennung. Alle diese Qualitäten sehen die Befragten (männlich wie weiblich) durch kommerzielle Motive bedroht. Hierin setzen sie sich explizit ab von gesellschaftlichen Erfolgsdefinitionen. Dass die statt dessen hochgehaltene Spaßorientierung hohl und oberflächlich sei, widerlegen die Interviews eindrucksvoll: mit dem Spaß soll gerade eine bestimmte *Qualität* des Zusammenseins geschaffen werden.

- 41 Vgl. hierzu auch Klein (1999) mit dem Hinweis auf das Nicht-Diskursive dieser gesellschaftlichen Utopie, die statt dessen über den Körper und seine Ausdrucksformen verläuft.
- 42 Solche kursiv gesetzten, meist englischen Begriffe aus der Szene-Sprache habe ich deshalb aufgegriffen, weil mit ihnen häufig eine Betonung verbunden ist. Hierzu muß erläutert werden, dass die Befragten zumeist schwäbischen Dialekt sprechen, aus dem der Gebrauch dieser Begriffe umso stärker heraussticht.

Das Verschwörerische, Illegale

Dieser Aspekt scheint vor allem für die männliche Selbstinszenierung von Bedeutung zu sein - in den Interviews mit den weiblichen Macherinnen der regionalen Party-Szene taucht er nicht **auf**. Es ist naheliegend, dass der klandestine Charakter der Parties das Gemeinschaftsgefühl noch verstärkt; der Faktor des persönlichen wie kollektiven Risikos kommt ins Spiel, und die Besucher und Besucherinnen nehmen, sofern ihnen das bewusst ist, durch den Partybesuch am Verschwörerischen teil. Dieser Aspekt fällt bei der Club-Szene nicht gänzlich weg: sofern es sich um die szenetypischen *locations* handelt (aufgelassene Fabrikgebäude, Lagerhallen, schwer aufzufindende Räume ohne offizielle Zufahrtsstraßen, Parkplätze etc..) gibt es durchaus auch hier den Hauch des Verbotenen, selbst Angeeigneten, nur „Eingeweihten“ Zugänglichen. Hier liegt eine wichtige Querverbindung zwischen **Community-** und Raumaspekt: die **Community** definiert die Räume, und das Wissen über die Räume/das Eingeweihtsein definiert die Zugehörigkeit zur **Community** (vgl. Kapitel 7, Räume): wer zum Beispiel in die SMS-Ketten aufgenommen ist, über die illegale Parties - zum Teil heute noch - bekanntgegeben werden, kann sich automatisch als zugehörig fühlen.

Die Dialektik von Individualität und Gemeinschaft

Betont wird die absolute Freiheit, sich in solchen Gemeinschaften zu engagieren. Allen Befragten ist diese Zwanglosigkeit, die dennoch nicht Unverbindlichkeit bedeutet, in ihrer Selbstdarstellung als aktives Mitglied einer Szene wichtig: Ohne Freiwilligkeit kein Engagement. Der Stellenwert, den dieser Aspekt in den Selbstdarstellungen hat, legt die Deutung nahe, dass diese Entscheidungsfreiheit eine Grundvoraussetzung für das Zustandekommen (und den wie auch immer kurz- oder längerfristigen Bestand) solcher spätmodernen Gemeinschaften darstellt. Auch auf anderen Ebenen von Gemeinschaft, etwa in der weiter unten thematisierten Party-Gemeinschaft, und hier vor allem in Fragen der stilistischen Selbstinszenierung, wird diese spätmoderne Form des dialektischen Verhältnisses von Individualität und Gemeinschaft wieder auftauchen (vgl. auch Miles et al. 1998).⁴³

Anerkennung organisieren

Etwas zu tun, damit die Leute ihren Spaß haben, etwas zu tun, und damit Wirkung zu hinterlassen, etwas zu tun, und soziale Anerkennung zu bekom-

43 Diese These kann spiegelbildlich für das Thema der Identität formuliert werden: postmoderne Identitätsarbeit ist strukturell angewiesen auf diese Dialektik von Individualität und Vergemeinschaftung (vgl. Kapitel 8, Identität).

men, wird immer wieder als wichtiger Motivationsgrund genannt. Die neue Kategorie hierfür ist *energy*: wenn die Leute sich freuen, kommt viel *energy* zurück. Egal, ob es die Szene-Aktivistinnen sind, die der Szene eine Party präsentieren, oder die DJanes, die in direktem Kontakt mit den Tanzenden ihr Feedback erhalten, egal ob es sich um eine Malerin handelt, die Anerkennung für ihre Deko-Arbeit auf den Parties bekommt, oder (wie weiter unten) um eine Ladenbesitzerin, die feststellt, wie ihr Laden immer mehr zu einer Anlaufstelle für Leute wird, immer spielt dieser Aspekt des Gebens und Nehmens eine Rolle, nie wird ein Hehl daraus gemacht, dass Anerkennung wichtig ist. Transparent wird hierbei der Prozeß des Organisierens von Anerkennung durch das Engagement in der Szene. Aus der Geschlechterperspektive bemerkenswert ist, wie offen dies auch von den jungen Männern thematisiert wird, ist doch in der männlichen Sozialisation die Bedürftigkeit, die hier indirekt zum Ausdruck kommt, traditionell eher tabuisiert (vgl. Böhnisch/Winter 1993).

Soziale Aufgehobenheit organisieren: regional und überregional

Die **Community** organisiert sich selbst einen sozialen Rückhalt, der für die einzelnen jungen Frauen und Männer eine - wenn auch unterschiedlich starke - Bedeutung bekommt. Wichtig ist hier wiederum der Aspekt der Selbstorganisation: die Gruppe schafft sich selbst ihren sozialen Ort, ihre eigenen Ausdrucksformen, ihre Plätze, ihre Netze, ihre „Identität“. Das Selbstverständnis der befragten Aktiven ist dabei das einer *family* unter *families* - es gibt Bezüge zu anderen regionalen Szene-Netzen, die überregionale **Community** kennt sich, anerkennt sich, besucht gegenseitig ihre Events, findet sich dadurch jeweils in den eigenen Aktivitäten bestätigt. Bemerkenswert ist diese eigenständige Organisation von Halt und Aufgehobenheit besonders vor einem regionalen Hintergrund, der alles andere als dazu angetan ist, diese Vergemeinschaftungsprozesse zu unterstützen. Die Selbstinszenierung über den Gruppenzusammenhang ist anti-traditionell (z.B. eben nicht vereinsförmig, wie Drum betont), genauso aber auffallend verbindlich und „uncool“.

5.1.1 Dynamische Weiterentwicklung - flexibler Bestand: zur Beweglichkeit spätmoderner Gemeinschaften

Der entscheidende Punkt, an dem sich spät-moderne communities sozusagen „bewähren“ müssen (wenn sie schon die flexible (Dis-)Kontinuität für sich behaupten), scheint die Frage zu sein: Was passiert, wenn sich Leute aus der engeren family zurückziehen?

„es ist schon schade, wenn sich Leute zurückziehen. Aber ich zieh' mich ja selber ein Stück weit zurück. Aber dadurch, dass die Sache für mich eigentlich etwas total Zwangloses sein muß, nur so kann es (das Engagement, B.S.) auch wiederkommen. Und es braucht

einfach diese völlige Freiheit, damit es auch so geil ist, wie es mal war" (Drum, m., 30 J., 265).

Wiederum kommt hier eine der Grundvoraussetzungen für dieses (sozio-kulturelle) Engagement zum Ausdruck: völlige Entscheidungsfreiheit, kein Druck, kein Zwang. Das Engagement muß biografisch passen, und es kann Zeiten geben, wo anderes paßt. Bei Lila „paßt“ es in sozialer Hinsicht schon längere Zeit - zum Beispiel hinsichtlich der Vereinbarkeit von Freundeskreis und Liebesbeziehung:

„bis vor einigen Jahren war es bei mir so, mein Freundeskreis war immer stark abhängig vom Freundeskreis meines Freundes. Ich hab mich dann immer so von Clique zu Clique durchgewurstelt. Und dann hatte ich auch kein so inniges verbundenes Gefühl zu meinen Freunden. Und mein jetziger Freundeskreis hat irgendwie zwei meiner Freunde überlebt, wenn man so sagen darf (lacht) und das sind die Leute, mit denen ich immer Kontakt haben will - die sind auch nicht austauschbar, irgendwie" (Lila, w., 22, 280).

Für sie ist damit aktuell kein Anlaß gegeben, sich zurückzuziehen.

Konfrontiert mit der Frage nach stilistischer Veränderung, nach Kommerzialisierungstendenzen oder gar des Endes von Techno kommen die Befragten zu unterschiedlichen Einschätzungen:

„Also ich könnt jetzt nicht sagen, dass Techno abgenommen hat. Die Leute kommen und gehen. Es kommen halt immer wieder neue hinzu (...) und die, die schon lange dabei sind, die haben halt irgendwann mal keinen Bock mehr und gehen halt wieder - aber ich glaube, das ist einfach überall so. Es ist einfach überall ein Kommen und ein Gehen" (Rosa, w., 23 J., 015).

Ähnlich Blume, die die ganze Entwicklung in einem größeren Zusammenhang sieht, der auch ihre eigene Entwicklung einbezieht:

„das wechselt auch immer so, die Musikrichtungen. Ich glaub eigentlich eher, dass es so eine Art Bewegung ist von den Leuten, das hat gar nicht so viel mit der Musik zu tun, dass man halt rausgeht und Parties feiert. Früher waren ja auf Goa auch immer so Reggae-Parties, und das war auch draußen, da haben die Leute auch die ganze Nacht durchgefeiert. Und jetzt ist es halt Techno. Das wird sich öfter mal ändern..." (Blume, w., 31 J., 517).

Sie sieht im Wechsel auch Kontinuität:

„Früher haben wir halt Reggae-Parties gemacht, jetzt machen wir halt raves. Wie gesagt, ich denk halt, im Prinzip: die Musik ist der Rahmen. Und um was es geht, ist irgendwie der Spaß, und die Leute treffen, und überhaupt." (Blume, w., 31 J., 236).

Das Spaß-Motiv ist für sie ein durchgängiges, das auch den Wandel erklärt, und ihm zugleich einen Kern von Kontinuität verleiht.

Auf einer anderen Ebene liegen die Einschätzungen zur musikalischen Entwicklung im engeren Sinne. So bedauert DJ-X die stilistischen Ausdifferenzierungen als - von der Musikindustrie unterstützte - Aufspaltungen in unterschiedliche „Fächer“, sieht sich jedoch mit seiner eigenen Stilentwick-

lung durchaus in diesen Prozessen inbegriffen, was das Bedauern relativiert und zu einer pragmatisch-realistischen Haltung werden läßt:

„Die Anfangszeiten von der Technoszene haben auch eine gewisse *unity*, die die Leute empfunden haben, auch widergespiegelt. Das war ok, auf eine Party zu gehen, wo House lief, Techno und von mir aus chill-out-Music und hey, hat keiner gemeckert, war für niemand ein Problem, weil das war alles neu. (...) Und mittlerweile hat die Musikszene, sehr geschickt, irgendwie getrennt in so kleine Fächer wieder, wir haben jetzt Drum'n Bass, wir haben Trance, House, bla, bla, bla und alle sind sie komplett gespalten, null Toleranz wieder in der Technoszene. Also ich muß sagen, ich bin auch intolerant geworden, aber ja, das nennt man vielleicht auch Stilentwicklung" (DJ-X, m., 32 J., S. 19f.).

Für DJane Zora, die ab und zu mit Vibes+Tribes arbeitet, ist vor diesem Hintergrund vor allem stilistische Offenheit wichtig:

„Aber ich finde, man sollte wirklich jedem das lassen, was er will, offen für alles sein. Ich mein, ich hör wirklich meinen *underground-SXiX*, aber ich bin auch *open-minded*, also ich bin wirklich allem offen (...). Offen sein ist glaub ich auch ganz wichtig, muß bei der Musik auch sein, sonst kannst gar nicht sagen, dass du ein Musiker bist (...) weil gutes gibt's echt in jedem Stil. Es gibt sogar guten Pop" (DJane Zora, w., 25 J., 487).

Andere beziehen sich in ihrem Bedauern darüber, dass es nicht mehr so ist, wie es einmal war, auf Veränderungen hin zum Mainstream, die sie mit einer zunehmenden Oberflächlichkeit und Kommerzialisierung gleichsetzen. Hierin liegt, kaum verborgen, auch eine generationenspezifische Enttäuschung darüber, dass die Jüngeren den Sinn des von den Älteren Entwickelten nicht verstehen, nicht achten, nicht beerben“. Die Aktivistinnen und Aktivistinnen, und hierunter vor allem die Frauen, vertreten jedoch eher einen pragmatisch-realistischen Standpunkt: Veränderungen sind nicht tragisch (Blume), es wird sich immer weiter ausdifferenzieren (Rosa), und aus der eigenen Geschichte ist ja das Kommen und Gehen von Stilrichtungen auch schon bekannt. Dies entspricht der genannten Vermeidung von Festlegungen: Obwohl sich diese Community ja gerade dafür engagiert, ein *bestimmtes* Feeling in die Region zu bringen, wollen sich die Szenemitglieder hierauf nicht festlegen (lassen). Dies hat etwas zu tun mit der spätmodernen Vermeidung von Einordnungen schlechthin, und hier, im Kontext von Jugendkultur, damit, die für die spätmodernen Übergänge zentrale Flexibilität aufrechtzuerhalten. Festlegungen machen angreifbar, sind der Vergänglichkeit ausgesetzt und spürbar bruchgefährdet. Biagsamkeit und Flexibilität hingegen sind viel besser geeignet, einen Halt in der Veränderung zu finden und eine *continuity of change* zu gewährleisten (Miles 2000). So wird für den Verzicht auf Schubladen plädiert, der frei macht für Umorientierungen und den Blick öffnet für Weiterentwicklungen bzw. Ausdifferenzierungen. So nimmt Win inzwischen auch im Styling Tendenzen der Öffnung wahr:

44 In einigen Interviews wird abwertend über die Jüngeren gesprochen, die einen unkontrollierten Umgang mit Drogen hätten, und die als „Fashion-Victims“ jeden „Mode-Scheiß“ mitmachten etc.

„... eigentlich kannst sagen, jeder zieht alles an, eigentlich. Man kann eigentlich kaum noch sagen, der Hipopper zieht jetzt irgendwie weite Hosen und der Techno-Freak zieht keine weiten Hosen an, das kannst nicht mehr sagen. Also eigentlich zieht jeder das an, auf was er Bock hat. Der eine ist vielleicht ein bißchen mehr markenbewußt als der andere und der eine hat sich jetzt mittlerweile auf eine bestimmte Marke eingeschossen, na, das gibt es alles, aber ich sage jetzt mal, so extrem wie damals in der Techno-Zeit, wo du wußtest, es gibt 10 Marken und die verkaufst an Techno-Leute und das wars, das gibt es heute nicht mehr. Es gibt auch nicht mehr so die reinen Techno-Labels, das gibt es eigentlich gar nicht wie damals" (Win, m., 30 J., 2. I., S. 6).

Er ist schon dabei, Techno der Vergangenheit zuzuschreiben, findet dann aber zu einer differenzierteren Einschätzung:

I: „'Damals in der Techno-Zeit', meinst du, die ist filr dich vorbei?

A: Ja schon. Die Techno-Zeit von damals sowieso (...) aber trotz der Hip-Hop-Szene, die sich jetzt in den letzten ein bis zwei Jahren entwickelt hat, ist (Techno, B.S.) brutal, immer noch. Also mein Lehrling zum Beispiel auch, der ist auch voll auf Techno. Der hört Hip-Hop, aber die hören *auch* Techno" (Win, m., 30 J., S. 6, Hervorh. B.S.).

Jugendkulturelle Szenen differenzieren sich aus, entwickeln sich weiter, verändern sich, professionalisieren sich (vgl. Kapitel 5.2), nehmen ein anderes Gewand an. Wichtig ist, zu sehen: das heißt nicht: Ende, sondern Weiterentwicklung. So haben z.B. die Techno-Clubs mit ihren Chill-out-Zonen den aktuellen „Wohnzimmer“-/Lounge-Trend vorbereitet, der eine Zeitlang gerne im Kontrast zu Techno diskutiert wurde. Auch hier geht es um eine Flexibilität, die Veränderung in Form von dynamischer Weiterentwicklung ermöglicht und damit (relative) Kontinuität gewährleistet⁴⁵. Das Entscheidende ist dann, in dieser Flexibilität den nötigen sozialen Halt zu finden bzw. sich ihn zu organisieren. Und genau dies beschäftigt Gemeinschaften wie die hier untersuchte.

Um diese Dialektik von Flexibilität und Halt zu erfassen, müssen zum einen die jungen Frauen und Männer selbst gehört werden. Denn aus der Außenperspektive ist vieles dieser *continuity o fchange* (Miles 2000) schlechterdings nicht wahrnehmbar. Zum anderen aber muß die analytische Aufmerksamkeit wiederum zwischen Struktur- und Handlungsdynamiken pendeln: es sind die *Subjekte*, die diese Entwicklungsprozesse mit ihrem Handeln vorantreiben und somit für Kontinuität sorgen, und es sind *strukturelle Dynamiken*, mit denen sie hierbei umgehen müssen. Es wird sich hierbei immer um Mischungsverhältnisse aus Selbstgestaltung einerseits, Getriebenwerden andererseits handeln. Von *beidem* prinzipiell auszugehen, öffnet den Blick auf die komplexen Machtstrukturen, aber auch auf die subtilen Formen der Selbstgestaltung, die hier am Werke sind.

45 Gleichzeitig wird damit die Einzigartigkeit jedes jugendkulturelles Stils relativiert: die *continuity of change* rückt beispielsweise auch historische Kontinuitäten ins Blickfeld.

Dies wird auch am nächsten Typus von Gemeinschaft, dem professionellen jugendkulturellen Netzwerk, deutlich.

5.2 Das professionelle Netzwerk: die „Lebensstilunternehmer und -unternehmerinnen“

Sowohl in der ländlichen Region als auch in städtischen Zusammenhängen haben sich aus den informellen Strukturen, die mit der Techno-Begeisterung entstanden sind, eine Fülle von Geschäftsbeziehungen entwickelt. Ihr Entstehungshintergrund wirkt sich einer eigenen Geschäftsethik aus, und zeigt sich zum Beispiel darin, dass vor allem Dienstleistungen in der Szene häufig nicht verkauft, sondern getauscht werden. Die Szene hat sich auf eigene Art professionalisiert, hat Märkte erschlossen, hat Existenzmöglichkeiten geschaffen. Idealtypisch gibt es folgendes Entwicklungsmuster: DJ's vermarkten sich oder tun sich zusammen zu festen Teams, die engagiert werden können, aufgrund ihrer spezifischen Nachfrage und deren Nachahmungseffekten entwickeln sich Marktsegmente für Musik, speziell auf ihren Bedarf zugeschnittene Plattenläden entstehen; mit den Clubs und Infrastrukturen für Nachtleben („night economies“, Sanchez/Martins 1999) entsteht ein underground-Markt für Mode, der junge Leute ermutigt, sich in diesem Metier selbständig zu machen; diese finden wiederum ihre Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen in ihrem Freundeskreis oder im Umfeld der Szene. So entsteht ein regionales und überregionales Netz an Kooperationsbeziehungen, an gemeinsam genutzten Vertriebsstrukturen für bestimmte szenetypische Labels, und nicht zuletzt an Beschäftigungsmöglichkeiten. Die Entwicklungsdynamik verläuft dabei zunächst von unten nach oben: Ideen, Musikstile, Mode-Inspirationen entspringen der jugendkulturellen Praxis, sie werden aufgegriffen von Leuten, die in der Szene leben bzw. ihre Szenebindung nicht aufgegeben haben, die ein Gespür dafür haben, was sich umsetzen lässt und die zum Teil natürlich mit ihrem Angebot auch den Markt gestalten - besonders dann, wenn sie ein eigenes Label gründen bzw. sich für die Vermarktung eines bestimmten Labels einsetzen. Auf diesem Wege, aber auch vermitteltler - durch Beratung und als stilistische Orientierungsfiguren - setzen sie Trends.

Erst in einem späteren Entwicklungsschritt greift dann die Vermarktung im großen Stil: die Kommerzialisierung jugendkultureller Trends - im Musikbereich durch die sogenannten Majors (D'Angelo 1998), im Modebereich durch große Marken und Vertriebsstrukturen, die den jugendkulturell vorbereiteten Markt für sich nutzen - mit dem häufigen Effekt, dass sie dabei die kleinen Labels vom Markt verdrängen. So beschreibt der Jungunternehmer Ka, wie oft er schon als *underground* mit seinem Modevertrieb ein Produkt eingeführt hatte, den Markt, die Kunden und Kundinnen quasi vorbereitet

hatte, und dann zuschauen mußte, wie größere Anbieter im großen Stil davon profitierten. Trotz dieser Verdrängungsmechanismen auf den Musik- und Modemärkten sind einige der Strukturen, die sich in den Anfängen dieser Marktentwicklung gebildet haben - und auf diese beziehen sich die meisten der untenstehenden Zitate - noch existent. Es sind dies Läden und Vertriebe mit immer noch sehr starker Szenebindung, mit immer noch sehr starkem regionalem community-Bezug. Sie haben kleine szenenahe Arbeitsmärkte entwickelt, in denen junge Erwachsene mit eher unkonventionellen beruflichen Vorstellungen gute Beschäftigungsmöglichkeiten für sich finden - zum Teil ungewollt kurzfristige, zum Teil Jobs mit bewußter Überbrückungsfunktion, bis etwas anderes beginnt, zum Teil aber auch erstaunlich dauerhafte. Die Szene bzw. der szenespezifische Style wirken dabei als Motivations- und Inspirationsquelle für junge Frauen und Männer, die auf der Suche sind. So hat Storm über die Ausgefallenheit der Techno-Mode einen Ansatzpunkt für sich gefunden:

„Mich hat das Ganze schon fasziniert, und die Leute sind alle super toll und ausgeflippt rumgelaufen. Und das ist das, was mich halt fasziniert: das Ausgefallene - nicht so zu sein wie jeder andere. Und dann hab ich mir irgendwann halt gedacht, klar, jetzt machst einfach einen Laden auf. Und durch das ganze Techno bin ich eigentlich auf den Laden gekommen, schon. Das hat mir eigentlich die Chance gegeben, das war der Einstieg zu dieser ganzen Sache. (...) Das war für mich das gefundene Fressen. Endlich ausgefallene Leute, die genauso verrückt rumlaufen wie Du selber, die sich getrauen, so rumzulaufen. Und ich glaube, das war der Grund, warum ich in die Techno-Szene reingekommen bin - weil ich das Extravagante liebe“ (Storm, w., 26 J., 2. S., 384ff).

Verantwortlichkeiten:

Die jungen Selbständigen nutzen ihre regionalen (Szene-) Kontakte und Freundschaftsnetze für ihre geschäftlichen Aktivitäten, umgekehrt jedoch nutzen sie auch die Möglichkeiten, die sie plötzlich haben - als Arbeitgeber und -geberinnen, als Auftraggebende - um diese regionalen (Szene-) Kontakte und Freundschaftsnetze zu unterstützen. So ist Storm mit ihren Läden Arbeitgeberin für weitere junge Frauen aus der Szene und hatte bislang immer nur Freundinnen als Mitarbeiterinnen:

„Jur. Also es waren eigentlich immer nur Freundinnen, die jetzt irgendwie arbeitslos waren und dann gesagt haben, ach Storm, ich brauch einen Job, und ich dann: ha, logisch, komm, schaff... Also es waren eigentlich *nur* Bekannte im Laden. (...) Und es ist ja auch netter, wenn Du 'ne Freundin hast, die den Laden macht, wie eine wildfremde Person. Und wenn ich denen damit auch noch einen Gefallen tun konnte .. Ja, ich bin, glaub' ich, schon auch ziemlich sozial eingestellt“ (Storm II, w., 30 J., 343).

Da sie in der Szene für ihren Laden wirbt, kommen ihre Werbekosten auch der Szene zugute - zum Beispiel der Gruppe Vibes+Tribes:

„Ich mein, wir unterstützen sie (Vibes+Tribes, B.S.) ja im Endeffekt auch durch die Werbung. Für uns ist das Werbung, und sie bekommen eine finanzielle Spritze. Und das lass' ich mir dann auch 300 Mark kosten, weil ich genau weiß, ich mach das für einen guten Zweck und für ultraliebe Leute. Ich mein, ich mach auch brutal viel Werbung für Vibes+Tribes und versuch dann immer schon, dass die Parties gut werden. Ich mein, sie helfen im Endeffekt mir, und ich helfe ihnen. Der Z kümmert sich immer darum, dass wir auf den Vibes+Tribes-Parties Stände machen können, dass wir Werbung machen oder ein bißchen Klamotten verkaufen können, ich mein, dann ist das immer so ein Miteinander-Arbeiten" (Storm, w., 26 J., 2. S. 159ff).

Sie kann auch noch in anderer Hinsicht auf Kontakte zurückgreifen:

„Ein Freund von mir macht die Flyer immer. Den ruf ich an, X, ich brauch mal wieder einen Flyer, und dann setzt der sich hin und macht die mir. Den hab ich z.B. auch im Laden hier kennengelernt, der kommt jede Woche vorbei und hockt hier stundenlang. Den brauch ich nur anrufen, und einen Tag später liegen die Flyer hier. (...) Der schafft in 'ner Fabrik und macht das nebenher... (...) Also von mir will der kein Geld. Also entweder ich lad' den mal wieder zum Essen ein, oder er kriegt ein T-Shirtle von mir - (...) Das läuft auf Freundschaftsbasis, nicht auf Kommerz. Das gibt's auch noch" (Storm, w., 26 J., 490 ff).

Für Ka im städtischen Zusammenhang sieht das ganz ähnlich aus:

„ich kenne viele Leute, da habe ich in der Musikindustrie meine Leute, die ich kenne, mit denen ich gut privat klar komme und es ist, bei denen ist es aber eigentlich so, es ist eigentlich immer ein Nehmen und Geben" (Ka, m., 26 J., S. 20).

Solche informellen Strukturen spielen gerade in der Aufbauphase von neuen Geschäften eine wichtige Rolle, wie aus Su's Bericht aus ihrer Anfangszeit hervorgeht, in der sich sich bei Win berät:

„Ja also, ich kannte den Win nicht so gut. Ich hatte dem gesagt, hör mal ich will mich selbständig machen und du hast das ja auch irgendwann gemacht, wie ist das, erzähle mir einfach mal, was du so. Und der hat dann gesagt, das kann man schaffen, das ist nicht so schlimm und denke nicht, das ist ein Riesenberg und so und der hat mir einfach ein bißchen zugeredet, das Risiko einzugehen" (Su, w., 24 J., S. 5).

Interessant ist, dass hier schon die gemeinsame Zugehörigkeit zu einer Szene genügend Verbindung schafft, um eine solche Unterstützung nachfragen und erfahren zu können. Doch Su sieht sich generell sehr gut eingebettet in einen Unterstützungszusammenhang:

„Und das glaube ich, war das Wichtigste, daß halt viele, viele Leute gesagt haben, hey mach das, probier's...(..) Also ich glaube so diese psychische Belastung, die war bei mir irgendwie / oder da hatte ich mehr Angst davor als vor der finanziellen Geschichte so, weil ich halt auch meine Eltern noch dazu hatte, die da mich da voll unterstützt haben (...). Es sind auch viele Kleinigkeiten wie zum Beispiel, wenn ich eine Anzeige gemacht habe, daß ich dann eben auch sage, hey ich weiß jetzt nicht genau wie und dann sagt er (Mitarbeiter eines regionalen Musikmagazins, B.S.) mir, bring mir ein Foto vorbei, sage mir was draufstehen soll und ich stelle das zusammen. Und ich habe immer so das Gefühl, wenn man da mit Menschlichkeit rangeht und nicht so mit diesen professionellen Denken, dann sind die irgendwie bereit, da so kleine Extras zu geben. Zum Beispiel habe ich dann einen besonders guten Platz in dem Magazin bekommen, weil ich halt voll rübergebracht habe, hey ich

habe hier noch keine Ahnung von der ganzen Geschichte und ich brauche Leute, die mir irgendwie helfen. (...) Oder daß viele Leute für mich dann Flyer mitgenommen haben, um die irgendwo auszulegen. Einige Freunde von mir haben das echt herumerzählt überall, hey toller Laden und da muß du unbedingt mal hingehen usw., daß die halt sich mal in den Laden stellen für mich, wenn ich nicht kann. Oder wenn ich mal Einkaufen fahren muß vormittags, daß dann jemand mitkommt, weil es halt ziemlich viel Arbeit ist die Klamotten auszusortieren. *Also ich weiß, ich stehe auf jeden Fall nicht alleine da.* So sieht das etwa aus, ja. Also ich habe vorläufig immer das Gefühl, ich habe Leute im Rücken" (Su, w., 24 J., S. 5 f., Hervorh. B.S.).

In Su's Bericht bringt ihr gerade das Eingeständnis, noch wenig Erfahrung zu haben, die nötige Unterstützung. Und nun versucht sie, die selbst erfahrene Unterstützung auch anderen zu bieten - zum Beispiel einem jungen Label, das sie in ihr Programm aufnimmt, und dabei auf die üblichen Konditionen verzichtet:

„Das sind auch junge Leute, die sind alle so um die 20, die sich jetzt selbständig machen, indem sie selber Klamotten nähen und die habe ich auf dem Festival gesehen und habe gesagt, hey ihr habt doch Klamotten, wollt ihr sie nicht im Laden anbieten und dann haben die gesagt ja, sie würden schon gerne, aber teuer und so und dann habe ich gesagt, komm, Kommission, ihr hängt die Sachen bei mir rein, schickt mir die halt dafür und dann sieht man was geht. Und es geht, es geht super. Also es ist klasse (...) und da habe ich auch ein gutes Gefühl dabei, weil ich weiß, die Sachen sind zwar teuer, aber das geht an Leute, die haben das verdient. Also die brauchen das Geld für den Start und die machen eine gute Sache. Also das finde ich dann o.k. (...) Also ich verdiene auch an den Sachen super wenig, also normalerweise muß ja immer 100% Gewinn einkalkulieren mindestens und an den Sachen verdiene ich vielleicht 10% oder so etwas. Aber es ist o.k. Ich denke auch immer, wenn es dann wirklich besser geht und die Leute kommen in die Gänge und haben ihren Start gepackt, dann kann man einen neuen Deal ausmachen und sagen, also paß auf, ich habe euch jetzt unterstützt, aber auf Dauer springt dabei für mich zu wenig raus. Also ich meine die Leute, die die Sachen kaufen, nehmen ja von meinen Klamotten nichts mehr. Daß man dann irgendwann mal was anderes ausmacht, wenn die besser dastehen oder so. Das ist ja dann möglich" (Su, w., 24 J., S. 14f.).

Für sie ist dieser andere Umgang miteinander auch eine Altersfrage:

„...das Alter spielt da glaube ich schon eine Rolle. Oder ich denke, vielleicht ist es auch so, daß ich älteren Leuten mehr Professionalität und mehr dieses Knallhart-Sein unterstelle und denke, wir jungen Leute, wir müssen eigentlich ein bißchen mehr zusammenhalten (...) Also auf jeden Fall finde ich das sehr positiv. Und ich merke halt, daß es viel besser läuft, wenn man einfach sich wohlgesonnen ist, das macht das Ganze viel angenehmer. Ich habe mir schon überlegt so spaßeshalber, ich werde irgendwann einen Verein für mehr Menschlichkeit im Geschäftsleben gründen (lachen beide)" (Su, w., 24 J., S.12).

Ähnliche Ideale versucht Storm als offizielle „Chefin" umzusetzen:

„Eigentlich gehören die Läden mir - ich bin der Boß, aber ich seh' mich nicht als Boß, ich mein: die Lila schafft bei mir, die Y schafft bei mir, meine Mutter hilft mir ab und zu - ich versuch irgendwie immer - wir sind einfach ein Team. Z.B. die Lila geht auch immer mit auf die Messen, und wir kaufen zusammen ein. Freilich - ich finanzier das Ganze. Ich trag das Risiko. Aber ich kann nicht sagen: das ist jetzt mein Laden und steh jetzt so hin und

sag: ich bin's. *Ich bin's nicht.* Ich war' nichts in dem Laden, wenn ich Lila, Y, meine Mutter nicht hätte (...) Ich fühl mich nicht als Boß. Ich fühl mich als Freundin, und wir machen das Ganze gemeinsam" (Storm, w., 26 J., I 1, 92).

Auf der Mitarbeiterinnenseite wird diese Einschätzung geteilt:

„Meine Chefin ist meine Freundin" (Lila, w., 22 J. 46).

Auch Rosa - als ehemalige Praktikantin und nun Inhaberin einer der Läden Storms - bestätigt dieses Verhältnis. Ihr ist zum Beispiel völlig klar, dass sie, falls sie mit dem Laden erfolgreich ist, keineswegs aus diesem Verantwortungszusammenhang aussteigen wird:

„Ich mein', wir haben das zusammen angefangen, und ich möcht das auch mit ihr zusammen weitermachen. Also ich hab keinen Bock, mich da von ihr abzusetzen und tshüß und ade zu sagen, weil, ich mein', sie hat mir wirklich sehr sehr geholfen.... Ohne Storm hätt' ich den Laden niemals angefangen, niemals..." (Rosa, w., 23 J., 580).

Win sieht seine Verantwortlichkeit darin, einen Ausbildungsplatz zu schaffen:

„der Lehrling macht alles hier, die Kasse, alles, ab dem ersten Tag an. Und von dem her ist es schon eine Entlastung(...). Der hat Hauptschulabschluss, er hat keine Lehre gekriegt, war schulpflichtig, noch keine achtzehn. (...) Das war ein Kunde. Ich habe das halt mitgekriegt, weil der bei mir immer rumgehangen ist, dann sind wir gut ins Gespräch gekommen, willst nicht eine Ausbildung, willst nicht einen Lehrling ausbilden, hab' ich gesagt, kann nicht, kann nicht. Das war ein Superaufwand, ich wollte die Prüfung schon früher machen, aber da habe ich hier (den größeren Laden, B.S.) aufgemacht und da ging es nicht. Und da mußte ich ja entweder ein halbes Jahr oder ein Jahr irgendwie auf die Abendschule, oder halt einen Crashkurs machen. Da habe ich mich eingeschrieben in Stuttgart, eine Woche Crashkurs, Vollzeitschule, und dann nochmal einen Tag Prüfungsvorbereitung, mündlich und praktische Prüfung und schriftliche" (Win, m., 30 J., 2.1., S. 26).

Es geht gerade in dieser scene-nahen Ökonomie um ein sorgsames Abwägen von Eigeninteresse und Verantwortlichkeit anderen gegenüber - und es geht um *credibility*. Einen guten Ruf in der Szene zu haben fast schon gleichzusetzen mit geschäftlichem Erfolg - und umgekehrt

„wir machen Laden und Vertrieb. Also ich meine Außendienst, und da kommen die Wurzeln her und da haben wir eigentlich schon unsere ganzen Beziehungen. Wir kennen die ganzen Kunden in Süddeutschland. (...) wir haben keinen abgezockt, wir sind ehrlich, wir haben genauso auf die Probleme von Kunden gesehen wie auf die eigenen Probleme. Wir haben halt einen recht guten Ruf in der Branche" (Ka, m., 26 J., S. 14).

Wie ist der Umgang mit Konkurrenz?

„Also (...) mit dem Win vom XL, wir bedienen ja so die gleiche Klientel, obwohl mit unterschiedlichen Dingen und bei uns läuft das total gut, also daß wir uns gegenseitig die Kunden schicken. Also wenn zu mir jemand kommt, der Baggy-Pants will, dann sage ich hey gehe nach M. zum XL, und wenn zu ihm jemand kommt, der Schlaghosen haben will,

dann schickt der den zu mir. Und ich will jetzt auch in M. einen zweiten Laden aufmachen und den vielleicht sogar in der gleichen Straße wie der Win und da habe ich mir gedacht hey ich hoffe, daß der jetzt nicht denkt, daß ich ihm Kunden abgraben will und bin dann zu ihm gegangen und habe gesagt hör' zu, ich weiß, es ist unprofessionell, was ich hier mache, aber ich will hier einen Laden aufmachen und ich will wissen, was du darüber denkst. Und wenn du sagt, das findest du richtig scheiße, dann mache ich es nicht. Und dann hat er gesagt, (...) er will mir da nicht reinreden und ich soll das ruhig machen. Und er fand das glaube ich auch gut, daß ich ihn gefragt habe" (Su, w., 24 J., S. 8f).

Ein solches Verhalten erweist sich gerade als die Form von Professionalität, die in dieser scene-nahen Ökonomie notwendig ist - eben weil das Gelingen von Geschäftsbeziehungen so sehr von dem Ruf in der Szene, und damit von bestimmten Umgangsformen abhängt.

Betonungen:

Ökonomie und Fürsorglichkeit

Die Befragten sind bemüht, eine andere Kultur von geschäftlichen Beziehungen zu entwickeln - sowohl intern, zwischen Mitarbeitenden, als auch zwischen unterschiedlichen Betrieben. Hierzu gehört, zum Beispiel (wie Storm) die Chefinnenrolle so weit wie möglich als freundschaftliches Verhältnis zu interpretieren, hierzu gehört, anderen (jungen) Labels den Start zu erleichtern, hierzu gehört, einander Hilfestellung zu geben und potenzielle Konkurrenz so weit wie möglich in produktive Kooperation umzuwandeln (wie Su und Win dies versuchen). Die Aufbauhilfe, die sie selbst erfahren (haben), wollen sie auch anderen zuteil werden lassen: ich unterstütze Dich, Du unterstützt mich. Su koppelt dies sehr stark mit einem generationenspezifischen Argument: wir Jungen müssen zusammenhalten. Wenn wir es nicht schaffen, anders, sprich: solidarischer miteinander umzugehen, wer kann dann noch etwas an den rauen Sitten im Geschäftsleben ändern? Implizit ist der Gedanke der Solidarität mit Gleichaltrigen in fast allen Interviews enthalten. Am stärksten betont dies Su mit ihrer Idee, einen Verein für mehr Menschlichkeit im Geschäftsleben zu gründen.

Gleichgeschlechtliche Bezugssysteme

Von großer Bedeutung - gerade im professionellen Bereich - sind bei manchen der hier Befragten die gleichgeschlechtlichen Bezugssysteme, vor allem bei Storm und ihren Freundinnen bzw. Geschäftspartnerinnen. Die sonst häufig verdeckte Relevanz von weiblichen Unterstützungssysteme wird in diesen Aussagen mit besonderem Nachdruck versehen (vgl. Stauber 1996). Eine intensive gleichgeschlechtliche Unterstützungsbeziehung findet sich

auch auf der Seite der Männer - Ka betont, wie viel ihm die Beziehung zu seinem Geschäftspartner bedeutet.

Ökonomie und Jugendkultur: (jugendkultureller) Konsum versus (kulturindustrieller) Kommerz

Obwohl ein Großteil der Befragten davon lebt, dass Techno - wie jede spätmoderne Jugendkultur - so stark auf Konsum angewiesen ist, dass sich hieraus eigenständige Betriebe entwickeln können, betonen alle ihre ablehnende Haltung zur Kommerzialisierung. Hier geht es um den Unterschied zwischen dem Leben von und in der Jugendkultur und ihrem Ausverkauf - ein Unterschied, der aus Erwachsenenperspektive oft nicht so leicht wahrzunehmen ist. Für die betroffenen jungen Erwachsenen ist er allerdings zentral: sie versuchen ja selbst, so lange es geht diese Gratwanderung mitzumachen und zum Beispiel aus anderen als rein ökonomischen Motiven heraus zu handeln. Bei Storm geht es zum Beispiel auch darum, sich wechselseitig im Netz der Szene zu unterstützen und auf diese Weise Freundschaft zu erfahren bzw. Freundschaft zu pflegen. Bei DJ-X steht das Interesse im Vordergrund, eine Jugendkultur im musikalischen Sinne voranzubringen. Als er feststellt, dass seine Produktion immer mehr den Zwängen der Kommerzialisierung unterliegt, entscheidet er sich für die Qualität und steigt aus. In verschiedenen Hinsichten steht also der community-Bezug vor oder zumindest neben dem rein marktwirtschaftlichen Interesse.

Geben und Nehmen - Austauschidee statt Altruismus

Unterstützung wird immer als gegenseitige beschrieben, häufig als win-win-Situation. Die Befragten inszenieren sich damit bei aller Solidarität untereinander keinesfalls als altruistisch. Es gerät ihnen keineswegs aus dem Blick, inwiefern sie selbst von solchen funktionierenden Geschäftsbeziehungen bzw. von einer funktionierenden Verortung in der regionalen Szene profitieren. Schließlich sind sie hierauf in vielfacher Hinsicht angewiesen - es geht ja eben nicht nur darum, ein bestimmtes Produkt zu verkaufen, sondern mit diesem bestimmten Produkt auch das Gefühl von Zugehörigkeit: eine Hose ist mehr als nur ein Kleidungsstück, wenn sie in diesem bestimmten Szeneladen bei dieser bestimmten Szenefrau gekauft wurde. Verliert dieser Laden seine *credibility* in der Szene, dann kann die Hose ebensogut in einem x-beliebigen Geschäft eingekauft werden, das vielleicht inzwischen die szenetypische Mode schon kopiert hat. Vor dem Hintergrund der Konkurrenz, die allerorten droht, wird es also für die kleineren Läden umso entscheidender, dass es noch *andere* Gründe für den Einkauf in diesem bestimmten Geschäft

gibt als nur das Produkt an sich oder den Preis. Funktionieren die Austauschbeziehungen untereinander nicht mehr, dann ist auch dieses andere Vermarktungsprinzip in Gefahr.

Angewiesenheit aufeinander als offenes Thema

Auffallend ist die Offenheit, mit der die jungen Frauen und Männer (und eben auch letztere!) ihre Angewiesenheit aufeinander thematisieren. In dieser Betonung liegt Distinktion. Hier geht es um die Botschaft, etwas *anders* machen zu wollen, Geschäftsbeziehungen *anders* zu gestalten. Dabei handelt es sich durchgängig um eine (größtenteils unausgesprochene, bei Su und Eye jedoch explizite) Generationenbotschaft: die Solidarität der Jungen. Und in dieser Betonung kommt die Zuordnung zu einer jugendkulturellen Ethik des Umgangs miteinander zum Ausdruck, die mit Techno eine etwas platte Ideologisierung fand (family, peace and unity), und die dennoch einen ernsten Kern hat: wenn schon die Gesellschaft keinen Platz für Angewiesenheit schafft, so wollen wir einander diesen Platz geben.

Daneben werden auch familiäre Unterstützungsleistungen von Vater, Mutter oder Geschwistern - seien diese finanziell, seien diese in Form direkter Mitarbeit - klar benannt. Die befragten jungen Frauen und Männer können fast durchgängig auf solche familiären Unterstützungszusammenhänge zurückgreifen, obwohl (oder gerade weil) ihr Umgang mit der Herkunftsfamilie ihre Eigenständigkeit betont. Sie profitieren von der und investieren in die Teilautonomie von der Herkunftsfamilie.

Außerdem sind sich die Befragten der Bedeutung von *wichtigen Anderen* in ihrer Professionalisierungsgeschichte sehr bewusst:

Ka, der eine *gemeinsame* Professionalisierungsgeschichte von sich und seinem Freund und Geschäftspartner erzählt - wobei er der Einsteiger ist, der durch diesen Freund zu seinem jetzigen Beruf gekommen ist. Er inszeniert sich ganz klar als erfolgreichen Geschäftsmann *innerhalb* einer Geschäfts-Partnerschaft.

Storm, die sich in einem starken Unterstützungszusammenhang von Mutter und Freundinnen sieht, gleichzeitig aber weiß, wieviel persönlicher Einsatz, Risiko und Engagement in ihrem Ladenprojekt steckt.

Rosa, die ihre eigene Professionalisierungsgeschichte in sehr engem Bezug zu Storm erzählt, welche eine Art Mentorin für sie darstellt. Trotz der Betonung von Risiko und eigenem Gestaltungsbedürfnis sieht sie ihre weitere berufliche Entwicklung in enger (positiv besetzter) Koppelung an Storm.

Win, der inzwischen erfolgreicher Geschäftsmann ist, sich aber der Unterstützung durch seine Mutter und durch (wechselnde) Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen bewusst bleibt. Im Moment bildet er einen Lehrling aus; dies ist in seinem Fall ein Ausdruck der Balance von Geben und Nehmen.

Su, die stolz darauf ist, wieviel sie in der kurzen Zeit ihrer Selbständigkeit aufgebaut hat, darüber jedoch nicht vergißt, wer ihr hierbei geholfen hat - von der materiellen Unterstützung durch ihre Eltern bis hin zur psychologischen Bestärkung durch Win, durch Freunde und Freundinnen.

Eye, die über einen Freund zu ihrem heutigen Beruf gekommen ist, die klar sieht, wieviel sie ihm verdankt, aber auch ein geschärftes Bewusstsein für die gegenseitigen Abhängigkeiten und Angewiesenheiten in ihrem Sektor hat.

Es sind lauter „untypische“ Professionalisierungswege, die hier beschritten wurden, und keiner wäre ohne diese soziale Unterfütterung und Stabilisierung gangbar gewesen.

Geschlechterhierarchien

Wie weit geht diese Art des respektvollen Umgangs miteinander? Wie steht es zum Beispiel um die Geschlechterbeziehungen im Geschäftsleben? Aus Frauensicht stellen sie sich so dar:

„ich glaube schon, daß man sich als Frau, daß man viel dazulernen muß oder ein anderes Verhalten sich angewöhnen, wenn man selbständig wird. Weil viele Leute haben so das Gefühl, daß man Frauen schon immer noch leicht übers Ohr hauen kann als Mann, weil Frauen nicht so hart auftreten. Was auch bestimmt so ist. Also ich habe bei mir auch so den Eindruck, daß ich viel dazu lernen mußte und daß ich immer noch nicht hart genug bin für das Geschäftswesen. Was aber nicht nur daran liegt, daß ich eine Frau bin, sondern auch überhaupt an meiner Art prinzipiell und ich habe da auch keinen Bock bei diesem ganzen Hart-sein um Erfolgreich-zu-sein-Geschichte irgendwie mitzumachen“ (Su, w., 24 J., S. 8).

Su's Position ist von der grundlegenden Ambivalenz geprägt, sich einerseits härtere Bandagen für das Geschäftsleben zulegen zu müssen, andererseits aber genau nicht so werden zu wollen, und statt dessen eine andere Kultur des Geschäftslebens zu entwickeln.

Eine andere Ambivalenz bewegt Eye, die unter den spezifischen Bedingungen des männerdominierten großstädtischen Nachtlebens ihre Frau stehen muß:

„Was ich schwierig finde ist, du hast (im Nachtleben, B.S.) viel mit Männern zu tun (...) Und denen muß halt auch zeigen, hey, ich bin zwar eine Frau, aber ich kann mich auch so durchsetzen. Ich glaube, das ist auch einer der Punkte, weil es halt viele Männer gibt im Nachtleben, die ganzen Clubchefs sind alles Männer. Es gibt keinen Club, wo eine Frau irgendwie Chefin ist (...) Und du mußt mit denen verhandeln, (...) du mußt für dich selber Positives herauschlagen und das ist glaube ich auch ein schwieriger Punkt, (...) wenn ich jetzt mit irgendeinem neuen Kunden dasitze und merk (...) der denkt dann na ja - das ist eine Frau, die kannst mit ein bißchen Charme bewältigen, ein bißchen anmachen. Da muß dann auch klar zeigen, hey ich bin dein Kunde, ich bin genauso, wie wenn jetzt ein Mann vor dir sitzen würde. Du kannst mich nicht anmachen, du kannst mich nicht zum Essen ausführen, wir haben ein geschäftliches Verhältnis, das geht nicht“ (Eye, w., 20 J., S. 34).

Doch auf die Nachfrage, ob sie es gut fände, wenn da mehr Frauen wären, antwortet sie:

„Ich komme besser mit Männern klar als mit Frauen, aber das war schon immer so. Ich weiß es nicht, ob es gut wäre. Ich glaube es gibt nichts Negatives darüber zu sagen, also im allgemeinen ist es eigentlich egal ob Mann oder Frau, hauptsächlich sie arbeiten gut“ (Eye, w., 20 J., S. 34).

Interessant ist, was hier mit Eve's Problemanalyse passiert, sobald die konkrete Nachfrage nach ihren Vorlieben hinsichtlich männlicher oder weiblicher Kollegen bzw. Kolleginnen kommt: Betont wird das gute Zurechtkommen mit Männern und die - geschlechtsneutral definierte - Hauptsache: gut zu arbeiten. Möglicherweise ist dies auch eine Reaktion auf eine Problemunterstellung, die die Befragte hinter meiner Frage vermutet.

Aus Männersicht ist eine Positionierung hierzu freilich einfacher:

„Im Außendienst hat man hat es als Frau schon ein bißchen schwieriger auf jeden Fall wie Männer, weil die Typen baggern einen gerne an, man verkauft sehr viel über persönlichen Bezug, das heißt also, das ist halt immer so eine kritische Phase, wie handelt man als Frau jetzt für sich, wenn man irgendwo reingeht und jemand Ware verkauft. (...) und deswegen tun sich halt Frauen im Außendienst nicht so leicht, weil wenn sie nicht wirklich super top ist und sich auch durchsetzen kann und irgendwie sagt und von sich selber überzeugt ist, dann hat sie es Männern gegenüber auf jeden Fall schwer. (...) Ich kenne schon Mädels, die Außendienst machen, die sind wirklich sehr top,. Das sind Mädels, wo ich sage, super Kumpels und alles, aber als Freundin niemals, echt zu heavy. (...) Die weiß, was sie will, die kann das einfach von sich auch, und *die ist belastbar*“ (Ka, m., 26 J., S. 28).

Die hierarchische Bewertung ist hier nicht etwa verschwunden, sondern taucht in anderer Form wieder auf: der junge Mann, so sehr er die Leistung der beschriebenen weiblichen Kolleginnen schätzt, betont zugleich, dass dieser Typ Frau als Freundin für ihn nicht in Frage kommt. Auffällig ist hier auch, dass der Hierarchie-Aspekt immer wieder hinter scheinbar geschlechtsneutralen Kategorien verschwindet - wie etwa im vorigen Zitat die Belastbarkeit oder im nachfolgenden Zitat von Eye der Respekt:

„Das ist halt immer noch so, die Männer / zum Beispiel samstags oder bzw. am Wochenende, wenn ich jetzt zum Beispiel herumlaufe und kontrolliere, ob sie gut arbeiten und ich jetzt zu einem vom mir aus 28jährigen sagen muß wie er arbeiten muß, dann guckt der dich erst einmal an und denkt sich, acht Jahre jünger, Frau, was will die mir jetzt sagen, und das ist das Schwierige, du mußt einfach Respekt haben“ (Eye, w., 20 J., 32).

Dabei gibt es ganz klare Indizien für die Geschlechterhierarchie in der Bewertung von Arbeit - zum Beispiel auch im DJ-Geschäft:

„... die (weiblichen DJanes, B.S.) leiden darunter - eine DJane kann gut sein, kann es auch drauf haben, aber sie glauben - (...) die Leute denken, sie würde nur gebucht, weil sie eine DJane ist, nicht weil sie gute Musik macht, nur wegen diesem, eben wegen diesem Frauenaspekt“ (DJ-X, m., 32 J., S. 29f).

Für DJane Zora stellt es sich so dar: als Frau hatte sie zwar am Anfang besonders gute Möglichkeiten:

„Klar, weil dann bist neu, und als Frau bist eh selten, und deswegen ging das halt auch sehr gut mit den bookings“ (DJane Zora, w., 25 J., 80).

Aber nun, wo sie sich selber aktiver vermarkten muß, hat sie Schwierigkeiten:

„Ich bin jetzt auch nicht so der Typ, der jetzt zu irgend jemandem hinrennt und sagt, hey, kann ich mit Euch auflegen, und sich so angeboten hat. Aber das war eh noch nie mein Ding“ (DJane Zora, w., 25 J., 180).

Dass sie als Frau in der DJ-Szene immer noch einen Sonderstatus hat, ist ihr klar, doch:

„Ich mach mir da überhaupt keine Gedanken drüber - ich mach einfach mein Ding und überleg gar nicht viel, was die Leute drüber denken. Aber so dumme Sprüche wie: „für 'ne Frau legst du aber gut auf - das kommt schon. Was ich völlig überflüssig find. Aber da sag ich gar nichts mehr dazu. Lass' sie einfach, pfff (DJane Zora, w., 25 J., 498).

Betonungen:

Geschlechterhierarchien im Geschäftsleben

Auch in dieser community-nahen Ökonomie hat es den Anschein, als überlebten hier nur die „starken Frauen“. Dementsprechend wird es durchaus als Problem beschrieben - und zwar von Frauen und Männern gleichermaßen - sich als Frau in dieser Geschäftswelt Respekt zu verschaffen: dies betrifft offensichtlich die Clubszene genauso wie die Musikproduktion, dies betrifft das DJ-Geschäft genauso wie den Modehandel. Es ist durchweg - trotz der zum Teil jugendkulturell veränderten Ikonographie - mit Sexismen als Werbemittel zu rechnen. Es ist in den Geschäftsbeziehungen mit Anmache zu rechnen. Es ist als Frau genau auszutarieren, welche Rolle sie in welcher Situation spielt. Dies bedeutet: die Community ist bestimmten Dynamiken unterworfen, sobald Vermarktung mit im Spiel ist - und dies ist inzwischen bei jeder Jugendkultur der Fall. Gerade im Hinblick auf das Geschlechterverhältnis ist Techno mit einer Selbstverständlichkeits-Haltung angetreten: selbstverständlich (und ohne dies groß thematisieren zu müssen) haben hier Frauen und Männer gleiche Gestaltungsmöglichkeiten, selbstverständlich liegen die Geschlechterhierarchien weit hinter uns. Wieviel Ideologie hierin liegt, wird im Zuge der Produktions- und Vermarktungsprozesse, in denen zum Teil sehr offen auf die Sexismen zurückgegriffen wird, deutlicher (vgl. Hartmann 2001). Hier entfaltet sich die Zweiseitigkeit von jugendkulturellen Märkten und Jugendkonsum: Konsum ist ein wichtiger Aspekt jugendlicher Lebensstile geworden - er ist ein Garant für die geforderte Flexi-

bilität im Übergang (vgl. Miles 2000). Dieser Tatsache verdanken sich die jungen Unternehmensgründungen bzw. die neu entstandenen Arbeitsplätze im Jugendkulturbereich. Gleichzeitig müssen sie sich den Marktdynamiken und ihren Zwängen stellen, und genau hier setzen sich häufig die bekannten Segmentationslinien wie z.B. die Geschlechterhierarchie wieder durch: Diese jungen Unternehmer und Unternehmerinnen entwickeln und bewegen sich im Spannungsfeld zwischen Jugendkultur (sprich: Jugendkonsum) und Kommerzialisierung; sie versuchen, so weit es geht Handlungsspielräume auszutariieren, kommen dabei aber immer wieder an Grenzen. Die **Community** wird also gestaltet, jedoch nie völlig frei. Das Erleben auf der Ebene der Geschlechterbeziehungen ist hierfür eine Art Seismograph.

Vermarktungszwänge

Eine Barriere für nachhaltig sich verändernde Geschäftsbeziehungen stellt die Vermarktungsdynamik dar - und gerade dann, wenn Existenzgründungen erfolgreich verlaufen, ziehen sie Vermarktungszwänge nach sich. Die Geschichte von Win ist hier beispielhaft. Für Win war das Modegeschäft die Möglichkeit, das jugendkulturelle Interesse mit dem Interesse an Styling und Mode zu verbinden: zum einen ging es ihm darum, mit dem Laden die gerade erst erwachende Szene zu unterstützen, in der er am Anfang auch noch als Party-Veranstalter und DJ aktiv ist, zum anderen ist Mode und Styling einfach sein Thema - schon als Jugendlicher. Inzwischen ist er stark den Zwängen der Modebranche ausgesetzt. Die ebenfalls im Zuge der Techno-Begeisterung größer gewordene Labels zwingen ihn praktisch, mehr Ladenfläche anzumieten.

„Klar, ich meine, drüben (in dem kleineren Ladengeschäft, B.S.) ging es halt einfach nicht mehr von der Größe her. Die Firmen haben Druck gemacht, im Prinzip. Die haben mich direkt angesprochen darauf, he, mach mal einen größeren Laden oder so, sonst kriegst du die Ware nicht mehr. Aber das merkst ja, du beobachtest ja den Markt auch, unabhängig von deiner Kundschaft kriegst ja mit, wie groß die Firmen werden, wo du, super klein, eingekauft hast und mittlerweile groß sind, weil sich einfach der Markt jetzt total geöffnet hat in der Richtung. Also es ist lange nicht mehr so wie 97, sag ich mal jetzt. Da hat es angefangen, das war damals glaube ich, beim ersten Interview, da habe ich auch schon das Gefühl gehabt, dass das bricht“ (I 2, S. 4f.)

Andere verweigern sich diesen Zwängen ganz bewusst - wie DJ-X, der aber gleichzeitig damit auch die Entscheidung trifft, die Musik *nicht* zum Lebensunterhalt zu machen:

„Ja, dann in meiner Freizeit, (...) war ich dann auch im Studio und habe fünf Jahre lang Techno produziert, auch ziemlich erfolgreich aus mancher Leute's Perspektive, wir haben genügend Deals gehabt bei verschiedenen Plattenfirmen, auch bei Major Labels (...). Wir

haben richtig verkauft, für Edel-Firmen, über die großen Technovertriebe. Aber das war auch demoralisierend, weil die Techno-, die Musikindustrie genauso ein Opfer von sich selbst ist irgendwie, ja, das. Wenn der Produzent keinen Namen hat, wird die Kassette gar nicht angehört. Wird die Kassette nicht angehört, kann der Produzent keinen Namen bekommen ja. Ja wenn ich das gleiche Stück Musik schicke an eine Firma mit dem Name Jeff Mills oder DJ-X drauf, ich weiß ganz genau, welche abgehört wird und ich weiß ganz genau, wenn die sogar beide abhören (...), würden die sagen der ist crap, der ist scheiße und der ist geil, ja - das ist nur die Frage von wem das ist, und nicht wegen der Musik. Ja, und dann kam nicht nur auf der Partyseite, auf der DJ-Seite der Aspekt auf mich zu, daß man eine große Klappe haben muß, um Erfolg zu haben, sondern auch bei der Produktion. Man muß *umso mehr* eine große Klappe haben. Und da muß man echt Plattenfirmenleute, die mit solchen Leuten zu tun haben, acht Stunden am Tag überreden, daß dein Ding doch geil ist, ja. Und ich habe auf das keinen Bock" (DJ-X, m., 31 J., S. 19).

Sein Hauptargument ist der Qualitätsverlust, der mit der Vermarktung der Musik einhergeht, und der im Widerspruch steht zu seinen eigenen Ansprüchen an Qualität und Individualität:

„Das habe ich fünf Jahre lang mitgemacht und dann irgendwann habe ich festgestellt, das geht nirgendwo hin. Wir haben uns schon mittlerweile in die Kommerzschiene reingefahren, weil die Produktion, es war dann sehr gegensätzlich zu dem, was ich selber auflege, da hab ich so ganz gut produziert, ich bin ziemlich musikalisch, habe Klavier gespielt bis ich 16 war, ich kann das ganz gut, aber ich kann damit nichts anfangen, ich kann genau hören, wenn ein Trance Stück supergeil ist oder ja, wenn es echt billig oder scheiße produziert ist, das höre ich und das kann ich auch nachmachen, aber es ist eben nachmachen in der Trance-Szene. Wenn man hört Trance heutzutage, es ist nur nach Rezept, dieser spezifische Bass-Lauf, alles andere wird rausgeschmissen. Auf ziemlich gnadenlose Art und Weise, das muß humba, humba, humba, muß off-bass haben, sonst kommt es nicht in Frage. Da hat man im voraus lauter Rahmen, Parameter. (...) Und da mußt du dich reinpassen. Und irgendwann sagt man, hey, wo steckt die Kreativität, wo steckt die Kreativität?“ (DJ-X, m., 31 J., S. 19).

Im Modebereich haben die Vermarktungszwänge inzwischen ganz eindeutig den Markt zugunsten der großen Anbieter entschieden. So bedauert Kati die Entwicklung, wie sie sich auf der Modemesse abzeichnet:

„Es geht doch darum, was zu verkaufen, wo man dahintersteht, jetzt nicht nur zu den Klamotten, sondern auch zu den Firmen, zu dem ganzen Label. Und das war halt früher schon so. Auch mit den Vertretern und den Chefs, und das war ganz herzlich, ganz persönlich. Die haben total klein angefangen. Und dann haben die ihre Mode vorgestellt, und könnt ihr uns was abnehmen, und wir: ha ja! Und da hat man auch mehr investiert. Und das hat man auch losgekriegt, ganz tolle Sachen, wo jetzt nicht mords der Name dahintersteht. Und das fehlt im Moment auch" (Kati, w., 30 J., 2. S., 106).

Die Vermarktung im größeren Stil geht einher mit einer Ent-Persönlichung der Geschäftsbeziehungen, und damit schwinden auch die Möglichkeiten zur Pflege der szenetypischen Kultur wechselseitiger Unterstützungskultur. So auch Storm im zweiten Interview:

„Ich versuch wirklich sehr gern kleine Labels zu unterstützen, weil ich find einfach, jeder braucht irgendwie seine Chance, und so wie die Leute mich mit dem Laden unterstützen,

so versuch ich dann halt andere Labels zu unterstützen - das ist einfach eine Gegenseitigkeit. Aber mittlerweile ist es wirklich so, dass die kleinen Labels eigentlich komplett verschwunden sind. Also auf der Messe siehst Du gar nichts mehr davon. Es sind wirklich nur noch große Finnen am Start, es sind nur noch große Messestände, und so ausgefallene Sachen, so wie es damals war, als ich, bei meinen allerersten zwei Messen, das war *Wahnsinn*. Aber das war halt einfach damals: da kam die Techno-Szene hoch, dann haben die kleinen Labels, das waren Leute wie Du und ich, die halt gemerkt haben, o.k., wir sind in der Szene, wie machen die Klamotten für die Szene, und das war halt irgendwie - persönlicher. Mittlerweile bist Du nur noch ne Kundennummer - und fertig. Und früher warst Du halt einfach ne Person, Du bist mit dem Namen angesprochen worden (...). Und das fehlt mir ein bißchen. Aber ich glaub, das ist einfach das Normale" (Storm, w., 30 J., 2.1., 440).

Was ebenfalls Gefahr läuft, unter dem Druck des Marktes wieder in den Hintergrund zu treten, ist das Bewusstsein über geschlechtsspezifische Benachteiligungen. Win beschreibt sich in den Zwängen des Einzelhandels - und reproduziert damit Geschlechterhierarchien:

„Ich wäre prinzipiell froh um eine gute Frau, einfach deswegen, weil nicht jede Frau unbedingt von einem Mann bedient werden will, das ist der einzige Grund. Als nächstes was natürlich nach wie vor blöd ist, daß die Frauen Kinder kriegen. Das ist doch eine Sache, wo du als, vor allem als kleines Geschäft dir Gedanken machen muß ganz einfach, da kommst nicht drumrum. (...) Da lernst du jemand ein, dann ist sie schwanger, dann ist die weg und du mußt sie nachher wieder nehmen.(...) also das ist nicht so, dass ich keine Frau einstellen würde. Ich würde schon eine Frau einstellen. Und sagen wir mal, ich würde die Ziele höher stecken oder die Ansprüche höher stellen an Frauen" (Win, m., 30 J., S. 27).

Betonungen:

Der Druck des Marktes

Die Härte des Geschäftsleben, die vor allem diejenigen deutlich zu spüren bekommen, die schon länger im Geschäft sind, muß bewältigt werden. Genauer muß der Widerspruch bewältigt werden zwischen dieser Härte und der aufrechterhaltenen Moral eines anderen Umgangs miteinander. Eine (imaginaire) Lösung für diesen Konflikt liegt bei den befragten Selbständigen (außer bei Su) darin, vor allem zu sich selbst hart zu sein, „ranzuklotzen“, um durch einen sehr hohen persönlichen Arbeitseinsatz mit den Widrigkeiten des Marktes fertigzuwerden. Plötzlich rückt dann (wie bei Win und Ka) die Betonung des Arbeiten-Könnens, Verantwortung-Übernehmens etc. in erstaunliche Nähe zu klassischen Selbsterhaltungsideologien kleiner und mittelständischer Unternehmen, und auch die diesbezüglichen Geschlechterhierarchien kommen wieder zum Vorschein. Die Arbeitsanforderungen an die Mitarbeiter und vor allem an die Mitarbeiterzwe« werden genauso unrealistisch wie die Anforderungen an sich selbst, was nicht ohne Auswirkungen bleibt: irgendwann sind die körperlichen Belastungsgrenzen erreicht (vgl. Kapitel 6.3, Körper-Balancen). Es wird jedoch nicht nur der Zwang zum „Mitmachen“

thematisiert, es werden auch die Möglichkeiten zum Gegensteuern bzw. die Handlungsspielräume hierfür ausgelotet: z.B. bei DJ-X, für den das Verkaufen um des Verkaufens willens keinen Sinn macht und der den Zweig der professionellen Musikproduktion deshalb auch wieder verläßt; z.B. Su, die kleinen Labels auf die Beine helfen will und dafür auch einmal auf die normale Gewinnspanne verzichtet; z.B. Kati, für die die Auswahl solcher kleineren Labels im Hinblick auf ihre (jugendkulturelle) Authentizität wichtig ist (die hierfür aber immer weniger Handlungsspielräume sieht), z.B. Storm, die in ihrer Selbstdarstellung - trotz der auch von ihr konstatierten Marktdynamik - immer die freundschaftliche Ebene vor die kommerzielle stellt.

Zur Bewertung dieser szenenahen Ökonomien

In England hat - sich aus wirtschaftsstrukturellen Gründen früher als hierzulande - dieser Wirtschaftssektor entwickelt, der, inzwischen von der britischen Beschäftigungspolitik des New Deal auch staatlich gefordert, aus Jugendkulturen entstanden ist und aufgrund dieser Wurzeln auch eine spezifische Dynamik entfaltet: die kulturellen New Economies (vgl. Ball et al. 2000), wie sie vor allem im **Urbanen** Raum wachsen konnten, bieten einen speziellen Arbeitsmarkt und spezielle Arbeitsformen für junge Leute - und gerade für diejenigen, die weniger über formale Voraussetzungen als über intime Szenekenntnisse und Szenekontakte verfügen und damit über ein für diese Märkte unverzichtbares (jugend-)kulturelles Kapital (vgl. Raffo/Reeves 2000). Im Typus der „Style-worker“, die in ihrem ökonomischen Tun ganz und gar auf jugendkulturelle Szenen bezogen sind, vereinigen sich dabei verschiedene Dimensionen des Themas Selbstinszenierungen:

„These economies are each, in somewhat different ways, essentially ‚youthful\ In a very general sense they are part of a well-established process of the commodification of youth. They are also ‚the other side of the city story‘, the other side of de-industrialisation. They may be particular to ‚global cities‘ like London, but will be reflected, perhaps on a smaller scale, in many other Western, urban settings. These economies are founded on the exploitation of ‚fashion and music‘ as commodities in any economy of youth. They also can be described as economies of appearance and experience, of leisure and pleasure, as hedonistic economies. They have their own socioscapes and are internally diverse. They have different local and global dimensions. In terms of workforce, in large part what we are seeing here is the emergence of what Crompton (1998) calls a new ‚service-proletariat‘, or what Leadbeater & Oakley (1999) refer to as ‚the independents‘: cultural lifestyle entrepreneurs“ (Ball et al. 2000:281).

Unter diesen „Independents“ gibt es, wie Ball et al. zeigen, nicht nur Gewinner und Gewinnerinnen, sondern auch Verlierende - ebenso wie im sample zu dieser Untersuchung:⁴⁷. Doch, und hierauf stellt auch die britische Dis-

47 Während Win und Ka sehr erfolgreich sind und immer weiter expandieren, muß Storm sich auf ihre neue Situation als alleinerziehende Mutter einstellen, ihre Läden an ihre Mutter

kussion ab, aus (lern-)biografischer Perspektive zählt nicht nur der ökonomische Erfolg - das ökonomische Engagement in Jugendkulturen bietet eine ganze Palette von Lern- und Erfahrungsmöglichkeiten. Diese sind es wert, genauer analysiert zu werden, handelt es sich hier doch um Versuche, die eigenen szenespezifischen Relevanzsysteme in Existenzmöglichkeiten umzusetzen, und hierbei einen der Szene-Ethik entsprechenden Umgang mit den Vermarktungslogiken zu finden. Während jedoch in England oder Portugal diese kulturellen New Economies in der Jugendforschung auf großes Interesse stoßen (vgl. Miles et al 1998, Miles 2000, Pais 1999, Sanchez/Martins 1999), beschäftigt sich hierzulande vor allem die nicht-institutionalisierte Jugendkulturforschung mit diesem Phänomen. Auch scheinen solche Formen selbstgestalteter Arbeitsplätze zu wenig in die Raster der hiesigen beschäftigungspolitischen Diskussion zu passen, um überhaupt wahrgenommen zu werden. Dabei haben sie sich auch hierzulande längst über eine reine Nischenökonomie hinausentwickelt, was aber eben auch die Auseinandersetzung mit den Zwängen der Vermarktung mit sich bringt. Es wäre spannend, berufsbiografische Verläufe von diesen Jungunternehmern und **-Unternehmerinnen** weiterzuverfolgen, um genauer das Qualifikationspotential, das in diesen Bereichen liegt, bestimmen zu können, aber auch die Hindernisse, Zwänge und Risiken, die sich jungen Frauen und Männern hierbei stellen. Möglicherweise finden viele beruflichen Wege hier ihre Initialzündung, was später aufgrund biografischer oder betrieblicher Weiterentwicklungen so gar nicht mehr erkennbar ist. Damit bleibt die Bedeutung der jugendkulturellen **Community** für den beruflichen Übergang und **für** Übergänge generell aber weiterhin verdeckt. Sie ist nur solange Thema, solange der Betrieb sich zur Szene zugehörig fühlt bzw. in und von der Szene lebt. Da bereits heute viele junge Frauen und Männern an unterschiedlichen Punkten ihrer Übergänge in diese Ökonomien involviert sind, und es sich hierbei aufgrund der zunehmenden Bedeutung des Jugendkonsums (vgl. Miles 2000) durchaus um ein Wachstumsfeld handelt⁴⁸, ist es für eine erweiterte Übergangsforschung äußerst lohnend, das Lernpotential, das hier liegt, genauer auszuloten. Hier schließt sich **für** eine sozialpädagogisch und sozialpolitisch orientierte Forschung die Frage an, wie sich die jugendkulturelle Vermarktungslogiken durch eine entsprechende Politik der Übergangshilfen stärken lassen, wie also Existenzmöglichkeiten junger Frauen und Männer in diesem Sektor - etwa durch Existenzgründungshilfen speziell **für** junge Erwachsene - erweitert werden können, wie es also zu Grenzverschiebungen zwischen dem

überschreiben, kann aber weiterhin die Geschäfte beeinflussen. Profitiert hat davon Rosa, die einen der Läden übernommen hat und nun selbst am Start ist. Su hat inzwischen ihr Studium wieder aufgenommen und sich aus der Geschäftsszene verabschiedet. Der Laden, in dem Kati gearbeitet hat, wurde wenige Monate nach dem Interview geschlossen.

- 48 Mit den jungen Erwachsenen ist ja auch eine nachfragestarke Gruppe entstanden, die über einen relativ lange Zeitraum hinweg jugendkulturell bezogen bleibt und damit eine relativ zuverlässige Käufer- und Käuferinnenschicht für jugendkulturelle Produkte darstellt.

Bereich der jugendkulturellen Ökonomien und den mächtigen Vertriebsstrukturen kommen kann.

5.3 *Das lose setting: die Party, der Rave*

Die loseste, unverbindlichste Form der Einbindung, die die Techno-Szene bietet, ist der - manchmal individuelle, häufiger jedoch gemeinschaftliche - Besuch von Parties oder mehrtägigen Raves als dem szenetypischen Event (vgl. Gerhardt et al. 2000).

„Techno-Events fungieren als Orte vorübergehender, lockerer Neueinbindung,“ sie „offizieren vorübergehende Integrationsmöglichkeiten“, sie „streben individueller Haltlosigkeit entgegen, ohne die Individuen ihrer Freiheiten zu berauben. So stiften sie Gemeinschaftsgefühle während gleichzeitig die Möglichkeit individueller Inszenierung innerhalb dieser Gemeinschaft offengelassen wird“ (Zuchiatti 1999:90 und 96).

Es scheint gerade diese Form der Einbindung, die sich nach einer Nacht, nach einem Wochenende wieder löst, ein spezifisches Gefühl von Zugehörigkeit herzustellen. Gerade hierin, im gelebten, aus dem Alltag herausgehobenen Augenblick und in seiner Vergänglichkeit liegt auch für die Aktivistinnen und Aktivistinnen der Reiz der Party:

„Super: Du machst eine Party, und am nächsten Mittag ist sie vorbei, und Du weißt: da war was, da waren 100, 200 Leute (...) es ist nur in dem Augenblick“ (Drum, m. 31 J., 330).

Doch dieser Augenblick ist nicht losgelöst - er ist eingebunden in ein Gefühl von Gemeinschaft. Zum Beispiel durch den heimlichen Charakter der Events in den Anfangszeiten von Techno, die DJ-X in England erlebt hat:

„ja. Das war immer so, daß die Leute, die die wichtigen Leute kannten irgendwie, (...) haben eine Telefonnummer bekommen, die Telefonnummer wo die anrufen müssen, das wurde vielleicht eine Stunde oder zwei Stunden vor der Party geschaltet. Dann mußte man Anweisungen bekommen, daß man zur Tankstelle 100 km in den Norden fährt und dann mußte man nochmals zurückfahren 60 km und dann Richtung Osten 30 km, und irgendwann um 3 Uhr morgens ist man auf die Party gekommen. Aber das war da schon in der Party auch so ein Gemeinsamkeits-Gefühl, weil da waren dann echt Kolonnen von Autos, also wirklich drei bis vier Meilen lange Kolonnen von Autos und / irgendwie ja, das war dann das erste Mal, wo ich richtig das Gefühl gekriegt habe, hey, das ist etwas, wo ich wirklich irgendwie selber mit identifizieren kann, ja die ganzen vibrations zwischen den Leuten, das war alles sehr, sehr schön“ (DJ-X, m. 32 J., 2f.).

Diese Gemeinschaften sind das tragende Element dieses Szenelebens - und zwar als Gemeinschaften in Bewegung:

„Du fährst nie allein auf raves, es geht immer darum, in einer Gruppe was zu machen oder eine Gruppe dort zu treffen. Es ist auf keinen Fall eine individuelle Sache. Es ist nicht anonym, ganz bestimmt nicht. Es sind immer größere Gruppen von Leuten, niemand steht rum. Die ganze Szene ist in Bewegung. Alle tanzen“ (Drum, m., 31 J., 427).

Für DJ-X ist Gemeinschaft genau an den Moment gebunden:

„dieses Gemeinsamkeitsgefühl, das man, ob Drogen oder nicht auf Drogen, in dem Moment auf der Tanzfläche erlebt, wenn (...) echt alle Leute gemeinsam auf ein Ziel arbeiten. Es ist kein konstruktives Ziel, das Ziel ist nur irgendwie diese Bewegung, dieser Moment, dieser jetzige Moment. Und das haben viele von diesen Leuten ihr erstes Mal vielleicht in so einem Kontext erlebt. Vorher hatten die nur Rock, Konzert, Bier, Flasche schmeißen, wäääää und jetzt hängen die auf Technoparties rum und umarmen sich, tanzen die ganze Nacht zusammen friedlich, ja, das ist auch was Neues" (DJ-X, m., 32 J., S. 10).

Daher ist für ihn Techno

„...eine Lebenseinstellung. Ich denke, ein Teil von der Einstellung ist diese Bereitschaft, irgendwie sich ganz hinzugeben, weil man (...) übergibt der Musik die Situation, ja, dann funktioniert alles irgendwie. Und das ist eine gute Parabel fürs Leben, das ist ein gutes Beispiel fürs Leben, leben *lassen* einfach, leben, nicht versuchen irgendwie zuviel zu steuern, (...) nicht immer irgendwie Kontrolle haben. (...) Da ist schon ein bestimmter Charakter eher geeignet als Technokonsument als der andere. Also jemand, der eher experimentierfreudig und eher bereit ist, wirklich sich einfach der Sache zu übergeben..." (DJ-X, m., 32 J., S. 34f).

Diese Beschreibung der inneren Prozesse findet ihr Pendant in der Beschreibung der speziellen Stimmungen, die auf den Parties entstehen:

„Das ist einfach eine geniale Sache, wenn Du mit ein paar hundert Leuten im Mondschein, gut, natürlich auch noch unter irgendwelchen Laserblitzgewittern die Nacht durchtanzt, und dann der Morgen anfangt, und Du stehst da auf einem Feld, auf einer Wiese, und es wird Tag, und die Leute tanzen immer noch... es ist ein irre Feeling, das da in der Luft liegt. Das gibt es wirklich selten, dass das richtig voll hinhaut, aber wenn es hinhaut, dann ist es wirklich irre... Wenn morgens immer noch ein paar hundert Leute völlig entrückt in der Landschaft rumtanzen, das sieht so abgedreht aus... . *Und Du bist mittendrin.*" (Drum, m., 31 J., 2. Seite, 050, Hervorh. B.S.).

Wichtig in dieser Beschreibung ist das Gefühl des Verbundenseins mit allen Tanzenden: Mittendrin zu sein, dabei zu sein, aufgehoben zu sein. In diesen Stimmungen kommt es zu kurzfristigen Gemeinschaften, weil beim Tanzen Kontakt zu den in unmittelbarer Nähe Tanzenden aufgenommen wird:

„Das ist bei den Goa-Trance-Leuten auch ziemlich ausgeprägt: Du tanzt und jeder strahlt Dich an, lacht Dich an (...) In den Morgenstunden kommt dann meistens mit der Erschöpfung diese Glückseligkeit. Das find ich schon ganz extrem wichtig. Dass Du das Gefühl hast, jeder kann rumhüpfen, wie er will, *alle freuen sich, und man ist verbunden mit allen. Das ist ziemlich genial. Und dann halt auch das völlig für sich tanzen* (..). Ich kann es auch echt genießen, so ganz alleine, morgens. Da interessiert es mich nicht, ob alle Leute schon schlafen oder rumsitzen oder so. Da ist das mein eigenes Ding. Aber meist morgens. In großer Erschöpfung. Mit den letzten Reserven" (Lila, w., 22 J., 2. S., 205, Hervorh. B.S.).

Beides hat hier gleichermaßen Platz: Individualität und Kollektivität. Durch die körperliche Erschöpfung wird die Intensität des Erlebens noch gesteigert:

„Das ist der schönste Moment, wenn Du schon erschöpft bist, dann bist Du da, vielleicht sind Deine Augen zu, oder die anderen sind um Dich rum, und Du bist nur noch Bewegung....“ (Lila, w., 22 J., 2.Seite, 156ffj).

Dieses Erleben (vgl. Kapitel 6.1, Erlebnisdimension Körper) kann nur in einer sicheren, vertrauenswürdigen Umgebung stattfinden - ein indirekter Verweis darauf, was junge Frauen brauchen, um sich wirklich ihrem Körper überlassen zu können, und was sie offensichtlich in der Party-Community finden. Dieser Aspekt von Sicherheit und Vertrauen wird von den allen befragten jungen Frauen angesprochen.

„Du kannst als Frau auch hingehen und mehr Deinen Spaß haben, so unbelasteter. Also würd ich mich auf jeden Fall viel wohler fühlen, wenn ich allein auf 'ne Party gehen würde, wie wenn ich allein auf ein Konzert gehen würde. Weil irgendwie, wenn Du tanzt und so, dann bist Du gleich auch so mittendrin, und eingebunden... *Du kannst hingehen und bist safe...*“ (Blume, w., 31 J., 2.S., 192, Hervorh. B.S.).

Sie stellt einen Zusammenhang her zwischen diesem lockeren Umgang der Geschlechter und der Neuverteilung des Sich-Stylens und Zurechtmachens zwischen den Geschlechtern:

„Also, was ich auffallend find, dass Männer, die auf Parties gehen, auch mehr Bock haben, sich zu stylen. Das ist ziemlich ungewöhnlich, und das find ich eigentlich klasse. (...) Und sonst ist es ziemlich ausgewogen, so vom Verhältnis Frauen / Männer (...). Weil wenn Du sonst auf ein Konzert gehst, da hast Du 10 % Frauen und den Rest Typen. (Auf den Parties, B.S.) sind eigentlich alle ziemlich locker. Also ich find's ziemlich ungezwungen, so geschlechtermäßig. Also wenn Du tanzt, lacht Dich genauso ein Mädels an wie ein Typ. (...) Aber ich hab' da eigentlich auch noch nie ein Problem damit gehabt, von dem her seh ich das wahrscheinlich auch easy..“ (Blume, w., 31 J. 2. S., 011).

Blume's Bemerkung, sie habe „eigentlich auch noch nie“ ein Problem gehabt im Umgang mit Männern, weist - ähnlich wie Eye's Formulierung, sie habe „immer schon“ besser mit Männern umgehen können als mit Frauen⁴⁹, weist darauf hin, daß Geschlechterverhältnisse eine widersprüchliche Realität darstellen, die nicht nur unter dem Problemfokus wahrgenommen werden will. Sie in eine Form von Normalität - in eine biografische Normalität oder in eine Gruppennormalität aufzulösen, nivelliert die Besonderheit von Erfahrungen, trägt aber auch ein widerständiges Moment in sich: sich zu wehren gegen die Unterstellung, es gäbe hier ein Problem.

49 Vgl. hierzu die „wiederkehrenden Topoi“, die Helga Krüger und Walther Heinz in Interviews mit Lehrstellensuchenden festgestellt haben, und in denen sie einen impliziten Erklärungsgehalt sehen (Heinz/Krüger 1985).

Betonungen:

Das Spezielle - die besondere Stimmung

Der regionalen Community geht es darum, mit ihren Parties eine besondere Atmosphäre zu schaffen, in der es möglich ist, die sonst im Alltag so nötige Kontrolle abzugeben, dennoch aber sich nicht zu verlieren. Das Party-Setting ist hierfür gleichzeitig Freiraum wie auch Halte-Struktur: hier kann sich ein Gefühl der Sicherheit und Aufgehobenheit innerhalb einer - wenn auch vergänglichen - Gemeinschaft herstellen. Entsprechend wird das Familiäre und Überschaubare des Settings betont. Gleichmaßen jedoch, und das ist wichtig, gibt es in diesem familiären Ambiente Platz für Individualität.

Körperlichkeit, Selbstinszenierung und Bezugnahmen: die Qualität der flüchtigen Begegnungen

Betont wird die Hingabe, das Loslassen-Können, die damit einhergehende körperliche Verausgabung. Wichtige Aspekte des community-Erlebens laufen somit über und durch den Körper. Es ist ein körperliches Gemeinschaftserleben, mit den beiden Polen körperlicher Selbstbezug und körperlicher Kontakt zu den anderen, zu einer tanzenden Menge. Die Qualitäten der Kontaktaufnahme sind unterschiedlich, betont wird jedoch vor allem das lockere, freundliche, im Unverbindlichen bleibende Miteinander- bzw. Nebeneinander-Tanzen. Dies erfordert von den Beteiligten, offen zu sein (für Blickkontakt, für Begegnung) und einzusteigen in dieses spezifische Setting für Begegnungen. Genau diese Offenheit wird von den Befragten - Männern wie Frauen - betont, und zwar als Qualitätsmerkmal der selbst-organisierten Parties gegenüber der traditionelleren Disco-Situation im Club.

Aufgehobenheit und Individualität

Die Party-Community ist hierbei wieder doppelt auf die gesellschaftliche Individualisierung bezogen: Zum einen inszenieren sich hier auf den ersten Blick ungebundene junge Frauen und Männer, zum anderen setzen diese mit ihren Idealen von Gemeinschaftlichkeit, family, unity einen deutlichen Kontrapunkt zur Individualisierung. Das ist das implizite und oft auch explizite Eingeständnis, einander zu brauchen, aufeinander angewiesen zu sein. Hierin steckt eines der „Erkenntnisse“ dieser Jugendkultur: der Individualisierungs-Ideologie die reale Angewiesenheit entgegenzusetzen⁵⁰. In der gemeinschaftlichen Inszenierung muß dabei immer genügend Platz für das Ausleben

50 Die große Ähnlichkeit mit traditionellen familiären Werten betont Zucchiatti (1999:62.).

von Individualität bleiben - auffallen ist nach wie vor ein Styling-Prinzip auf den Parties (vgl. Kapitel 6, Körper). Es geht also immer um beides, es geht um dazugehören und herausstechen, um „Fitting in and sticking out“ (vgl. Miles et al. 1998).

Party-Ethik

Gut, respektvoll miteinander umzugehen, sich anzusehen, Kontakt zueinander aufzunehmen, körperliche Nähe zueinander zu suchen, auch wenn man sich nicht kennt... - die gemeinsame Ideologie aus den Anfangszeiten von Techno schwingt immer noch mit, trotz oder gerade im Zusammenhang mit der Skepsis gegenüber einer langfristigen Realisierbarkeit⁵¹ (vgl. zum Zusammenhang von Ethik und Ästhetik Klein 1999: 159ff).

Geschlechterverhältnisse

Im Zusammenhang mit dieser Party-Ethik scheint es auch zu einer offeneren Gestaltung der Geschlechterbeziehungen zu kommen. Hier stellt sich die Frage: welche veränderten Geschlechterrealitäten stehen hier den bereits erwähnten Geschlechterhierarchien entgegen bzw. stehen neben ihnen? Zum Beispiel, was alle Frauen positiv hervorheben, ein anderes Auftreten der jungen Männer, die nun mehr Wert legen auf ihr Äußeres, die mit dazu beitragen, dass Frauen aus ihrer Rolle als Sexualobjekt herauskommen. Zum Beispiel, was ebenfalls alle Befragten betonen: dass es auf den Parties keine Anmache gibt - außer den spielerischen, von beiden Seiten gewünschten Interaktionen; dass Parties für Frauen tatsächlich ein sicherer Ort sind, an dem sie sich ohne Angst vor Übergriffen aufhalten können. Die Party-Community stellt hier also einen geschützten Raum her, in dem mit den Geschlechterrollen gespielt werden kann, in dem unterschiedliche Versionen des Frau- oder Mann-Seins ausprobiert werden können, in dem einem solchen Experimentieren zum Beispiel auch keine Homophobien mehr im Wege stehen.

51 Diese Ethik ist sicherlich nicht für alle Szenegängerinnen unabhängig von Alter, Dauer der Szenenbindung, Grad des Involviertseins in die Szene gleichermaßen von Bedeutung. Wie Zuchiatti betont, stellen sich „Ähnlich der stilistischen Heterogenität innerhalb des *Party-settings Rave* (...) die szeneeinternen Ansichten und Bedeutungszuweisungen ebenfalls als äußerst heterogen dar und lassen sich nicht auf einen gemeinsamen Nenner bringen. Für viele ist das Techno-Event nur eine Regenerationsquelle jenseits des ernüchternden Alltags, während andere Raver sich nicht nur regenerieren, sondern sozialere Lebensweisen ausüben und in den Alltag hinein transportieren wollen. (...) Auffällig scheint in diesem Zusammenhang, dass es sich bei den party-people um den zahlenmäßig großen Anteil der neu dazugekommenen Raver handelt, während die andere Fraktion zum großen Teil aus Ravern der ‚ersten Stunde‘ besteht“ (Zuchiatti 1999:57f.).

Augenblicksphilosophien, Dosierungsstrategien, Party-Geschichtsschreibung

In den Versuchen, diese besondere Party-Stimmung zu beschreiben, fallen drei Aspekte auf: zum einen die Betonung des Exklusiven, des Außergewöhnlichen, des magischen Moments, der unerwartet kommt, aber dennoch inszeniert werden muß. Drum bringt geradezu eine neo-existenzialistische Philosophie zum Ausdruck: der jetzt gelebte Moment zählt, es geht um diese Nacht, um diese Party. Zum zweiten gewisse Strategien der Dosierung, um die Besonderheit des Erlebens zu erhalten: das darf sich nicht abschleifen, das will wohl überlegt sein, Parties (und Drogen) sind sozusagen kontrolliert zu konsumieren, damit sich der Effekt nicht verschleißt (besonders bei Drum, Blume, Lila). Zum dritten: eine ganz bestimmte Form von Party-Narration und damit von Community-Geschichtsschreibung: Werden schon seit längerem aktive Szenemitglieder befragt, so ist ein Unterton des Bedauerns unüberhörbar, dass die euphorischen Anfangszeiten des *Underground* vorbei sind, dass immer mehr und vor allem immer mehr Jüngere der Techno-Szene anhängig werden - verbunden mit einer gewisse Enttäuschung darüber, wie diese Jüngeren mit Techno umgehen: der Vorwurf, die ursprünglich mit Techno verbundenen Ansprüche nicht mehr zu verfolgen, ja, gar nicht mehr zu kennen, der Vorwurf bloßen Konsumierens jenseits dessen, um was es „eigentlich“ geht - diese klassischen Intergenerationen-Themen klingen hier bereits an.

5.3.1 Imaginiert oder Real? Zur Partygemeinschaft als postmoderner Gemeinschaft

Verschiedene Erlebnisqualitäten des Partysettings Rave liegen unter Umständen sehr dicht beieinander, können ineinander übergreifen, changieren. Alle Beteiligten wissen um das Spiel, das hier gespielt wird. Alle wissen: diese Gemeinschaft gibt es nur, solange wir sie wichtig finden und uns beteiligen. Sie ist nichts außerhalb unserer Beteiligung Existierendes⁵². Sobald sich der Mythos eines unabhängig vom eigenen Dazutun Existierenden einschleicht, und dieser mit dem auf eigenes Handeln angewiesenen „Produkts“ verwechselt wird, kommt es zu den bekannten Phänomenen der Enttäuschung, des Rückzugs, weil dann die Eigenverantwortlichkeit nicht mehr gesehen wird. Dieses latent labile Gebilde braucht immer: den Stoff, die Inszenierung, und die Darstellenden. Diese Tatsache, dass es die Party-Gemeinschaften nur in der momentanen Darstellung, der Inszenierung gibt, bewirkt ihre grundlegende Ambivalenz: sie sind, aber sie sind genauso schnell auch wieder vorbei und müssen neu inszeniert werden. Sie sind nichts, auf das einfach so zurückgegriffen werden könnte, sie sind nicht ein-

52 Eine gewisse Ausnahme stellen hier die Aktivistinnen und Aktivistinnen dar, für die ja auch jenseits des konkreten Party-Geschehens ein Gruppenzusammenhang existiert.

fach verfügbar, sondern müssen von den Beteiligten immer wieder aktiv hergestellt/imaginiert/inszeniert werden.

Wenn postmoderne Gemeinschaften in Nachfolge Baumanns auch als „imaginäre Gemeinschaften“ bezeichnet wurden, so sind diese Party-Gemeinschaften aufgrund ihrer Angewiesenheit auf das Handeln der Beteiligten alles andere als imaginär: sie sind konkret hergestellt, sie bieten reale Erfahrungsmöglichkeiten, sie markieren und strukturieren den Szene-Alltag. Gleichzeitig sind sie „Bühne für die Selbstinszenierung“ (Willems 2000:55), und damit eine Gelegenheitsstruktur dafür, dass sich die Doppelwertigkeit der Selbstinszenierungen, nämlich gleichermaßen Bedeutungen zu generieren und zu symbolisieren, umsetzen kann. Das Individuum bringt sich ganz (real) ein; es erlebt eine Gemeinschaft, die zwischen Realem und Imaginärem schillert, sich also genau in diesem Spannungsfeld bewegt. Und hierdurch fruchtbar wird, sprich: individuell wie kollektiv bedeutsam werden kann.

Diese Bedeutungen, die Party-Gemeinschaften für junge Frauen und Männer im Übergang entfalten können, stehen im Zusammenhang mit den veränderten Rahmenbedingungen für Übergänge, unter denen sich womöglich sehr viele, auch „traditionelle“ Feiern und Feste in ihrer Funktion für junge Frauen und Männer verändert haben. Dies würde bedeuten, dass der veränderte Kontext auch die Gemeinschaftsform selbst bzw. die Bezugnahme auf sie, den Umgang mit ihr und das Erleben verändert. Es spricht einiges für eine solche generelle Veränderung des Erlebens (vgl. Schulze 1998), zumal dann, wenn man geneigt ist, Feste - wie andere soziale Ereignisse - als soziale Konstrukte anzusehen, die nicht an sich *sind*, sondern immer in einem bestimmten Kontext auf eine bestimmte Art *werden*. Wichtig ist bei dieser Verallgemeinerung aber die generationenspezifische Differenzierung und Kontextualisierung: sie ist sicherlich ausschlaggebend dafür, wie diese sozialen Ereignisse individuell erlebt werden, und wie ihre Bedeutung individuell (re-)konstruiert wird. Deshalb ist davon auszugehen, dass diese Bezugnahmen und ihre Bedeutungen bzw. Bedeutungsverschiebungen bei jungen Frauen und Männern von außen, aus der Erwachsenenperspektive, nie ganz aufzuschließen sind.

5.4 Strukturierendes Prinzip und Ressource in den drei

Vergemeinschaftungsformen: Individualisierte Systeme sozialen Kapitals

Was sind nun die Qualitäten, die diese drei hier unterschiedenen Arten von Gemeinschaften für die Beteiligten und ihre Bewältigungsstrategien im Übergang haben? In einem eher funktionalen Sinne kann man sagen, dass in diesen Szenen eine Form von sozialem Kapital erworben wird, welches die Beteiligten in unterschiedlichsten Hinsichten, zum Beispiel für das berufliche

Fortkommen, für den Aufbau eines Regionalbezugs, für die Entwicklung sozialer Zusammenhänge, für die unterschiedlichen Übergangsthemen und damit ganz allgemein: für ihre soziale Integration nutzen können. Dieses Kapital entsteht nach Carlo Raffo und Michelle Reeves (2000) in Form von „individualized Systems of social capital“,

„that both support and constrain individual actions. An individualized System of social capital is a dynamic, social, spatially, culturally, temporally and economically embedded group, network, or constellation of social relations, which has the young person at the core of the constellation and which provides authentic opportunities for everyday learning“ (Raffo/Reeves 2000:148).

Mit diesem Ansatz greifen sie auf Furlong und Cartmel (1997) zurück, die die Ketten der gegenseitigen Abhängigkeit von Struktur und Handeln betont haben, und benennen die strukturelle Bedingtheit solcher individualisierten Systeme sozialen Kapitals durch „locality, gender and class, and (...) ethnicity“ (Raffo/Reeves 2000:149). Wichtig wird hier also der Gedanke der „structured individualization“ (Rudd 1997), der die Konzepte soziales Kapital (Coleman 1988) und Habitus (Bourdieu) aufnimmt und näher qualifiziert⁵³:

„It is these notions of structured individualization, chains of mutual dependence, habitus, and social capital theory that act as the foundations for the development of our approach. Borrowing from these writings and certain theoretical perspectives on informal social learning (Leontjev, 1978; Vygotsky, 1978; Engestrom, 1987; Suchman, 1987; Seely Brown et al., 1989; Lave & Wenger, 1992), and based on the evidence provided by our own sample of young people, we will contend that the active life choices made, and everyday tasks resolved, by young people are a consequence of an individual practical knowledge (both direct and mediated) and understanding of circumstances that are situated and created within individualized Systems of social capital (cf. Lave & Wenger, 1992, communities of practice)“ (Raffo & Reeves 2000:150).

Gegenüber Bourdieu, der mit dem Habitus-Konzept konzeptionell eher abschließt, dass Individuen Aspirationen außerhalb ihrer objektiven Lebensbedingungen entwickeln, und der diese damit in vermeintliche Unerreichbarkeit rückt, hat die Forschung von Raffo und Reeves gezeigt

„that young people with certain typologies of social relations (what we term changing and fluid individualized Systems of social capital) can and do have aspirations that transcend their objective reality - recognizing, however, that these aspirations are realistically rooted within the young person's practical situated knowledge base and that of their social network. In this context, young people do not necessarily ‚love the inevitable‘, as Bourdieu suggests (Bourdieu, 1977, p. 77), but make active choices and decisions about how they will make their futures. Therefore, where Bourdieu sees habitus as predetermining an

53 Der Begriff der strukturierten Individualisierung ist jedoch, und diesen Hinweis verdanke ich Holger Seifert, insofern zu kritisieren, als er nahelegt, es gäbe eine strukturlose Individualisierung. Ich benutze ihn hier dennoch, da er das implizit Strukturelle des Individualisierungsbegriffes explizit macht.

inescapable destiny, our notion of individualized Systems of social capital conceives of a more open-ended future of young people" (Raffo/Reeves 2000:150f., Hervorh: B.S.).

Dieser transzendierende Aspekt ist nun wichtig, um soziale Innovation denken zu können. In den Kontext der hier untersuchten communities übertragen wird dieses Konzept noch dynamischer: denn hier werden die individualisierten Systeme sozialen Kapitals wirksam in kollektiven Zusammenhängen, wodurch sie sich (und die „angrenzenden“ Kapital-Systeme anderer Individuen) erweitern. Der Rückgriff auf *Systems of social capital* erfolgt zwar individualisiert, doch er wirkt kollektiv⁴⁴ und trägt so das Potential innovativer sozialer Veränderung mit sich. In diesem Zusammenhang wird Granovetters Theorie der Stärke der schwachen Bindungen wichtig (Granovetter 1977), weil sie „bridging ties to other groups and thereby to the possibility of innovation and change" (Raffo&Reeves 2000.: 153) herstellen. Die Vorstellung solcher schwachen „Brückenverbindungen" respektiert, dass Innovationen und die hierin engagierten Subjekte bestimmte Haltepunkte brauchen, von denen aus Brücken geschlagen werden können - zu anderen Gruppen, zu anderen Individuen, mit denen Geschäftsbeziehungen eingegangen werden oder die für neue Ideen wichtig werden. Ihre Bedeutung kommt in den *significant others* zum Ausdruck (vgl. Mead 1968), die jeweils sehr gut und genau von den befragten jungen Erwachsenen identifiziert werden können: significant others, die in die Szene eingeführt haben, die wichtig geworden sind für das Ausbilden einer eigenen Szenenidentität bzw. Rolle, oder die zu einer gemeinsamen Geschäftsidee animiert haben bzw. zum Aufbau einer eigenen Selbständigenkarriere. Diese significant others sind eben nicht unbedingt Personen, zu denen starke Bindungen existieren, wie das Beispiel von Su und Win zeigt, sondern können auch über schwache Bindungen wichtig werden.

„In summary we may say that individualized Systems of social capital are the embodiment of the regular interactions an individual young person has with various significant others and peers. In addition, these interactions are often embedded, spatially, culturally and temporally, in the locality. Informal practical knowledge, perspectives, social skills - a young person's individual vernacular (Mundart, B.S.) - are created through an enculturation process within this individualized constellation of social relations, as each individual learns to deal with everyday problems and tasks - particularly problems that are often structurally imposed, such as the disappearance of the youth labour market. It is these situated contexts that individuals learn about survival techniques, to appreciate and take

54 Raffo und Reeves gehen davon aus (und haben hierfür empirische Evidenz - ihr sample sind 31 junge Leute aus Manchester, die sie in Interviews befragt haben (vgl. hierzu Raffo & Reeves 2000:155) -, dass die Unterschiede in diesen individualized Systems of social capital ebenfalls individualisiert sind - also nicht automatisch einer gemeinsamen Lebenslage o.a. entspringen. In gewisser Hinsicht wird hier das Individualisierungstheorem radikalisiert: Dies nun ist wichtig, um zum Beispiel den Unterschied zwischen Gelingen und Scheitern in der Szene - sofern sie ein beruflicher und Lebensmittelpunkt wird - zu beschreiben. Denn Faktoren wie ungleiche materielle Ressourcen, ungleiche familiäre Ressourcen etc. sind zwar wichtig, jedoch nicht hinreichend zur Erklärung dieser Unterschiede. Es kommen immer auch noch „individualisierte" Faktoren hinzu.

advantage of various opportunities, however constrained these might be, and ultimately develop their own individual identities (Berger & Luckman, 1966). However, (...) these networks are individualized and their social capital can be weak, strong, changing and fluid. They are also not context free, often embedded within localities, mediated by gender, ethnic and social class issues, and affected by their ability to access external material and symbolic resources" (Raffo & Reeves 2000:154).

Diese Nuancen in den unterschiedlichen „individualized Systems of social capital" sind nach Raffo und Reeves verantwortlich für die Vielfalt der Antworten auf ähnliche strukturelle Lebenslagen. Effektivität und Stärke dieser individualized Systems of social capital sehen sie vor allem darin, dass sie flüssig, sprich: flexibel bleiben. Die oben genannten Brückenverbindungen können so erst genutzt werden. Dies läßt den Gedanken der *continuity of change* plastisch werden (Miles 2000), und es unterstreicht die Metapher der yo-yoisierten Übergänge. Unter den von mir Befragten trifft dies vor allem auf zu, die innerhalb der Szene ihre berufliche Perspektive entwickeln wollen. Für den größeren Teil derer, die nur vorübergehend involviert sind, umschreibt dies eher ihr soziales Netzwerk insgesamt - hier *können* durchaus auch Kontakte aus der Szene wichtig werden, genauso jedoch Kontakte, die z.B. über familiäre Netze existieren, die mehr oder weniger zufällig Zustandekommen und die sie flexibel zu nutzen wissen.

5.5 Zusammenführung

In Bezug auf das *familiäre Setting der Gruppe vibes+tribes* betont die Selbstdarstellung als junge Szene-Aktivistin und Aktivistinnen, selbst etwas in Bewegung gesetzt zu haben bzw. zu setzen, etwas Eigenes zu machen, die eigenen Vorstellungen umzusetzen und dabei anderen als den bekannten Vermarktungskriterien zu folgen: es geht eben *nicht* darum, viel Geld zu verdienen, sondern eine bestimmte Atmosphäre zu schaffen, für gute *Vibes* zu sorgen, eine familiäre Stimmung zu erzeugen, in der die Besucher und Besucherinnen sich wohl fühlen können. Es geht um Selbstbestimmung und um Distinktion: *anders* drauf zu sein, *anderes* wichtig zu finden als der gesellschaftliche Mainstream.

Diese Selbstinszenierung als *Andere* setzt sich fort in den Prinzipien des Zusammenarbeitens, in denen ein spontanes, hierarchiefreies, organisches Hand-in-Hand-Arbeiten betont wird - in deutlicher Abgrenzung zu sonstigen Formen gesellschaftlicher (oder auch: kultureller) Arbeit, die oft mit formalen Strukturen wie etwa der Vereinsstruktur einhergeht. Die Szene definiert sich über das Schaffen von *Gegenwelten*, in denen die eigenen Regeln gelten: so werden die Parties als deutlich *anders* im Vergleich zu den Club-Events dargestellt. Dies ist *als Sinnstruktur* wichtig, auch wenn hierbei real existierende Hierarchien, wie sie etwa in geschlechtsspezifischen Arbeitsteilungen

zum Ausdruck kommen, verdeckt werden. Verdecken geht hier (unbewußt) mit der gewünschten Form der Selbstinszenierung einher.

In den Selbstinszenierungen der *family* und ihrer Mitglieder findet eine Vergewisserung über *Handlungsfähigkeit* statt: die Gemeinschaft und ihre Aktivitäten sind konkreter Ausdruck dessen, dass diese jungen Frauen und Männer etwas Eigenes schaffen können: die family handelt sichtbar, sie hinterlässt deutliche, wenn auch flüchtige Spuren, sie gestaltet die Region.

Eng damit verkoppelt ist die Frage nach *Sinn*, die hier eine positive Antwort bekommen kann: Sinnstiftung findet statt durch gelebte und erlebte Eigenständigkeit, durch die Erfahrung, eine Wirkung zu hinterlassen - gerade auch in der Abgrenzung zu den (latent kritisierten) gesellschaftlichen Verhältnissen, in denen Handlungsfähigkeit nur in dafür vorgesehenen Bahnen gefordert ist.

Diese Aktivitäten verbinden Individualität und Gemeinschaft bzw. bringen sie in fruchtbare Spannung zueinander - und vermeiden damit, dass diese in Widerspruch zueinander treten. Ganz im Gegenteil: beide können so als aufeinander angewiesen hervortreten: die Gemeinschaft entsteht dank aktiver Individuen, und die Einzelnen erfahren durch die Gemeinschaft einen angemessenen Aktionsraum, bekommen Anerkennung und Bestätigung und sind somit motiviert, ihre Aktivität aufrechtzuerhalten. Die drei diskutierten Vergemeinschaftungsformen stellen spezifische Reaktionsformen auf den gesellschaftlichen Tatbestand der Individualisierung dar - Reaktionsformen, die der Komplexität der Bedürfnisse gerecht werden und in ihrer Form dem jugendkulturellen Lebensstil entsprechen. Es geht mithin darum, Individualisierung zu konterkarieren durch die Inszenierung von Gemeinschaft. Es geht aber genauso sehr darum, dass das Individuum in dieser Gemeinschaft Individuum sein darf. Das Individuum wird also „aufgehoben“ im doppelten Sinne des Wortes.

„Die individuelle Einzigartigkeit wird inszeniert, während im selben Atemzug die Gemeinsamkeit dieser Inszenierung explizit wird“ (Zuchiatti 1999: 63).

Die dialektische Bewegung des „Atting in and sticking out“ (Miles et al. 1998) kennzeichnet diese Art der Zugehörigkeit: als kollektive Abgrenzung der Szene nach außen, gegenüber dem mainstream, und als individuelle Inszenierung nach innen.

Des weiteren zeigt diese Selbstdarstellung als Gruppe: die Gemeinschaft ist nur möglich, weil und insofern sie der Individualität einen Freiraum bietet. Dies gilt vor allem für die Frage des Engagements: Verbindlichkeit basiert auf Freiwilligkeit. Freiwilligkeit wird geradezu notwendige Voraussetzung für Verbindlichkeit. Man könnte auch sagen: es wird für die Verbindlichkeit genau die Form gewählt, die genügend Raum für individuelles Entscheiden läßt. Junge Frauen und Männer haben ein genaues Sensorium für das, was nötig ist, damit sie ihre Motivation aufrechterhalten können.

Der gemeinschaftliche Kontext bietet vorübergehend die Sicherheit, nicht herauszufallen. Doch diese Sicherheit entsteht nicht per se, sondern nur durch die aktive Vermittlungsleistung der Subjekte. Mithin müssen die Antworten auf die Individualisierung selbst gefunden und inszeniert werden - die Inszenierung von Gemeinschaft ist also kein beliebiges, sondern ein strukturell gebundenes und gefordertes Handeln, auch wenn seine Form selbstgewählt und selbstgestaltet ist.

In den Praxisformen, mit denen sich die einzelnen der Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft versichern und diese gleichzeitig reproduzieren - indem sie sich Unterstützung organisieren, indem sie sich Anerkennung organisieren, indem sie für sich genauso wie für andere sozialen (kulturellen, stilistisch-ästhetischen) Halt bieten, wird deutlich: die Angewiesenheit auf Zugehörigkeit, Anerkennung, auf Halt und Unterstützung ist alles andere als ein Tabu, sondern wird völlig „uncool“ und offen thematisiert. Vor dem Hintergrund zunehmender Individualisierung erscheint dies bemerkenswert - für Männer umso mehr als für Frauen, denen ja qua Geschlecht Bindungsfähigkeit und Bindungsangewiesenheit zugeschrieben wird. Im Kontext zunehmender Individualisierung wird diese Kompetenz womöglich immer wichtiger, stellt sie doch die Voraussetzung dafür dar, sich Unterstützung, Anerkennung und sozialen Halt zu organisieren.

Trotz der Betonung von Gemeinschaft klammern sich die befragten jungen Frauen und Männer nicht an eine *bestimmte* Form des Zusammenseins. Im Gegenteil: die meisten sehen sich selbst und ihre Gruppe in einer geschichtlichen Perspektive, die das Kommen und Gehen von Trends wahrnimmt, die Veränderungen positiv aufgreift, die mehr an dynamische Weiterentwicklung als an Brüche glaubt. Die Selbstinszenierung betont Flexibilität - eben nicht im Widerspruch zu, sondern gerade als Garant für Kontinuität: letztere gibt es nur unter der Voraussetzung, dass die Beteiligten in der Lage sind, Neues aufzugreifen, Überkommenes fallenzulassen, eigene Strategien zu entwickeln, wie er oder sie sich - trotz vielleicht veränderter Rahmenbedingungen - weiterhin in der Szene aufhalten kann. Oder eben auch nicht. Und aussteigt. Oder sich zurückzieht. In der betonten Offenheit gegenüber Veränderungen liegt auch ein Bewältigungsmodus für Ängsten (Angst vor Enttäuschung) und Konflikte, die solche Veränderungsprozesse mit sich bringen können. Andererseits werden unerwünschte Veränderungsprozesse, wie sie zum Beispiel durch die Marktmechanismen in Gang gesetzt werden, kritisch benannt. Dort, wo sich die einzelnen oder die Gruppe erfolgreich vom Vermarktungsdruck distanzieren haben (wie DJ-X), sind solche Prozesse leichter zu erkennen und zu benennen - der kritische Umgang damit dient dann auch der Vergewisserung über eigene Handlungsfähigkeit.

Anders ist dies bei den jungen Frauen und Männer, die sich aus ihrem jugendkulturellen Engagement heraus ein *professionelles Netzwerk* geschaffen haben: sie haben sich nicht nur auf diese neu entstandenen jugendkul-

turellen Konsummärkte eingelassen, sie leben inzwischen von ihnen und sind daher in deren Mechanismen wesentlich stärker eingebunden. Sie sind vor allem damit beschäftigt, wie sich trotz zunehmender Vermarktung ihre (szenetypischen) Handlungsmaximen weiterhin umsetzen lassen. So versuchen sie etwa, der herrschenden Marktlogik mit einer anderen Markt- bzw. Geschäftsethik zu begegnen - exemplarisch hierfür Su's Idee eines Vereins für mehr Menschlichkeit im Geschäftsleben und ihre offensive Haltung: wir Jüngeren müssen zusammenhalten. Es geht hierbei ständig darum, das eigene Überleben bzw. den eigenen Erfolg und ein szenespezifisches Ethos, das auf die Geschäftsbeziehungen übertragen wird, nebeneinander bestehen zu lassen bzw. in Einklang zu bringen. Betont wird ein dynamisches, den Eigennutz nicht übergehendes, aber auch nicht ins Zentrum stellendes Geben und Nehmen. Es geht in den Selbstinszenierungen um gegenseitige Unterstützung statt um harte Konkurrenz; die eigene Handlungsfähigkeit findet dann gerade darin Bestätigung, dass es - zumindest partiell - gelingt, diese anderen Maximen umzusetzen und ein professionelles Netzwerk zu schaffen, in dem andere Regeln gelten. Diese Form der Handlungsfähigkeit steht sozusagen auf der selben Stufe wie der Tatbestand, überhaupt junge Unternehmerin oder Unternehmer zu sein und - zumeist als Quereinsteigende, die sich viele der hier geforderten Kompetenzen selbst aneignen mußten - ein eigenes Geschäft eröffnet zu haben. Gerade die Möglichkeit, es *anders* machen zu können, läßt die ökonomischen Aktivitäten mit *Sinn* auf.

Wichtiger Bestandteil der Selbstinszenierung ist auch hier die Bedeutung, die andere Menschen für das Zustandekommen des Geschäfts hatten, sowie die Angewiesenheit auf Unterstützung durch andere - sie erscheint viel wichtiger als die Inszenierung als kompetentes Individuum, das die Dinge alleine „auf die Reihe kriegt“. Gerade das Wissen um die eigene Angewiesenheit begründet die Unterstützung, die man anderen gibt: alle haben ein Recht auf ihren Start.

Genauso bewusst ist die Angewiesenheit der jungen Selbständigen auf die Szene, wobei auch diese in einem Wechselverhältnis von Geben und Nehmen gesehen wird: wir leben von der Szene, und die Szene lebt von uns. Die Szenebindung wirkt hier womöglich als soziales Korrektiv, sich nicht allzu sehr der Marktlogik zu beugen: die jungen Ladenbesitzer und -besitzerinnen sind darauf angewiesen, dass die Szene sich bei ihnen wohlfühlt, dass die Leute gerne kommen, dass sie den Laden ok finden. *Credibility* in der Szene ist der wichtigste Erfolgsfaktor, um neben den großen Labels bestehen zu können. Insofern organisieren die Ladenbesitzer und -besitzerinnen ihre ganz spezielle Form der Zugehörigkeit: sie sind symbolisch und real auf die Szene bezogen, können sie mitgestalten, profitieren von ihr, versorgen sie mit jugendkulturell interessanter Ware, sind Trendsetter - und gleichzeitig existenziell auf die Szene angewiesen.

Fragen nach dem Geschlechterverhältnis in dieser Szene der jungen Selbständigen sind eher ernüchternd: gerade hier, im Bereich der professionellen Geschlechterbeziehungen, scheint der Anspruch, es *anders* machen zu wollen, am weitesten von der Realität entfernt.

Aus dem loseren Setting der *Party-Gemeinschaft* ist hier vor allem ein Aspekt interessant: die Versöhnung von Individualität und Kollektivität. Die Party-Erlebnisse werden gleichermaßen in ihrer individuellen Intensität wie in dem intensiven Gruppenerlebnis dargestellt. Das eine bedingt das andere, der Raum für Individualität macht die Gruppe erst möglich, und die Gruppe sichert ihrerseits den Raum für Individualität; Freiheit und Sicherheit/Aufgehobenheit hängen elementar zusammen. Das kommt bei den von den Frauen benannten *safe places* sehr deutlich zum Ausdruck, die auch im Hinblick auf Freiheit und Sicherheit von homosexuellen Männern wichtig werden. Implizit wird auf die Paradoxie der spätmodernen Anforderungen geantwortet: einerseits möglichst einzigartig zu sein, andererseits aber auch nicht herauszufallen (vgl. Kapitel 6, Körper). Möglicherweise entsteht in diesem Verweisen aufeinander - vom Individuum auf die Gemeinschaft und wieder zurück - „Sinn“: es ermöglicht das Gefühl der Aufgehobenheit und der Individualität *gleichzeitig* und *gleichermaßen*.

Es muß davon ausgegangen werden, dass es mit der zunehmenden Bedeutung der Selbstdarstellung für Gruppenzusammenhänge immer wichtiger wird, Gelegenheiten und Räume (im direkten wie im übertragenen Sinne) für diese Selbstdarstellung bereitzustellen. Die Selbstinszenierungen sind deshalb zu sehen als das **Community** schaffende Prinzip: Ohne dieses sichtbare Handeln keine **Community**, ohne den Anreiz zum Sichtbarwerden, zum Gestalten kein Engagement; aber auch umgekehrt: ohne die (zum Teil vorübergehenden) Gemeinschaften, die diesem Bedürfnis entgegenkommen, keine Anerkennung, keine regionale Verortung.

Bei aller Kurzfristigkeit, Flüchtigkeit und Momenthaftigkeit wird auch in den Party-Gemeinschaften ein latent Sinn-generierendes Bezugssystem geschaffen: vor allem durch die Musik, aber auch durch Bewegungs- und Kleidungsstile, mit denen zum Beispiel Bezug genommen werden kann auf einen größeren (überregionalen, globalen) jugendkulturellen Zusammenhang. Solche Zusammenhänge werden durch die Bezugnahme immer wieder bestätigt und reproduziert: Strukturen werden durch Handeln geschaffen. Strukturen und Bezugssysteme allerdings, die nicht für die Ewigkeit sind, sondern klar gebunden an bestimmte Phasen der jugendkulturellen Übergänge. Von womöglich längerfristiger Bedeutung sind allerdings die Erfahrungen, die hierbei gemacht werden - vor allem die Erfahrung, selbst in der Lage zu sein, für sich, womöglich sogar für andere Handlungsspielräume gegenüber gesellschaftlichen Zumutungen, Erwartungen und Rollenzuweisungen zu eröffnen.

6. Selbstinszenierungen der Körper und „embodied meanings“

„Was da vor sich geht, das ist (...) vor allem ein Wechselspiel zwischen Sehen und Gesehenwerden, zwischen die-anderen-Genießen und sich-zum-Genuss-der-anderen-machen. Dieses Spiel intensiviert alles Erleben, sozusagen ‚auf allen Kanälen‘ bzw. ‚mit allen Fasern des Körpers‘. Was immer diesen Lebensstil sonst noch kennzeichnet, ein auffälliges Element dabei ist u.E. ein neues Körperverständnis bzw. ein verändertes Verhältnis zum Körper“ (Hitzler/Pfadenhauer 1997:10).

Techno hat sich als ein wichtiger *thematischer Anlaß* für eine soziologische Inblicknahme des Körpers herausgestellt. Dies zeigen die inzwischen vorliegenden Arbeiten, denen es um eine integrierte Betrachtung körperlicher und gesellschaftlicher Aspekte geht⁵⁵, am deutlichsten die Arbeit von Gabriele Klein, die Körperlichkeit und Tanz in ihren verschiedenen Bedeutungsdimensionen im Kontext von Jugendkulturen bearbeitet hat und dabei vor allem die Dimension der leiblichen Erfahrung betont:

„Tanzen, egal welcher Art, ist immer leibliche Erfahrung, das heißt, selbst wenn mit dem Tanz eine Inszenierungspraxis des Körpers verbunden ist, bleibt tanzen nicht äußerlich, sondern ist immer auch ein inneres Erleben, wie schwer es auch sein mag, dies diskursiv zu vermitteln. Begriffe wie Glück, Extase, Trance kennzeichnen solche Versuche, sich dem leiblichen Empfinden sprachlich zu nahem“ (Klein 1999:268).

Um diese nicht-diskursive leibliche Erfahrungsdimension von einer Außenperspektive auf den Körper zu trennen, unterscheidet Gabriele Klein auch begrifflich den Leib vom Körper:

„Leib meint (...) die Innenperspektive, das Feld der psycho-physischen Erfahrung, Körper die Außenperspektive, die Sicht des ‚Anderen‘ und damit die physische Gestalt und Erscheinung“ (Klein 1999:268).

Aus dieser Perspektive will ich mich hier dem körperlichen Inszenierungshandeln nähern, um seine reale subjektiv-lebensweltliche Bedeutung erfassen zu können: Das Inszenierungshandeln als leibliche Erfahrung. Hierzu gehört, die Körperbetonung in dem interaktiven Kontext zu sehen, in dem sie tatsächlich steht - und vor allem im Tanz als der für Jugendkulturen generell und für Techno ganz besonderen Inszenierungspraxis.

55 Und hiermit meine ich die nicht-institutionalisierte Jugendkulturforschung (Cloos 1998), die Abschlußarbeiten „unbekannter“ Autorinnen umfaßt wie die Diplomarbeit von Tanja Reuschling (1998), die Semesterarbeit von Daniela Ludescher und Milan Weiß (1997), die Diplomarbeit von Oliver Greschke (2000), die Diplomarbeit von Antja Schneider und Liv Töpfer (1996), die Magisterarbeiten von Peter Bangert (1997) und Tim Zuchiatti (1999), die Doktorarbeit von Sylvia Rief (2001). Gerade sie bieten szenenahe Einblicke, verfügen über hervorragende Forschungszugänge, setzen eigenes „Szenewissen“ in die Forschung um und stellen so Verbindungen her zwischen diesen Wissensbeständen und aktuellen soziologischen Diskursen (bzw. machen auf deren Desiderate aufmerksam).

Der strukturelle Kontext ist hier immer mit zu berücksichtigen. Denn Selbstinszenierungen und Leiberfahrungen finden statt in einer „Zeit prinzipiell gefährdeter Selbstentwürfe“ (Höhn/Vogelgesang 1999:153). Hier macht es wenig Sinn, die Betonung der Leiberfahrung gegen die Betonung einer gewissen Funktionalität bzw. Strukturbedingtheit dieser Praktiken auszuspielen. Produktiver ist es, die Verbindungslinien aufzuzeigen und strukturelle Verunsicherungen im Übergang *in Zusammenhang* zu sehen mit den neuen Formen der Selbstvergewisserung, in denen der Körper immer wichtiger zu werden scheint. Hierzu ist Cornelia Helfferichs Arbeit zur generellen Bedeutung des Körpers und der somatischen Kulturen für Jungen und Mädchen aufschlußreich, die gerade auch die Erfahrungsebene meint (Helfferich 1994). Körperliche Selbstvergewisserung heißt dann präziser - und in Zusammenhang mit prinzipiell (d.h. strukturell) gefährdeten Selbstentwürfen gebracht:

- Selbstvergewisserung im Generationenverhältnis, in dem der jugendliche Körper einen Machtfaktor darstellt, der von Seiten junger Frauen und Männer genutzt werden kann,
- Selbstbestimmung über den Körper - und die Botschaft: „hier, auf der Ebene des Körpers, bestimme ich“ - auch wenn diese Selbstbestimmung autodestruktive Züge annehmen kann (Drogenkonsum, Eßstörungen, Risikoverhalten etc.),
- Statuszugewinn über den Körper, auch wenn damit traditionelle Rollenkonzepte bedient werden (z.B. Teenagerschwangerschaften als ein Weg, um als junge Frau einen vermeintlich unzweifelhaften gesellschaftlichen Status zu erwerben (McRobbie 1991, Wittel-Fischer 2001), Body-Building und Kampfsport als männliche Wege zu einem traditionell anerkannten gesellschaftlichen Status.

In allen diesen Aspekten wird körperlich interagiert - mit Gleichaltrigen, mit älteren Generationen, mit jüngeren Generationen, mit der Gesellschaft. In allen diesen Aspekten werden aber auch Gegenerfahrungen möglich zu dem sonst alltäglich erfahrenen gesellschaftlichen Paradox, aktiv zu sein und dennoch - strukturell bedingt - nicht wirklich handeln zu können. Die Körperebene ist daher für viele junge Frauen und Männer ein wichtiger, manchmal vielleicht der einzige Bereich, in dem Eigenständigkeit ausgelebt werden kann - oder zumindest die Verheißung einer solchen Eigenständigkeit. Auf der Körperebene können deshalb, wie Cornelia Helfferich in ihrer Studie zeigen konnte, *imaginäre Lösungen* für reale Konflikte gefunden werden.

Der Körper ist ein *potenzielles* Autonomiezentrum⁵⁶, gestärkt durch die vielfältigen medialen Präsentationen, die den jugendlichen Körper überhöhen und in seiner Überlegenheit bestärken. Gleichzeitig - und auch hier wieder in

56 *Potenziell eben deshalb, weil diese Verheißung auf Autonomie, die der Körper darstellt, erst noch einzulösen ist.*

einem yoyo-artigen Gefühl - ist der Körper auch eine Streßquelle, was deutlich wird an den der Eßstörungen, einem inzwischen keineswegs nur weibliches Phänomen⁵⁷. Diese Ambivalenzen durchwirken die jung-erwachsene Stilbildung, die weitgehend über den Körper verläuft. So hat auch die stilrelevante Selbstdarstellung ihre Grenzen, ist zumindest nicht frei von szenespezifischen Schönheitsvorstellungen, so offen, kunterbunt, so offenkundig locker über Geschlechter- und Normalitätsgrenzen hinwegschreitend sie auch erscheint. Eine Ebene zu finden - eine Bühne -, auf der sich junge Frauen und Männer als handlungsfähig und wirkmächtig erleben können, ist also alles andere als voraussetzungslos.

Mit einem integrativen Blick, der auch dem systematischen Perspektivwechsel so weit wie möglich entspricht, werden im folgenden die Körperdimensionen herausgearbeitet. Es werden Verbindungen hergestellt zwischen der jugendkulturellen Dramaturgie (zum Beispiel der Dramaturgie der Raves und Parties) einerseits und der unter individualisierten Bedingungen allgegenwärtigen gesellschaftlichen Aufforderung zur Selbstdarstellung, mit der häufig die *Bedingungen* für Darstellbarkeit übergangen werden. Es werden Verbindungen hergestellt zwischen Innen und Außen, zwischen Identitätssuche, Identitätssicherung, Selbstvergewisserung und der systematischen Produktion von Unsicherheit⁵⁸. Es wird der Zusammenhang hergestellt zwischen dem, was junge Frauen und Männer innerhalb eines - jugendkulturell sich vielleicht verändernden Geschlechterverhältnisses - mit ihrem Körper zeigen, und was sie mit ihm (besser: in ihm) erleben⁵⁹.

6.1 Erlebnisdimension Körper: „es tanzt dich“

Techno bietet jungen Frauen und Männern einen Raum für intensives Körpererleben, für Grenzenlosigkeit, Unkontrolliertheit, bis hin zur völligen Erschöpfung. Es sind vor allem solche (inneren) leiblichen Erfahrungen, die hier genannt werden. Eine männliche Stimme hierzu:

- 57 So ist inzwischen bekannt, daß durch die stärkere Fokussierung des männlichen Körper als wohlgestalteten, durchtrainierten, fettfreien immer mehr junge Männer an Essstörungen erkranken: „Erste Erhebungen in Deutschland ergaben, daß hier bereits jeder zwölfte Mann zwischen 15 und 35 Jahren an der vermeintlichen ‚Frauenkrankheit‘ Magersucht oder Bulimie erkrankt ist“ (Mensing 2001). Vgl. zur gestiegenen Selbst-Disziplinierung des männlichen Körpers auch Winter/Neubauer 1998.
- 58 Höhn und Vogelgesang verweisen hierzu auf die „Körper-Devise in den Jugendszenen (...): Man soll sehen, dass man sich umgestaltet hat - und sich daran reiben. Der verfügbare und modellierbare Körper wird damit in einer Zeit prinzipiell gefährdeter Selbstentwürfe zu einem wichtigen Anker- und manchmal auch Fluchtpunkt individueller und sozialer Selbstvergewisserung“ (Höhn/Vogelgesang 1999:153).
- 59 Die verschiedenen Dimensionen von Körperlichkeit werden in einem ersten - vielleicht unzulässigen, analytisch jedoch notwendigen - Schritt getrennt betrachtet, um aber dann - auf der Ebene der untersuchten Bedeutungen - zusammenhängend diskutiert zu werden.

„also du tanzt 10 Minuten, (...) du tanzt 20 Minuten, mußt hart arbeiten. Nach einer halben Stunde denkst du, ach Gott, ich habe keinen Bock, und nach 37 Minuten plötzlich huuu und dann kannst du sechs Stunden tanzen, ohne daß du was genommen hast oder mit, egal. Also das hängt nicht von den Drogen ab, das ist halt viel mehr spulig, wenn du irgendwelche Drogen genommen hast. Aber dieser Hype, dieser Endorphin-Hype, das ist vom Körper hergestellt, das ist für mich irgendwie *die* Droge, die Technodroge Nr. 1" (DJ-X, m., 32 J., S.33).

Für DJ-X ist der wichtigste Aspekt hierbei: die Kontrolle aufgeben zu können, loslassen zu können. Er sieht hierin eine Parabel für das Leben: „leben lassen einfach, leben, nicht versuchen irgendwie zuviel zu steuern" (DJ-X, m, 32 J., S.35).

„Dieser natürliche Hype und diese Abschaltmöglichkeit, die das ermöglicht (...). Das ist vielleicht eine moderne Art von Meditation. Eine Art von Meditation, die vielleicht unsere Gesellschaft ein bißchen eher spiegelt als auf einer Strohmatten zu sitzen und 'ohm' machen. Also unsere Kultur ist sehr lebhaft, sehr batsch, batsch, batsch, batsch, action, action, action. Ich denke, ob man so sitzt und so drauf kommt sozusagen oder durch tanzen, das ist das gleiche. Tanzen ist für mich Meditation" (DJ-X, m., 32 J., S.33f).

Ähnlich beschreibt dies auch Drum:

„Tanzen - hab ich immer gern gemacht (...) abreagieren, ausleben, rauslassen. Es macht mir schon Spaß, mich zur Musik zu bewegen, das find ich einfach super. Da erlebst Du die Musik ganz anders. Das kennst Du ja selber, wenn Du tanzt. Techno ist da eben auch noch mal ne ganz andere Musik, wo Du keine Unterbrechungen hast, nicht hinstehst und applaudierst, sondern weil Du so richtig drin bist in dem Sound. Das zieht Dich hoch und wieder runter. Ich sag immer: *Es tanzt Dich* - Du tanzt gar nicht mehr richtig selber - gut, auch manchmal unter Drogen, aber das ist nicht unbedingt nötig, wenn die Musik wirklich gut ist, und Dir richtig reinläuft. So die Musik kann Dich auch völlig reinziehen. Was heißt 'auch' - das ist eigentlich das Hauptsächliche, alles andere kannst Du noch so dazu benutzen. Aber das Bewegen ist schon wichtig. Und die meisten Leute tanzen auch" (Drum, m., 31 J., 2.S., 218).

Immer wieder wird auf den - unter Umständen begleitenden - Drogenkonsum angespielt, gerade in diesem Zusammenhang jedoch die Wirkung, die allein das Tanzen, allein die Musik hat, betont:

„Ich mach einfach die Augen zu (...) und bin wahnsinnig glücklich. Jetzt gerade auf Techno oder so. Du machst die Augen zu und Du tanzt und Du vergißt irgendwie alles, was so um Dich rum ist. Und dazu brauch *ich* keine Drogen" (Storm, w., 26 J., 2. S., 405).

Ähnlich wie bei Drum gibt es auch bei Storm ein stärker funktionalistisches Moment:

„Oder wenn ich Aggressionen hab', dann tanz' ich, und lass so die Aggressionen raus" (Storm, w., 26 J., 2. S., 410).

Und es gibt den Aspekt der Energie, die man zurückbekommt:

„Auf Parties find ich's einfach einen guten Drive. Es reißt Dich mit, selbst wenn Du eigentlich k.o. bist" (Blume, w., 31 J., 510).

Irgendwann kommt der Punkt der Erschöpfung - und des Getragen-Werdens:

„Das ist vielleicht der schönste Moment: wenn Du's nicht mehr so ganz genau spürst, wenn Du schon ziemlich kaputt bist, dann kannst Du es erst so richtig genießen. Am Anfang nimm ich den Rhythmus und die ganzen Bewegungsabläufe noch total wahr, aber wenn Du dann mal müde bist, dann ist das vorbei. Dann bist nur noch Du da, vielleicht sind Deine Augen zu, oder die anderen sind um Dich rum. Du bewegst Dich, Du kriegst es gar nicht mehr mit, sondern es ist die Menge, die sich bewegt" (Lila, w., 24 J., 2. S., 190).

Den sicheren Rahmen hierfür bietet wiederum die Party-Gemeinschaft - sie schafft die Voraussetzung, loslassen zu können.

„in den Morgenstunden, bei trance, die Augen zumachen, wenn Du dann auch schon ne gewisse Müdigkeit hast, so gemütlich vor sich hintanzen, ohne Streß, ohne Hektik, (...) Zufriedenheit irgendetwas" (Lila, w., 24 J., 2.S., 164).

Sich der Musik überlassen zu können, steht für in engem Zusammenhang damit, sich aufgehoben zu fühlen in der Gemeinschaft. Oder aber sich öffnen zu können für Kontakte, für flüchtige Begegnungen:

„das macht einfach Spaß, einfach abzugehen - biuhhh! Das ist echt genial, das mach ich einfach tierisch gern. Und dann auf Parties: dann tanzt Du, dann lachst mal den an und mal den, tanzt so aneinander vorbei (...), triffst auch total viele Leute.." (Blume, w., 31 J., 570).

Dabei spielt es keine Rolle, wie jemand tanzt. Auch dies schafft einen Rahmen von Sicherheit und das Vertrauen, hier einen Platz zu finden.

Betonungen:

Erlebnisdimension Entgrenzung/grenzenlose Intensität

In allen Interviews wird versucht, die Ebene der leiblichen Erfahrung zu formulieren: die besondere Intensität des Tanzens, des körperlichen Erlebens der Musik - bis hin zur Extase⁶⁰. Dies unabhängig davon, ob die Befragten „schon immer" gerne tanzen oder durch Techno zum Tanzen und zur Entdeckung des eigenen Körpers im Tanz gefunden haben. Im Vordergrund steht das „Loslassen": wegdriften, sich wespülen lassen, „sich tanzen lassen", die Musik über den Körper bestimmen lassen, keinen Widerstand mehr bieten, die Kontrolle aufgeben. *Entgrenzung* wird damit zum zentralen Topos für die Beschreibung des Tanzerlebens - und zwar bei Frauen wie Männern: tendenziell endloses Tanzen in Trance, das von vielen als die absolute Entspannung, als Meditation, als Glückseligkeit beschrieben wird. Entgrenzung auch im Sinne einer Befreiung von stilistischen Vorgaben für die körperliche Inszenierung, sowohl was Tanzstile anbelangt, als auch im Hinblick auf das Styling oder die Vorgaben, die die Geschlechterrollen mit sich bringen. Die

60 Dies ist auch Thema in den genannten Diplom- und Abschlusarbeiten zu Techno, die mit Interviews gearbeitet haben, z.B. bei Schneider/Töpfer 1996 oder bei Reuschling 1998.

Suche nach dieser körperlichen Befreiung, nach sinnlichem Erleben wird zum selbsterklärten Movens der Szenegänger und -gängerinnen.

Körperliche Intensität bekommt in der späten Moderne eine besondere Bedeutung: eigene, echte Gefühle zu haben, sich intensiv zu spüren, wird eine wichtige Kontrasterfahrung zur zunehmenden Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit von Eindrücken und Erlebnissen⁶¹. Diese körperliche Intensität ist - als Vergewisserung - aber auch von unschätzbarem subjektiven Wert im Hinblick auf die allgegenwärtige Aufforderung, sich nach außen und nach innen zu begründen. Der Körper bzw. körperliche Aktivitäten bieten sich für diese - gesellschaftlich wie subjektiv notwendig gewordenen - Selbstvergewisserungen geradezu an (vgl. Shilling 1999). Ein wichtiger und oft übersehener Aspekt hierbei ist, dass Hingabe angewiesen ist auf *einen Rahmen, der sie hält*, und der zumindest eine gewisse Sicherheit gewährleistet. Die Techno-Szene bietet ihren Anhängern und Anhängerinnen diesen Raum, diesen sicheren Rahmen dafür, das Denken, den Kopf, die Kontrolle auszuschalten und sich in der relativen Sicherheit der Party-community solchen intensiven Körpererfahrungen hinzugeben (vgl. Reuschling 1998:68). Wichtig ist dies vor allem unter dem Geschlechteraspekt (s.u.).

Erlebnisdimension Bewältigung

Bei aller Begeisterung klingt zuweilen auch eine gewisse Pragmatik an, die den Körper bzw. seine Verausgabung im Tanz zu nutzen weiß: die Verausgabung hat eine reinigende Wirkung, Aggressionen und Streß werden abgebaut, negative Energien können abfließen, positive Energien kommen zurück. Daß der Körper solche Potentiale hat, kann zu einer biografisch bedeutsamen Entdeckung für junge Frauen und Männern werden. Vergleichbar sind nur Körpererlebnisse im Ausdauersport, doch fehlt diesen oft die jugendkulturelle Anbindung, was ab einem bestimmten Alter den Sport für viele junge Frauen und Männer unattraktiver werden läßt⁶².

Erlebnisdimension Geschlecht

Das Kennenlernen des Körpers im Tanz, der Zugewinn an körperlicher Sicherheit, dies ist für junge Frauen wie Männer gleichermaßen wichtig, wobei sich die Bedeutungen geschlechtsspezifisch unterschiedlich ausprägen, da Tanzen für junge Frauen und Männer unterschiedliche Kontrasterfahrungen zu ihren bisherigen Erfahrungswelten bietet. Beiden Geschlechtern aber wird durch das Tanzen das körperlich-tänzerische Auskundschaften der Potentiale

61 „In der körperlichen Erschöpfung wird der Triumph über die Gefahr bloßer Virtualität gefeiert“ (Edgeton 1994:81, zitiert nach Zuchiatti 1999:31).

62 Dies erklärt auch das Aufkommen immer neuer „Trendsportarten“ wie Snowboarden, Biking, Sportklettern, in denen diese Anbindung gewährleistet ist.

ihrer Geschlechterrollen ermöglicht. Hierzu gehört, sich selbst als junge Frau, als junger Mann im Tanz ausprobieren zu können, aber auch, sich mit anderen jungen Frauen und Männern in der tänzerischen Interaktion erleben zu können. Techno bietet hierfür einen *relativ* befreiten Raum und kann daher relevant werden für die Bewältigung und Gestaltung der geschlechtsspezifischen Übergänge. Wichtig ist in diesem Zusammenhang die Möglichkeit zur Erweiterung und Variation geschlechtsspezifischer Körperlichkeit. Hierzu gehört die vieldiskutierte Gleichzeitigkeit von Sexualisierung und Entsexualisierung: Zwar „zeigen“ Frauen und Männer im Tanz sehr viel, gleichzeitig jedoch ent-sexualisiert der ekstatische Tanz durch körperliche Verausgabung und dem tendenziellen Verlust der Kontrolle über den Körper und sein äußeres Erscheinungsbild (vgl. hierzu Zucchiatti 1999:32).

Erlebnisdimension für sich sein - mit anderen sein

Die Zugehörigkeit zu dieser Kultur geht über den Körper und durch den Körper: als eine mit anderen geteilte Körperästhetik (mit besonderer Aufmerksamkeit für auffallende Kleidung, extrovertierte Sinnlichkeit etc.), als ein mit anderen geteiltes Körpererleben (raves als Erlebnisse, die durch den Körper gehen), als eine mit anderen geteilte körperliche Verausgabung („embodied culture“, Shilling 1999). „Ohne Tanz gäbe es die Szene nicht“ (Klein 1997: 67). Selbst die Art der Drogen zielt auf diese beiden Pole ab: eigenes Körpererleben (Intensitätssteigerung, Leistungssteigerung bzw. Verdrängung von Müdigkeit, individuelles Glücksgefühl..) und Gemeinsamkeit: Ecstasy als „Liebesdroge“, als „Partydroge“, deren Konsum nur in der Gemeinschaft Sinn macht. Das doppelte Bedürfnis - eins mit sich zu sein und mit den anderen - scheint in diesem Erlebnis gut aufgehoben zu sein und bietet daher eine wohltuende Kontrasterfahrung zu einem Alltag, in dem es tendenziell eher aufgespalten und in seine Einzelteile zerlegt werden muß. So wird oft in einem Atemzug *beides* betont: intensive eigene körperliche Erlebnisse, verbunden bzw. im Kontext mit einem intensiven kollektiven Erleben.

Betonte Unabhängigkeit von Drogen

Durchgängig - egal, ob die Befragten Drogen konsumieren oder ob sie sich dezidiert vom Drogenkonsum distanzieren - betonen sie die euphorisierende Wirkung des Tanzens *a n sich* und die Unabhängigkeit von synthetischer Unterstützung dieses Erlebens. Der Körper wird zur ‚Droge Nr. 1‘, zum wichtigsten Lieferanten von *energy*, von rauschhaften Zuständen, von ‚Glückseligkeit‘. Drogenkonsum kann hinzukommen oder auch nicht - diejenigen Befragten, die Drogen konsumieren, betonen hierbei die *Freiheit* der Entscheidung. Genauso wird auch der Drogenkonsum in der Szene generell geschildert: er kann, muß aber nicht das körperliche Erleben der Musik und

des Events als Ganzen verstärken. Hier geht es den Befragten um Konsum-Kompetenz, die sich daran bemißt, ob Balancen gelingen (siehe unten, Abschnitt 6.3). Das Fehlen einer solchen Kompetenz wird vor allem als Problem der jüngeren Generation dargestellt⁶³.

Durchgängige Themen sind hier also: loslassen können, energy (zurück-) bekommen, Balancen finden. Pendeln zwischen für-sich-sein und mit anderen sein, balancieren zwischen Hingabe und Kontrolle.

6.2 Gestaltungsdimension Körper: auffallen und sich wohlfühlen

Unter dem Aspekt des Auffallens war Techno eines der beliebtesten Medienthemen der letzten Jahre. Keine Love-Parade ohne viele bunte Bilder in nahezu allen Printmedien, im Fernsehen, im Internet - Anlaß, die Bedeutung dieser Selbstdarstellung genauer in den Blick zu nehmen. Doch das Gestalten des Körpers ist keine eindimensionale Sache, die auf „bloße Wirkung“ abstellt. Statt dessen betonen die Befragten das Wechselspiel zwischen sich selbst gefallen und sich gut fühlen⁶⁴. Auf die Frage, ob sie sich gerne für Parties stylt, antwortet Blume:

„Klar, zieh ich ne nette Schlaghose an, schmink mich ein bißchen, färb die Haare blau, und irgendwas, klar, macht schon Spaß, mach ich auch gerne. (...) Du hast ja auch ein anderes Selbstwertgefühl, wenn Du Dir selbst gefällt“ (Blume, w., 31 J., 590).

Auch für Rosa gibt es diesen Zusammenhang zwischen Sich-schön-machen und Sich-gut-fühlen:

„Ich find, da gehts einem auch besser, wenn man einfach schöne Sachen anhat“ (Rosa, w., 23 J., 499) „Kleidung ist meine zweite Haut“ (Rosa, w., 23 J., 510).

Für Storm geht es beim Styling vor allem auch um Selbstbewußtsein. So steht für sie das Tragen ausgefallener Kleidung für eine selbstbewußte Positionierung - etwa im Geschlechterverhältnis. Und diesbezüglich nimmt sie in dem Club, in dem sie an manchmal noch arbeitet, große Unterschiede zwischen den verschiedenen Szenen wahr:

63 Der Interviewleitfaden enthielt bewußt keine Frage zu Ecstasy und anderen Drogen, da zum Zeitpunkt der Interviews die öffentliche Diskussion über Techno vor allem um das Drogenthema kreiste - mit zum Teil starken Übertreibungen und Dramatisierungen. Diesen Diskurs wollte ich im Interview nicht reproduzieren. Dennoch war Ecstasy immer wieder Thema - allerdings, und dies macht einen großen Unterschied - von den Befragten selbst ins Gespräch gebracht. Eine sehr differenzierte, durch qualitative Interviews gestützte Auseinandersetzung mit „Technodrogen“ findet sich bei Tanja Reuschling (Reuschling 1998:71ff.) und Peter Bangert (Bangert 1997: 60 ff.).

64 Diese Dimension des Wohlfühlens ist nicht zu unterschätzen, stellt sie doch in der modernen Suchtforschung ein zentrales Kriterien für gelingende Prävention dar (vgl. Franzkowiak/Helfferich/Weise 1996).

„Mir fällt das halt an den Tagen (den Hard-Rock-Tagen, B.S.) besonders auf, wie die Mädchen absolut kein Selbstbewußtsein haben. Die sich dann nicht mal getrauen, sich ausgefallen anzuziehen. Die hocken da rum wie die Mauerblümchen. Und das finde ich irgendwie schade. Weil es sind so liebe Mädels darunter, die das irgendwie nicht verdient haben, sich von solchen miesen Typen runtermachen zu lassen. Das find ich richtig schade. (...) und das passiert den Leuten freitags (dem Techno-Tag, B.S.) weniger. Weil sie einfach von ihrem Outfit her, weil sie einfach von ihrem Auftreten was darstellen" (Storm, w., 26 J., 2.S., 552ff).

Die Körpergestaltung umfaßt auch in der Techno-Szene mehr als nur Kleidung: mit dazu gehören Piercings und Tattoos. Hierüber verläuft, wie ein informelles Gespräch mit Storm zur Ästhetik des Körperschmucks ergab, eine Differenzierungslinie innerhalb der Szene, entlang derer gepiercte und nicht-gepiercte SzenegängerInnen ein differenziertes Verständigungssystem entwickelt haben. In diesem Verständigungssystem stehen zum Beispiel bestimmte Piercings für weitere (versteckte) Piercings im Genitalbereich, in diesem Verständigungssystem kann man sich „erkennen" und orientieren, etwa in der Wahl von Liebespartnern und -Partnerinnen. Rosa ist zum Zeitpunkt des Interviews mit der Planung eines großen Tattoos beschäftigt.

„Das (geplante Tattoo, B.S.) ist so ein Drachen, und der geht praktisch über den ganzen Rücken (...) Ich mein, ich mach das ja nicht für die Allgemeinheit, oder weil ich denk, ich seh damit besser aus. So was ist halt schon für das ganze Leben gedacht. Ich hab damit angefangen, und wollte immer weiter machen. Das ist wirklich immer so wie eine Mutprobe, aber ganz arg, ganz arg. Ja. Daß man mal den Schmerz spürt, und danach hat man ja irgendwas, und darauf kann man wirklich stolz sein. Weil, ich mein, das sind halt schon Schmerzen (...). Und klar, es sieht auch schön aus" (Rosa, w., 23 J., 357)

Hier kommt - ebenso wie bei Piercings - zur Gestaltung wieder die Dimension des intensiven Körpererlebens hinzu, diesmal in Form des Schmerzes. Doch es ist freilich auch die ästhetische Komponente, um die es geht, wiederum gekoppelt mit dem Aspekt des sich Wohlfühlens:

„Ein Tattoo ist für mich praktisch wie Kleidung. Ich mein, ich lieb ja Klamotten über alles. Und wenn ich was Schönes anhab, fühl ich mich *einfach gut*. Und wenn ich ein Tattoo hab, dann ist das auch .. schön. (...) Das macht man schon schon für sich selber, und nicht wegen einer Mode. Denn wenn man danach geht, dann werden die ganzen Leute es mal fürchtbar bereuen, die das wegen der Mode gemacht haben. Denn davon muß man schon wirklich sehr überzeugt sein" (Rosa, w., 23 J., 396).

Die größere Gestaltungslust macht es zum Beispiel möglich, dass die Party-Veranstalter und Veranstalterinnen Körperbemalungen anbieten und sich die Party-Besucher und -Besucherinnen hierauf auch einlassen:

„Was wir auch machen: die Leute anmalen auf den parties, so body painting. Das ist auch geil, das haben wir in Berlin gemacht. Und das haben wir in Z (kleines Dorf in der Region, B.S.) auch gemacht, da ist es echt ausgeartet. Da waren nachher wirklich alle bunt, von oben bis unten. Und am Anfang haben wir die Leute angemalt, und nachher lief das so gegenseitig. Da hat sich voll die Eigendynamik entwickelt" (Blume, w., 31 J., 601).

Ein wichtiger Aspekt ist der des Gestaltungsfreiraums, den Techno für manche der Befragten geöffnet hat. Sowohl Storm als auch Win, die inzwischen beide vom Modeverkauf leben, haben eine lange Geschichte hinter sich, in der sie auf der Gestaltungsebene mit den Grenzen gespielt haben. Und nun ist ein Klima entstanden, in dem dieser Spielraum allgemeiner zugänglich wird:

„Vor 10 oder 15 Jahren gab es das noch nicht so in dem Ausmaß (...) Ich find das ziemlich geil, muß ich sagen, weil das war eigentlich mit ein Ziel von mir. Also mein Ziel war eigentlich, so was Klamotten und Geschmack flir Klamotten angeht, halt - nicht, dass die Leute hier feste einkaufen, das will ich eigentlich gar nicht, ich mein: natürlich will ich verkaufen - aber prinzipiell ist mir's viel wichtiger, dass die Leute ihren Geschmack für Klamotten finden, dass die einfach mit sich was anfangen können. Und das auch tragen können und wollen. Das hat viel auch mit dem Körper zu tun. Mit dem Selbstbewußtsein und so weiter. Also ich find es total wichtig, dass man seinen eigenen Geschmack hat, individuell entwickelt" (Win, m., 27 J., II, 2.S., 434).

Verkaufen wird damit zu einer Hilfestellung, den eigenen Geschmack zu finden - und auch den Mut, den es braucht, ihn dann umzusetzen.

„also ich hab ja selber auch ziemlich durchgeknallte Sachen an, rosa Schlaghosen und so Kram. Und die Leute sehen, man kann das anziehen und es sieht nicht total beschissen aus. Oder wenn man dahintersteht und das vertritt, dann kommt es gerade gut, wenn es eben total abgefahren ist. Dann trauen die Leute sich selber auch mehr, glaube ich. (...) Und ich bin da auch sehr dafür, daß die Leute sich mehr trauen, was Kleidung angeht. Ja, das vertrete ich sehr" (Su, w., 24 J., S. 17f.).

Dieser Unterstützungs- und Bestärkungsaspekt wird von den befragten Frauen aus der Modebranche ganz klar geschlechtsspezifisch, das heißt im Hinblick auf die Bestärkung anderer Frauen umgesetzt:

„Manche (Mädchen, B.S.) brauchen einen kleinen Schubs, da merkst Du genau, die würden gerne viel ausgefallener rumlaufen, trauen sich's aber noch nicht, und denen gibst Du dann das Päckchen Selbstbewußtsein, und das klappt dann eigentlich schon" (Storm, w., 29 J., 12, 524).

Sie sehen sich selbst dabei in einer Vorbildfunktion:

„Also ich glaub, das (eigene Selbstbewußtsein, B.S.) strahlt schon ab (...) Also hier kommen halt ganz oft Mädchen rein, die ziehen eine Jeans an in Größe 28 und stellen sich vor den Spiegel, drehen sich und sagen: boah, hab ich einen fetten Arsch.(...). Und dann sag ich auch zu den Mädchen, hör mal zu, du hast so eine Größe, guck Dir mal diese Hose an, wie breit die ist und wie groß Du bist, du *kannst* in dieser Hose nicht dick aussehen. Also ich sage das, aber ich glaube ich bring' das auch selber rüber dadurch, daß ich (...) ja, Selbstbewußtsein ausstrahle, gebe ich halt doch ein bißchen was davon ab oder so, ich weiß nicht, wäre schön, wenn es so wäre, würde mich total freuen, weil es genug Mädchen gibt, die nicht das Selbstbewußtsein haben" (Su, w., 24 J., S. 22).

Der größere Gestaltungsraum wird im Zusammenhang mit einem offeneren Style-Programm (nicht nur der) Techno-Szene gesehen:

„Aber ich glaube schon, daß die Leute mutig werden oder mutiger geworden sind, das schon. (...) ich habe auch so gerade den Eindruck, daß es mehr Stile nebeneinander gibt.

Also sonst, früher war das immer so eine Sache, die war angesagt und nichts anderes. Und mittlerweile ist es so, man kann eben Schlaghosen anziehen und ist in, man kann aber genauso gut nur mit einer 501 rumlaufen, das ist genauso angesagt oder aber wieder eine ganz andere Nummer fahren. Also es gibt so viele unterschiedliche Sachen, so unterschiedliche Strömungen nebeneinander (...) Und das fordert auch dieses Selbstbewußtsein" (Su, w., 24 J., S. 22).

Das Gestalten hat auch die Männer erfaßt und wird bei ihnen stärker und sehr positiv als Veränderung wahrgenommen:

„bei Jungs hat sich viel mehr verändert. Jungs waren früher nie so modebewußt" (Win, m., 27 J., 11,413).

„Also die Männer stylen sich fast mehr als die Frauen manchmal finde ich. Also ich sehe sie halt auch alle, die reinlaufen, weil ich sitze an der Kasse manchmal. Ich find das gut. Doch, die Männer sollen auch etwas tun, also ich meine, wir Frauen müssen nicht immer uns nur schminken oder richten, daß wir den Männern gefallen, die Männer müssen auch was tun, daß sie uns gefallen" (Eye, w., 20 J., S. 27f.)

Hier wird das größere Engagement der Männer an körperlicher Selbstinszenierung wahrgenommen als Form des (gerechten) Ausgleichs zur traditionellen Unausgewogenheit, die das Thema des Sich-zurechtmachens und Gefallen-wollens zwischen den Geschlechtern hat. Bei allem, was hierzu von den Befragten positiv vermerkt wird, gibt es eine deutliche Abgrenzung gegenüber den jugendlichen *fashion victims*:

„Ich kauf mir gern mal was Lustiges, klar. Aber das ist wahrscheinlich was anderes, wenn du so 18, 19 bist - dann siehst du das als eine Art Jugendkultur, und dann gehört das dazu, dann liest Du das Heftie, und das, und dann brauchst Du das kleine Rucksäckle, um Tampons reinzutun.." (Blume, w., 31 J., S. 14).

Auch hier wird wieder das Generationenthema gestreift. Die reifere Szenegängerin ist gegenüber solchen Verführungen gefeit. Jüngere werden eher in der Gefahr gesehen, hierdurch unter Druck zu kommen oder ausgeschlossen zu bleiben:

„Ich find, was sich da grade so entwickelt, eher negativ. Ich find das schon schlimm. Ich (...) find es einfach zu vermarktet - viele Jugendlichen haben gar keine Chance, da mitzuhalten" (Kati, w., 30 J., 530).

Auch aus der Perspektive der städtischen Szene sind (selbst-)kritische Kommentare hierzu zu hören:

„Auffallen wird normal. Letztes Wochenende kamen zwei Typen nur mit Boxershorts (in den Club, B.S.), immer was drauftoppen, daß man noch auffallender wird, daß die Leute über einen reden. Es gibt auch viele so Szeneheftchen, die kennst vielleicht. Und da bemühen sie sich glaube ich auch arg, reinzukommen irgendwie" (Eye, w., 20 J., S.31).

Betonungen:

Ausgefallen sein

Betont wird die Lust am Auffallen: es geht in einem sehr persönlichen und gleichzeitig kollektiven Sinne um Distinktion - in dem Bewußtsein, daß das Spiel eröffnet ist: heute geht alles, oder zumindest: fast alles. Das Style-Programm wird als betont offen dargestellt, gleichwohl gibt es natürlich bestimmte Vorstellungen davon, was gerade ‚gut kommt‘. Ganz offensichtlich wissen die meisten der Befragten - ob weiblich oder männlich - dieses offene Style-Programm gut für sich zu nutzen. Alle inszenieren sich als betont eigenständig in ihren Stil- und Modeentscheidungen - z.B. in Abgrenzung von den jugendlichen *fashion-victims*⁶⁵.

Selbstbewußtsein und sich Wohlfühlen

Betont wird, daß alles, was hier passiert, in erster Linie für eineN selbst wichtig ist. Freilich braucht es hierfür ein Publikum (Wulf 2001), freilich findet Styling immer in einem interaktiven Setting statt und macht nur in einem solchen Sinn. Doch es geht immer auch - und zwar betonterweise an erster Stelle - um das eigene Ich: sich selbst gut zu fühlen, sich schön zu finden, sich wohl zu fühlen in der zweiten Haut der Kleider bzw. der sonstigen Gestaltungsmöglichkeiten wie Körperschmuck und Tattoos. Wichtig ist hier der Aspekt des Ausprobierens und damit das Vermeiden von Festlegungen. Der diesbezüglich gezeigte Mut wird zum Gradmesser für Selbstbewußtsein. Die-(impliziten) Strategien hierfür sind Sampling, Stilmixe, Zitate, Überschreiten vorgegebener Geschmacks-Grenzen. Dies hat auch den Aspekt der Befreiung von Geschlechterdiktaten - für beide Geschlechter. Es entstehen Räume für Experimente, für das Ausloten der Spielräume, die das eigene Geschlecht hat bzw. das andere Geschlecht bietet. Körper und Mode sind damit jugendkulturell naheliegende Medien für Geschlechter-Lernen.

Mut/Bestärkung

Das Gestalten des Körpers etwa durch Mode ist eben kein individueller Akt, sondern, wie aus den Aussagen vor allem der Modeverkäufer und **-Verkäuferinnen** ganz klar hervorgeht, ein interaktiver Prozeß. Es ist ein Prozeß, der bewußt der Bestärkung bedarf, weil hier traditionelle Geschlechterklischees (z.B. geschlechtsspezifische Entmutigungen) sehr nahe liegen. Verkaufen als

65 vgl. analog hierzu die Unterscheidung *underground/mainstream*, die nach Sarah Thornton latent mit einer Geschlechterfolie unterlegt wird, indem *Underground* männlich und *mainstream* weiblich konnotiert wird (Thornton 1995).

Berater bedeutet hier ein ganz bewußtes Gegensteuern, mit der Botschaft: die Kunden und Kundinnen in ihrem Zutrauen zu sich selbst zu bestärken. Zwischen den weiblichen Verkäuferinnen und ihren weiblichen Kundinnen verläuft hier eine besondere Bestärkungslinie, die explizit von einem spezifischen Bestärkungsbedarf junger Frauen ausgeht, der auf einen geschlechtshierarchischen Kontext verweist. Ihre Analyse: vor allem jüngere Frauen brauchen (mehr) Selbstbewußtsein, und genau dieses versuchen sie ihnen zu vermitteln.

Ambivalenzen

Natürlich wird die Präsentation der Körper bzw. „der Körper als Mode“ (Zuchiatti 1999:48) auch zum Ausschlußkriterium für diejenigen Frauen und Männer, die aus bestimmten Gründen hierbei nicht mithalten können: die zum Beispiel der angesagten Wohlproportioniertheit nicht entsprechen, oder die, wenn sie ihr schon nicht entsprechen, sie als Norm auch nicht zu brechen wissen. Letzteres ist durchaus möglich, denn das Style-Programm und auch das Körper-Programm sind relativ offen. Doch es kommt dann darauf an, auf der Klaviatur des Styling spielen zu können. *Nur dann* ist praktisch alles erlaubt. Dies jedoch ist die verschwiegene Seite des Diktums: anything goes.

Eine weitere Ambivalenz: das Auffallen um des Auffallen-Willens, das Eye kritisch als nicht enden wollende, sich in der Oberflächlichkeit totlauende Spirale beschreibt.⁶⁶

6.3 Körper-Balancen

Ein wichtiger Aspekt im post-modernen Umgang mit dem Körper sind die Balancen: der Körper darf nicht grenzenlos ausgebeutet werden, er ist sorgsam zu behandeln, seine Belastungsgrenzen sind zu respektieren. Auf den ersten Blick steht dies in direktem Gegensatz zum oben betonten intensiven Körpererleben - in Wirklichkeit geht es aber darum, mit der Ambivalenz leben zu lernen. Entsprechend stellen die Befragten ein solches Respektieren der körperlichen Belastungsgrenzen auch als einen Lernerfolg.

„Es ist schon schwierig gewesen eine Zeitlang. (...) Das ist schon ein wenig die Gefahr, wenn Du es Dir zu sehr gibst.. Ich bin gerade dabei, einfach mehr Balance zu finden. (...) Schlüsselerlebnis war, daß ich gemerkt hat, mir entgleitet meine Arbeit, mein Betrieb, (...) und dann gab's auch mal negative Erlebnisse auf Parties. Und das hab ich dann schon so für mich verarbeitet, daß ich gedacht hab, aha, jetzt erstmal kucken, (...) Und auch die Techno-Sache nicht mehr so durch die goldene Brille sehen“ (Drum, m., 31 J., 458-476).

66 Vgl. auch in Kap. 8.3 die Selbst-Kritik von Ka, der sich selbst und seine großstädtische Szene im goldenen Käfig des Styles sieht, aus dem andere Lebensthemen ausgeschlossen sind, und der sich immer stärker fragt, wohin ihn dieses Leben eigentlich führen wird.

Balancen zu finden, hängt auch stark davon ab, wie mit Drogen umgegangen wird:

„sich zu verlieren im Techno - ich denke, das ist nur die Gefahr, wenn die Leute ungehemmt Drogen nehmen. Jemand, der einigermaßen mit dem Zeug klarkommt, und das nicht einwirft wie Gummibärchen, der wird nie ganz den Bezug zur Realität verlieren, und dem wird klar sein, was sonst auch noch so wichtig ist. Und das ist schon der Eindruck, den ich von den meisten Leuten habe. Ich mein, es ist schon immer ein bißchen die Balance zwischen dem easy living gerne haben wollen und doch zu wissen: halt mal, und dann sein Leben auf einer festen Grundlage haben zu wollen" (Drum, m., 31 J., 2.S., 497).

Und es hängt davon ab, ob körperliche Belastungsgrenzen erkannt und respektiert werden:

„Ich denk mir halt: Ruhephasen mußt Du Deinem Körper gönnen, und Dir selbst. Wo ich echt viel unterwegs war, muß ich sagen, war das psychisch echt eine Belastung. Da war ich echt oft grätig, und das ist ja auch nicht der Sinn der Sache. Man kommt nicht mehr zum Essen, zum regelmäßigen, es zehrt einfach. Dann, wenn Du arbeiten solltest, bist Du einfach total schlapp und müde, und aufs Wochenende hin bist Du natürlich auch wieder müde. Das ist es echt nicht wert. (...) Ich denk mir halt: die Leute, die das (eine Balance, B.S.) nicht finden, die machen sich echt total kaputt (...). Es gibt echt genug von diesen klapperdürren Mädels, die zu viel Drogen nehmen, von daher nichts mehr essen, nicht mehr schlafen, die aussehen wie Zombies. Hast da was davon? Ich glaub's nicht" (Lila, w., 24 J., 2. S., 92).

Gerade für DJ's ist dies ein wichtiges Thema, insbesondere dann, wenn sie „nebenamtlich" als DJ arbeiten. Es gibt körperliche Probleme wie Tinnitus (Win), aber auch insgesamt ein Überlastungsproblem:

„So eine Party am Wochenende zu machen, wenn man eigentlich von der Arbeit ausruhen soll, und dann gleich in der folgenden Woche nochmal weiter arbeiten und dann eine Woche drauf nochmal Party, irgendwann bist Du am Arsch, irgendwann ist da einfach keine Energie mehr. Das habe ich zwei, zweieinhalb, drei Jahre lang gepackt, und es war manchmal wirklich schlimm, also manchmal war es jedes Wochenende und den ganzen Tag arbeiten. Jetzt weiß ich nicht mehr, wie ich das gemacht habe" (DJ-X, m., 32 J., 14f.).

Die Selbstinszenierung als „reifere" Szene impliziert geradezu einen dosierten Umgang mit dem Party leben:

„Ich gehe alle zwei bis drei Wochen. Ich möcht dann schon auch was Gutes. Also ich geh jetzt nicht auf irgendeinen Rave, zum Beispiel in München Riem am Flughafen, nur weil ich geravet sein müßte - nee. Ich geh lieber überhaupt nirgends hin und warte ein paar Wochen, bis mal wieder was Geniales kommt" (Blume, w., 31 J., S.6).

Und sie definiert sich darüber, auch anderen Seiten des Lebens (wieder) mehr Raum zu geben:

„Früher konnte ich mir nie vorstellen, dass es Wochenenden gibt, wo Du gar keine Lust hast wegzugehen, und Du bleibst zu Hause sitzen (...). Und jetzt bin ich *gern* mal das Wochenende daheim, und sitz einfach mal vor der Glotze (...) Das ist auch ok. Es ist auch nicht gut, jedes Wochenende wegzugehen. Du verlierst Dich auch irgendwann. Also mir

ging's so. Du driftest einfach schnell weit ab und wenn Du dann irgendwann nicht mehr weißt, wer du bist, das ist dann gefährlich" (DJane Zora, w., 25 J., 439).

Betonungen:

Distinktionen

Selbsterstörerisches Verhalten wird den jüngeren, unerfahreneren Techno-Kids attestiert - was eine Form der Externalisierung ist - oder aber im selbstkritischen Rückblick auf die anfängliche eigene (grenzenlose) Party-Euphorie beschrieben. Hierbei geht es um die Betonung/Darstellung von Lernprozessen: Grenzen kennen zu lernen, Grenzen respektieren zu lernen, den Körper zu achten. Sobald Drogen im Spiel sind - und Techno ist wie jede Jugendkultur auch eine Drogenkultur - stellen sich erhöhte Anforderungen an einen selbst-reflexiven Umgang mit sich, den eigenen Körper (auch: der eigenen Psyche), und den physischen und psychischen Belastungsgrenzen⁶⁷.

Der Wert der Balancen: Körperkompetenzen

Das Balancieren zu lernen wird in diesem Zusammenhang quasi oberstes Lernziel: es taucht in den Interviews auf als eine Kompetenz, die sich die reife Raverin sozusagen erworben hat. Tatsächlich ist es bei einigen Befragten - ganz explizit bei Drum - für bestimmte Phasen ein Lebensthema: wieviel Energie brauche ich, um meinen Betrieb verantwortlich weiterführen? Wie kann ich Berufstätigkeit und Szene-Aktivitäten in ein funktionierendes Gleichgewicht bringen? Alle Befragten haben mit Techno schon stürmischere Zeiten hinter sich mit intensivem Feiern an fast jedem Wochenende und nahezu ruheloser Abfolge von Arbeit und exzessivem Freizeiterleben. Fast alle haben körperliche Belastungsgrenzen erfahren und auch diesbezüglich eine neue Balance finden müssen. Es ist auffallend, wie stark solche Lernprozesse thematisiert werden, in denen es darum geht, einen gewissen Szene-Life-Style zu verabschieden, zum Beispiel den Besuch von Parties für sich richtig zu dosieren, und anderen, nicht-szenetypischen Beschäftigungen eine

67 Hierzu sind die Interviewerfahrungen von Tanja Reuschling zur Drogenthematik interessant, bei denen sie - ohne Anspruch auf Vollständigkeit - verschiedene Strategien, die Ambivalenzen des Drogenkonsums zu bewältigen, feststellt (Reuschling 1998:93) - von der Externalisierung der Problematik (Definition einer „Hoch-Risiko-Gruppe“, zu der man selbst nicht gehört, und von der man sich durch verantwortungsvollen Umgang mit Drogen abgrenzt, wobei eigene Zweifel und Widersprüchlichkeiten delegiert werden), über Dosieren und gezielten Konsum - entsprechend der Szene-Maxime der kontrollierten Ekstase, bis hin zu betonten Ablehnung des Drogenkonsums.

positive Bewertung zu geben. Hier gibt es offenbar Begründungs- und Ver-gewisserungsbedarf. Es verstärkt sich hierdurch auch der Eindruck, dass kontrollierte Hingabe eine implizite Maxime der Szene darstellt.

Anerkennung von Belastbarkeitsgrenzen und Ruhebedürfnisse

Mit diesen Lernprozessen verbunden ist eine veränderte Wertigkeit von Ruhephasen, von Zeiten der Beschäftigung mit anderen Themen, und auch von „Normalität“. Vor allem letzteres rührt daher, dass das Engagement in der Szene wenig Normalität vorsieht bzw. Aspekte dieser Normalität erst wieder gelernt werden müssen: die Bedeutung von regelmäßigem und gesundem Essen, von ausreichend Schlaf, von Ruhe und Erholung. Damit verbunden ist auch ein Sich-Abgrenzen gegen Zuschreibungen von „Szenetypischem“. Die Normalität, oder das, was mit ihr verbunden wird, eignet sich dann gerade zur Distinktion.

6.4 Geschlechter-Körper

Die Körper als Geschlechter-Körper haben bei Techno ein freies Spiel - dies ist quasi das Prädikat, das diese Jugendkultur als eines der wenigen positiven Zuschreibungen trägt. Auch die von mir befragten jungen Frauen und Männer bestätigen dies:

„Anmache - gibt's echt nicht" (Djane Zora, w., 25 J., 519).

„das war Befreiung für die Mädchen, das war eine große Befreiung. Das war: endlich in die Diskothek zu gehen ohne wirklich diese dumme Anmacherei, wie früher sozusagen. (...) so 'oh, bist mit jemand da www-willst was trinken' - na ja, auf diese Art diese sehr, sehr schlecht versteckte Anmacherei, das ist weggefallen" (DJ X, m., 32 J., S. 32).

Interessant ist, dass dieser Punkt von den Frauen in Verbindung gebracht wird mit der oben festgestellten Lust am Gestalten des Körpers, die nun auch die Männer erfaßt hat:

„Du triffst viele Jungs, die auch gestylt sind, die Schlaghosen haben oder irgendwie witzig sind. Das find ich ziemlich positiv" (Blume, w., 31 J., 2.S. 11).

„Also es gibt nicht mehr so ein: ich bin Mann, ich muß das tun, ich bin eine Frau, ich muß das tun, ganz und gar nicht" (Eye, w., 20 J., S. 27f.).

Beim Tanzen - etwa im großstädtischen Club - gibt es

„... keine Unterschiede mehr. (...) wir haben auch Boxen oder so, da sind meistens auch Männer drauf auf den Boxen und tanzen und so. Wir haben halt auch so ein Publikum, da sind viel Tänzer dabei, Transvestiten sind auch viel dabei, die zu uns in den Club kommen. Wir haben ein gemischtes Publikum" (Eye, w., 20 J., S. 28f.).

Betont wird hier die Öffnung des Ambientes durch Männer, die ganz offen mit der traditionellen und heterosexuellen Männerrolle brechen.

Doch wie wird das Alltagsverhalten der Männer gegenüber Frauen von letzteren eingeschätzt?

„Ich denke, daß Männer mittlerweile mit selbstbewußten Frauen vielleicht ein bißchen besser umgehen können oder mittlerweile Selbstbewußtsein und Attraktivität sich bei Frauen nicht mehr ausschließen müssen oder im Gegenteil sich bedingen vielleicht gegenseitig (...) Ich habe halt auch festgestellt, als der Laden mir war (...) habe ich irgendwie was verkörpert anscheinend, was bei Männern so etwas wie Achtung hervorgerufen hat. Keine Ahnung, also die mich irgendwie mehr respektieren jetzt, weil sie wissen ich bin selbständig, ich mache mein Ding, ich bin unabhängig. Aber ich kann das halt alles nicht so trennen, woran das liegt, ob das jetzt an meinem Auftreten liegt, meinem Aussehen, an meiner geänderten Berufssituation, ich habe keine Ahnung" (Su, w., 24 J., S. 33f).

Betonungen:

Entdeckungen

Bei den körperbezogenen Entdeckungen geht es für Frauen in erster Linie um das Nutzen eines bisher nicht gekannten Freiraums, in dem ganz neue Erfahrungen mit dem Körper gemacht werden können - zum Beispiel die Erfahrung, tanzen zu können, wie man will, ohne damit Gefahr zu laufen, von Männern beobachtet oder angemacht zu werden. Zum Beispiel die Erfahrung, stundenlang und bis zur Ekstase tanzen zu können, sich voll und ganz auf das eigene Körpererleben konzentrieren zu können, eben nicht nur außen, sondern auch ganz innen sein zu können. Für Männer geht es vielleicht eher darum, den Körper überhaupt auf diese Weise zum Einsatz zu bringen und vielleicht erstmalig zu erleben, wie es ist, im Tanz den *ganzen* Körper bewegen zu können, alle möglichen Bewegungen ausprobieren zu können, ohne Furcht, dadurch von anderen jungen Männern (oder jungen Frauen) lächerlich gemacht zu werden. Für beide Geschlechter entsteht ein Kompetenzgewinn durch die leibliche Erfahrung; bei beiden Geschlechtern wächst körperliche Sicherheit, das Selbstvertrauen, sich zu bewegen, sich in der Bewegung zu zeigen, sich in der Bewegung schön zu finden etc. (Spannung Erotik/Autoerotik). Hierdurch entsteht ein körperliches Standing, eine körperliche Vergewisserung⁶⁸. Mit diesen Entdeckungen des eigenen Körpers (über und durch den Tanz) ist das Entdecken von (körperlicher) Weib-

68 Vgl. hierzu die Ergebnisse des europäischen Forschungsprojektes „Secondary Learning Effects of Community Arts“, nach denen - gerade für junge Frauen und Männer in schwierigen Übergangssituationen - diese Ebene der körperlichen Vergewisserung und des körperlichen Kompetenzzuwachses (in Akrobatik, Tanz, Theater) ganz entscheidend werden kann für die Entwicklung von Selbstbewußtsein und *social skills* als Basiskompetenzen für den Übergangsprozess (Miles et al. 2002).

lichkeit bzw. Männlichkeit verbunden: der Körper bleibt ja ein Körper mit Geschlecht. Dank eines relativ großen Interpretationsspielraums, den speziell die Techno-Kultur für diesen Geschlechterkörper läßt bzw. eröffnet, ist letzteres weniger (Identitäts- und Rollen-)Zwang, als Anlaß für kreative Gestaltung: so finden sich auf Techno-Parties auch eine breite Palette von Gender-Variationen, beliebt ist das Spiel mit der Verwirrung, Homo- und Transsexuelle sind willkommen. Es entsteht ein gesicherter Raum dafür, den Geschlechterkörper frei zu nutzen.

Befreiungen von Geschlechterdiktaten

Junge Frauen kommen aus der angestammten weiblichen Disco-Rolle heraus, aber auch junge Männer können dies als Befreiungseffekt erleben.

„Eine wesentliche Veränderung bringt Techno im geschlechtsspezifischen Tanzverhalten mit sich. Das ungleichgewichtige Verhältnis der (meist männlichen) Betrachter zu den (meist weiblichen) Tanzenden wird aufgehoben, weil sich das Publikum in einer permanenten Tanzbewegung befindet. Bis in die 90er Jahre gibt es immer ein Übergewicht an tanzenden Mädchen und Frauen, bei denen das Tanzen eine andere biografische Bedeutung hat als bei Jungen und Männern“ (Richard 1995: 320).

Betont wird von beiden Geschlechtern der Befreiungsaspekt, den diese veränderten Gender-Settings mit sich bringen: Lachen und Berührungen werden „unverfänglich“, der Körper kann gezeigt werden, ohne dass hiermit gleich eine rollenspezifische Erwartungen verbunden ist, heterosexuelle Semantiken treten in den Hintergrund (s.u.). Androgynität gewinnt an Bedeutung, wobei freilich Androgynität für junge Männer etwas völlig anderes bedeutet als für junge Frauen. Im Party- und Szene-Setting können diesbezüglich wichtige Lernerfahrungen gemacht werden.

Harmlose Sexualisierung des Settings und Wegfall des Homosexualitäts-Tabus

Durch die Entgrenzung der Geschlechterrollen entstehen neue Freiräume für die Geschlechter. Beide können vielerlei ausprobieren. Dadurch, dass „die Erwartung bzw. Einlösung tatsächlicher Sexualität aufgehoben ist“ (Zucchiatti 1999: 47), entstehen für Frauen wie für Männer Freiräume, sich freizügiger anzuziehen. „Exhibitionismus ist auf der Tanzfläche gängig, er wird jedoch mit einer anderen Semantik verknüpft“ (Zucchiatti 1999: 47).

„Das Positive, das die Raving Society von der übrigen Gesellschaft unterscheidet, ist für Frauen vor allem die Freiheit und Sicherheit nicht dumm angebaggert oder angepackt zu werden. Man kann so sexy rumlaufen wie man will. Gehst Du da in 'ne Rockkneipe, wird dieselbe Montur zum Spießbrutenlauf. In der Szene ist sowas verpönt“ (Inhaberin einer Techno-Boutique in Henkel/Wolf 1996: 25).

Für junge Männer entstehen dadurch neue Freiräume, dass Homosexualitätstabus wegfallen. Ein Spiel mit der männlichen Geschlechterrolle wird möglich, andere Berührungskulturen können sich entwickeln.

Liebevoller, entsexualisierter Umgang miteinander

Die in gewisser Hinsicht entsexualisierte Atmosphäre, oder besser: Sexualisierung ohne jeden Ernstcharakter, ein liebevoller Umgang miteinander, das vermeintliche Paradox zwischen den auffällig zur Schau gestellten Körpern und einer fast geschwisterlichen, ent-erotisierten Berührungskultur sind Phänomene, die weniger erzählt als beobachtet werden können⁶⁹. Sie haben für einige Irritationen und entsprechend für ausführliche Thematisierungen bei den soziologischen Kommentatoren und Kommentatorinnen der Szene gesorgt (vgl. Hitzler/Pfadenhauer 1996), und wurden als „kollektive Phantasien“ zur neuen Geschlechteratmosphäre kritisch hinterfragt: jugendkulturell inszenierte Wünsche nach Nähe und Geborgenheit als Vermeidung von Konflikten zwischen den Geschlechtern, die quasi erst mit der „eingelösten“ Sexualität aufbrechen können (Kitlischko 1997:45). In dem offeneren Interpretationsrahmen der Selbstinszenierungen und ihren unterschiedlichen Relevanzebenen kann diese Interpretation aufgegriffen und in einen Zusammenhang mit strukturellen und subjektiven Beweggründen gestellt werden: das beschriebene Verhalten könnte zum Beispiel als imaginäre Lösung für gesellschaftliche Zumutungen des Erwachsenwerdens gelesen werden, denen junge Frauen und Männer begegnen, und die vielleicht nur aus der Außenperspektive als „kindlich“ erscheinen. Genausogut können sie als Spiel mit den Geschlechterrollen interpretiert werden: auf der einen Seite ganz Frau, ganz Mann (oder ganz trans-gender) zu sein, auf der anderen Seite sich die Freiheit zu nehmen, diese Rolle nicht zuende zu spielen, sie zu brechen mit kindlichen Attributen in der Kleidung, mit Verhaltensweisen, mit Berührungsformen. Dies entspräche einer perfekten Verkörperung der realen Yo-yo-Situation zwischen Jugend und Erwachsensein.

Wichtig ist, dieses Verhalten nicht als Rückfall in kindliche Verhaltensmuster zu interpretieren, sondern anzuerkennen, daß junge Frauen und Männer sich hier einen Freiraum für Anderssein geschaffen haben, sowie eine eigenständige Praxis der Begegnung im Geschlechterverhältnis⁷⁰.

69 Vgl. zum liebevollen „geschwisterlich“ entsexualisierten Umgang miteinander auch die „Talking Techno Heads“ in Anz/Walder 1995.

70 Diesen Hinweis verdanke ich Karin Jurczyk im Rahmen der Ringvorlesung „Vom Mädchen zur jungen Frau“ der Justus-Liebig-Universität Gießen, bei der ich Gelegenheit hatte, Zwischenergebnisse vorzutragen und zu diskutieren.

6.5 Zusammenführung

Die Inszenierung der Körper hat unterschiedliche Schauplätze und unterschiedliche Bedeutungen. Das Zur-Schau-Stellen des Körpers ist dabei nie abgekoppelt von anderen Bedeutungsdimensionen, ist also immer als ganzheitlich-leibliche Erfahrung (vgl. Klein 1999) zu verstehen, ganz besonders im Tanz, doch nicht nur hier. Sie konstruiert Realitäten (Berger/Luckmann 1969) - nach außen wie nach innen (vgl. Hitzler/Pfadenhauer 1998:85).

Manche Bedeutungen sind den Beteiligten sicherlich nur zum Teil bewusst: so etwa, was aus feministischer Perspektive die Antwort auf den systematischen „Ausschluß des Körpers“ genannt werden kann. Ganz offensichtlich - und vielleicht in einer Form pragmatischen Bewußtseins - bringen die jungen Frauen und Männer diesen bislang übersehenen Körper ein. Diese betonte Körperlichkeit als widerständiges Entgegenhalten des Ausgegrenzten zu interpretieren, würde ihnen aber eine Intentionalität unterstellen, die sicher nur in Einzelfällen gegeben ist. Diese Körperlichkeit läßt sich auch nicht einfach als patriarchatskritisches Verhalten vereinnahmen - hierzu sind die Sampling-Strategien zu uneindeutig, der Fundus der Stil-Elemente, aus dem sie sich bedienen, zu heterogen, der Bezug auf den Geschlechter- „mainstream“ auch wieder zu ungebrochen.

Dennoch reagiert diese Körperlichkeit - plakativ und quasi überzogen, wenn auch nicht immer bewusst - auf Anforderungen der individualisierten Gesellschaft: stark, selbstbewußt, problemlösungskompetent zu sein. Doch so, in so schriller Form, so auffällig und in häufig sexualisierter Pose, war die Erfüllung dieser Anforderungen sicher nicht gemeint. Entsprechend aufgebracht waren ja auch - zumindest in den Anfangszeiten der Techno-Begeisterung - die Reaktionen der Medien auf diese Inszenierungen. Dennoch bleibt jungen Frauen und Männern in spätmodernen Übergängen gar nichts anderes übrig, als mit ihrem Pfund zu wuchern; der Körper ist genau das Medium (und die message, Klein 1999), über die sie am meisten Verfügungsmacht haben.

Die leibliche Erfahrung bietet zudem eine ganz bestimmte Form der Vergewisserung, die angesichts der drohenden Virtualisierung des Erlebens die nötige Echtheit und Intensität verschafft, und die angesichts der gesellschaftlichen Aufforderung zur (Selbst-)Begründung den notwendigen Rückhalt bietet (im wahrsten Sinne des Wortes: ein körperliches „**Standing**“), und damit gleich auch eine körperlich-„imaginäre“ (aber dennoch reale) Lösung für die zu leistenden Identitätsbalancen, die besonders im Übergang so sehr im Vordergrund stehen (vgl. hierzu Kapitel 8, Identität). Das Potential, das der Körper bietet, greift diese Jugendkultur auf - wie so viele andere, doch vielleicht deutlicher als sie: die befragten jungen Frauen und Männern verschaffen sich tanzend Vergewisserung über ihren Körper, über seine Fähigkeiten, und damit über sich selbst. Dies geschieht, indem sie die unterschied-

liehen Erfahrungsdimensionen, die mit ihm möglich sind (bis hin zur Extase), auskosten. Dies schafft offenkundig „Sinn“: bestimmte körperliche Zustände, in die sich die jungen Frauen und Männer mithilfe der Musik, des gemeinschaftlichen Tanzens, zum Teil auch unterstützt durch Drogen versetzen, werden zum *Movens* für Engagement und Beteiligung. Die Intensität des körperlichen Erlebens ist es, worum es ihnen geht: sie ist ein zentraler Bezugspunkt der Selbstinszenierung.

Ein eher verdeckter Bezugspunkt ist der der Körper-Balancen bzw. der Kompetenzen, die nötig sind, um diese zu entdecken und zu halten - im Hinblick auf die körperliche Belastbarkeit genauso wie im Hinblick auf die Dosierung von Extase, um ihren Erlebniswert zu wahren (vgl. Kapitel 8, Identität, Motivationsmanagement und Enttäuschungsmanagement). Hier geht es also um gelingende Dosierung und kontrollierte Hingabe als modernisierte Formen des Rauscherlebens, um die individuelle Leistungsfähigkeit (zum Beispiel im Beruf) nicht zu beeinträchtigen und den Körper nicht nachhaltig zu schädigen. Die Befragten inszenieren sich als reife Raver und Raverinnen, die zurückblicken auf Zeiten, in denen sie sich körperlich rückhaltlos verausgabten, die im Laufe der Zeit jedoch von ihrem Körper Grenzen gesetzt bekamen und entsprechende Lernerfahrungen machten. Die Retrospektive erfolgt vom Standpunkt erworbener Körperkompetenzen aus: Die Befragten haben diesbezüglich Balancen gefunden. Die Frage ist, ob diese auch während dieser Lernprozesse ein offenes Thema waren. Wenn nicht, dann läge hier eine verdeckte Grundvoraussetzung für ein jugendkulturelles Involviertsein, das von den Vorteilen der Jugendkultur profitieren kann, ohne dabei „komplett wegzudriften“, wie DJane Zora und Drum dies nennen.

Nach Bauman werden Selbstkontrolle, Selbstreflexion und Selbstbewertung zu den wichtigsten Aktivitäten der postmodernen Subjekte, „sie werden tatsächlich gleichbedeutend mit ihrer Selbstkonstituierung“ (Bauman 1995a:238). In genau dieser Suche nach Balancen und dem Versuch, sie zu halten, konstituieren sie sich (vgl. Kapitel 8, Identität).

Ein weiterer Aspekt ist der der Problembewältigung: in fast schon therapeutischem Duktus sprechen die jungen Befragten zum Beispiel vom befreienden Aspekt des „Loslassen-Könnens“, von der reinigenden Wirkung des Tanzens als Streß- und Aggressionsabbau. Sie betonen die Grenzenlosigkeit - und damit implizit den hohen Wert, den es hat, sich hingeben zu können und für die Stunden des Tanzens auf (Selbst-)Kontrolle verzichten zu können. Gleichzeitig jedoch geht es darum, diesem Kontrollverlust einen Rahmen zu geben - zeitlich, räumlich und sozial. Somit ist das, was hier passiert, eben *nicht* gänzlich unkontrolliert, sondern vielmehr als jugendkulturell kontrollierter Kontrollverlust zu beschreiben. Wer diesen Rahmen verläßt, riskiert sozial herauszufallen. *Die Kompetenz der kontrollierten Extase* könnte geradezu als Szene-Kodex bezeichnet werden - ganz im Unterschied

zur medial skandalisierten Grenzenlosigkeit des Erlebnishungers junger Szenegänger und -gängerinnen.

Mit diesem körperlichen Erleben, den die Szene bietet, kann die Spaltung zwischen Subjekt und Gemeinschaft, zwischen dem individuellen und dem kollektiven Erleben symbolisch - aber durch das direkte körperliche Erleben eben doch real - überwunden werden: hiermit wird eine wohlthuende Gegenerfahrung zur allgemeinen gesellschaftlichen Individualisierung möglich. Der Körper ist hierbei das Verbindungsglied zwischen der Intensität des Selbst-Erlebens und der Intensität des Gemeinschafts-Erlebens:

„Raves, like much of contemporary art practice, bear witness to the fact that the body will not allow itself to be confined in private life alone, in that 'minuscule enclosure', as Bataille called it. It's as if in social space there were a resistance or recurrence of the ineluctable demand to share and have a collective experience" (Gaillot 1997:64).

Der Körper bekommt, auch dies ein wichtiger Aspekt vor allem im Hinblick auf die Dynamik von Struktur und Handeln, in der Szene einen selbst organisierten und sozusagen gesicherten Raum für Experimente - und damit für weitere Möglichkeiten der Vergewisserung, des Dazu-Lernens, der Erweiterung von Geschlechterrollen. Dies kann sowohl im Hinblick auf die Gestaltung des Körpers durch Mode und Körperschmuck gesagt werden, als auch im Hinblick auf seine Bewegungsfreiheit. In beiderlei Hinsicht hat Techno einen Freiraum eröffnet: den Raum für Extravaganzen in Styling und Tanz. Aufzufallen wird allgemein möglich, es normalisiert sich dadurch auch. In den Beschreibungen der Befragten wird das Inflationäre benannt, Auffallen wird aber auch dadurch normalisiert, dass es mit Kategorien wie Wohlfühlen verbunden wird. Sich hierfür einen Rahmen zu geben, eine Vergewisserung, dieser Aspekt steckt auch in den Aussagen der Modeverkäuferinnen zur Bestärkung und Ermutigung ihrer Kundinnen. Offenkundig werden hier die im selbstbewußten neuen Mädchenbild häufig verdeckten inneren und äußeren Begrenzungen, die wegzuräumen sind, bevor es zum freien Experimentieren kommen kann. Es bedarf also eines bewußten Handelns - hier: von Seiten der Modeverkäuferinnen - um diesen Freiraum zu schaffen.

In jeder Hinsicht können diese Prozesse als relevant für das Geschlechter-Lernen angesehen werden: die hierdurch entstehenden Lernmöglichkeiten sind immer auch geschlechtlich konnotiert, *embodied learning*¹⁵ ist untrennbar verbunden mit *gender learning* bzw. findet statt als Lernen einer jungen Frau, eines jungen Mannes in der Erweiterung ihrer/seiner Möglichkeiten. Es geht indirekt immer darum, im Hinblick auf Geschlecht Gegebenes aufzugreifen, manches davon zu übernehmen, manches zu verwerfen, das heißt: auszuprobieren, zu variieren, - als Geschlechter-Körper innerhalb und jenseits der bekannten Zuweisungen:

71 Formuliert in Analogie zu *embodied meaning* von Shilling 1990.

„Döing gender' nennen Candance Wallace und Don Zimmermann die interaktive und diskursive Herstellung von Geschlecht, die sich beständig im Alltag vollzieht. 'Döing gender' ereignet sich in der Club-Kultur vor allem auf den Bühnen der Nacht - hier wollen sich beispielsweise die Frauen nicht auf einen Typ festlegen, sondern zwischen Girlie und Domina die breite Palette an Weiblichkeitsbildern ausprobieren. Der ‚gendered body' wird auf der Ebene des Ästhetischen inszeniert. Ob sich über dieses Spiel traditionelle Geschlechterrollen verändern werden, ist noch nicht entschieden, angetastet werden sie aber in jedem Fall. Denn selbst das Spiel eröffnet Erfahrungsräume jenseits traditioneller Geschlechternormen: indem es Geschlechterkonfigurationen vervielfältigt und dadurch eindeutige Geschlechtsidentitäten destabilisiert, indem es Zwangsheterosexualität in Frage stellt und die Bilder von Mann-Sein und Frau-Sein brüchig werden läßt" (Klein 1999:172).

Überhaupt geht es auf der Körperebene immer auch um Lernprozesse: es geht darum, Körper-Kompetenzen zu entwickeln - in der Bewegung, in der Gestaltung, in der körperlichen Interaktion; es geht darum, den eigenen Körper so weit kennenzulernen, dass seine Belastungsgrenzen erkannt und respektiert werden können, es geht darum, sich körperlich als junge Frau und junger Mann immer wieder neu zu (er-)finden.

Hier wirft sich natürlich auch die Frage auf, was mit all denen ist, die aus sozialen oder materiellen Gründen einfach nicht „mithalten" können? Oder aufgrund ihrer körperlichen Disposition? Was ist mit den Dicken, den Häßlichen, den Behinderten, den Kranken? Oder, noch subtiler, was ist mit denen, die die ungeschriebenen Style-Codes nicht beherrschen und konsequent „daneben" liegen? Die betonte Körperlichkeit bringt freilich auch Ausschlußmechanismen ins Spiel. Diese bilden die Gegenseite zu den Erfahrungen von Bestärkung und Vergewisserung auf Seiten derjenigen, die in diesem Spiel der Selbstinszenierungen mithalten können. *Doch* (und ohne die Existenz von Ausschlußmechanismen zu bestreiten): was die begrenzten ökonomischen Möglichkeiten vieler junger Frauen und Männer anbelangt, so hat eine in vielfältige Varianten ausdifferenzierte Jugendkultur wie Techno auch einen großen *low-budget-Bereich* entwickelt - und der Großteil der in dieser Untersuchung befragten jungen Frauen und Männern gehört ihm an -, in dem es *nicht* auf Markenklamotten, sondern viel mehr auf Kreativität ankommt, *nicht* auf den Besuch möglichst exklusiver Clubs, sondern auf möglichst stimmungsvolle outdoor-Parties, die mit geringstem finanziellem Aufwand organisiert werden und für wenig Geld zu besuchen sind. Hier gibt es keine Türsteher oder sonstige bewußten Ausschluß-Politiken. Hier ist auch ein relativ großer Freiraum für nicht direkt zur Szene Gehörige zu vermuten.

Was die genannten körperlichen Ausschlußmechanismen anbelangt, so ist zu beobachten, dass *trotz* der auch in der Techno-Szene angesagten bekannten Schönheits- und Schlankkeitsideale *auch* Freiräume für nicht diesen Idealen Entsprechendes existieren. Die Codes sind nicht eng gefaßt, und oft kommt es, wie Su feststellt, „gerade gut", wenn etwas nicht so stimmig ist. Hierzu freilich ist wieder relativ viel Szene-Wissen nötig.

Dies führt zu der folgenden Einschränkung und Differenzierung des bisher Gesagten: Für diejenigen, denen diese Erfahrungsräume offenstehen, oder die sich auf unterschiedlichen Wegen einen Zugang zu ihnen verschaffen, für diejenigen, die die Klaviatur der Szene-Kodes gelernt haben, liegt in ihrer Körperlichkeit ein ganz spezifisches Potential, das sie weiter entwickeln können. Für diese Gruppe kann Körperlichkeit - in ihrer jugendkulturellen Zuspitzung - eine Antwort geben auf die oben identifizierten zentralen Übergangs-Fragen nach Handlungsfähigkeit, Zugehörigkeit und Sinn:

Handlungsfähigkeit kann am effektivsten, d.h. mit der meisten Innen- und Außenwirkung, über den Körper erlebt und ausgedrückt werden. Freilich gibt es auch andere Ausdrucksformen, doch junge Frauen und Männer wählen, das wurde im Eingang dieses Kapitels begründet, nicht zufällig so oft gerade *diese*. Dabei ist im Hinblick auf das Erleben die Leiberfahrung im Tanz, in der Verausgabung, aber auch in der Interaktion wichtig. Handlungsfähigkeit hat aber gerade auf der Körperebene auch viel damit zu tun, den Körper zu gestalten. Dies steht in der späten Moderne in keinem Gegensatz zur Authentizität, ganz im Gegenteil: Wenn Authentizität ganz eindeutig nicht mehr am „natürlichen Körper“ festzumachen ist, dann viel mehr am individuellen, spricht: authentischen Styling (vgl. Klein 1999).

Der Körper und seine Gestaltung drücken die *Zugehörigkeit* zu Jugendkulturen aus, die damit immer auch somatische Kulturen sind. Zugehörigkeit wird damit körperlich: die **Community** wird durch den Körper und mithilfe des Körpers erlebt; es gibt gemeinsame Erlebnisse, die „durch den Körper gehen“, es gibt gemeinsame Körpersprachen und Körperrituale, die **Community** ermöglicht körpergebundene subjektive Orientierungsprozesse. Eng hiermit im Zusammenhang steht der räumliche Aspekt: die **Community** trifft sich und schafft sich die entsprechenden Bühnen, auf denen diese Erfahrungen gemacht werden können.

Hierüber entsteht *embodied meaning* (Shilling 1990): Sinnstiftung gelingt *auch* in der Körperdimension, weil sie hier direkt erleb- und erspürbar ist. Aber auch andersherum existiert ein Zusammenhang: der Körper erfährt eine Aufladung durch „Sinn“, wird zum Beispiel in ersten wichtigen Tanz- und Extase-Erfahrungen entdeckt, wird jugendkulturell angeeignet als Bereich, über den junge Frauen und Männer in relativer Autonomie bestimmen können (Helfferich 1994).

Von hier aus gibt es wieder eine direkte Verbindung zur Handlungsfähigkeit: Möglicherweise besteht zwischen diesen drei Größen ein innerer Zusammenhang, in dem körperbezogene Sinnaufladungen, die durch den jugendkulturellen Bedeutungskontext, in dem sie Zustandekommen, (immer wieder) Handlungsfähigkeit bewirken bzw. zur Aktivität motivieren und damit diese Erfahrung erst möglich machen. Der Körper wäre dann ein wichtiges Medium für diesen Zusammenhang.

Der Körper stellt auch einen Zusammenhang her zwischen den hier **auf** vier Kapitel verteilten Aspekten Körper, Raum, Gemeinschaftlichkeit und Identität: Die Inszenierung der Körper findet statt im Rahmen der **Community**. Sie braucht dafür und schafft dadurch jugendkulturell relevante öffentliche Räume - Bühnen für die Selbstinszenierung und entfaltet sich hier. Hieraus entstehen bzw. reproduzieren sich diese Gemeinschaften, und hierin finden die nötigen Identitätsbalancen statt.

Aus der Perspektive der jungen Frauen und Männer ist dieser Zusammenhang u.U. ganz direkt und unmittelbar: Über den Körper können junge Frauen und Männer einen *Ausdruck* finden; dieser ist nicht per se verfügbar, sondern muß immer wieder erarbeitet und neu gestylt werden; sie können Formen der *Zugehörigkeit* finden, und *Orte*, an denen dies alles stattfinden kann. Hieraus konstruieren sie sich - immer wieder neu - ihre *Identitäten*.

7. Selbstinszenierungen und das Schaffen von Räumen

Selbstinszenierungen brauchen Räume, um überhaupt stattfinden zu können. Und gleichzeitig entstehen mit Selbstinszenierungen Räume. Auf beiden Seiten dieses Wechselverhältnisses geht es um Räume im übertragenen und im ganz konkret-materiellen Sinne.

Räume spielen für Jugendkulturen eine zentrale Rolle - am offensichtlichsten als *Raumaneignung* durch Umnutzen oder Umwidmen von Räumen. Mit kreativen Umwidmungsprozessen hat sich gerade die Techno-Szene (in England Mitte der 80-er Jahre, in Deutschland in den frühen 90-er Jahren) besonders hervorgetan: aus zum Teil unbeachteten, im städtischen Raum oder auch in ländlichen Regionen völlig vernachlässigten Räumen wurden *locations* für Technoveranstaltungen, immer neue Räume wurden aufgespürt und umgewandelt, es fand statt, was Tracey Skelton und Gill Valentine (1998) die Transformation von Orten zu „cool places“ genannt haben: Räume, die eine jugendkulturelle Botschaft transportieren, die bedeutungsvoll sind bzw. werden, die für eine gewisse Zeit einen gewissen Status in jugendkulturellen Zusammenhängen haben; Räume, die, so unspektakulär sie auch aus der Erwachsenenperspektive erscheinen mögen, eine wichtige Funktion in der Herstellung von *Sinn* bekommen. Hierzu scheinen sich *gerade* brachliegende, ungenutzte bzw. nicht mehr genutzte städtische Räume zu eignen: aufgelassene Fabrikanlagen, verlassene Militärgelände, Halbverfallenes, Vernachlässigtes, Unterirdisches. Im ländlichen Raum kommt hinzu: die von den urban dominierten Jugendkulturen eher unbeachtete „Natur“: ein schönes Tal, eine Lichtung, eine Wiese werden zum Party-Gelände. Städtische wie ländliche Regionen werden jugendkulturell markiert, werden neu kartographiert, bekommen für Mitglieder der Szene „räumliche und symbolische Relevanzstrukturen“ (Schön 1999:28). Wenn man davon ausgeht, wie sehr sozialräumliche Lebenswelten von Lebenslagen und ihren Relevanzstrukturen geprägt sind, dann bewegen sich junge Szenegänger und -gängerinnen in ihrer eigenen Stadt, in ihrer eigenen ländlichen Region mit ihren je eigenen Orientierungs- und Haltepunkten⁷². Eine bedeutungsvolle, identitätsrelevante

72 Dass zum Beispiel Stadtteil nicht gleich Stadtteil ist, sondern von seinen unterschiedlichen Bewohnern und Bewohnerinnen je nach konkreter Lebenssituation (in unterschiedlichen Lebensformen, erwerbstätig oder nicht, mit kleinen Kindern oder nicht etc.) sehr unterschiedlich erlebt wird, hat vor allem die feministische Stadt- und Regionalforschung deutlich herausgearbeitet (vgl. Low 1996, Rodenstein 1990). Bewegungsradien sind unterschiedlich je nach Lebenslage, Wege- und Wegenetze, relevante Plätze und Vermeidungszonen sehen unterschiedlich aus, je nach Alter, Ethnie und Geschlecht. Dass Kinder und Jugendliche ihre ganz eigenen, wenn auch häufig begrenzten Raumwelten haben, läßt sich zum Beispiel mit selbst erstellten Karten feststellen (vgl. die Untersuchung von Catherine Robinson mit auf der Straße lebenden Kindern (Robinson 2000) oder die Untersuchung von

Verortung in der Region wird dadurch möglich.

In den Anfangszeiten der Techno-Szene und in manchen Szenezusammenhängen bis heute dominiert die illegale Raumanneignung. Hierdurch entsteht latent die Möglichkeit der Politisierung. In England haben die Aktivitäten der Techno-Szene zur Einführung eines neuen Gesetzes geführt⁷³ - mit einer Politisierung der von diesem Gesetz betroffenen Party-People, in Israel wurden sie - ebenfalls durch Verbote und Kriminalisierung⁷⁴ - zu einem Teil der dortigen Wehrdienstverweigerungs-/Friedensbewegung, immer wieder kam es in der Schweiz und in Deutschland zu direkten Konfrontationen mit öffentlichen Ordnungsinstanzen⁷⁵. Was im *Underground* begann, wurde später von Großveranstaltern und Event-Organisatoren und -Organisatorinnen als Stilmittel aufgegriffen: Riesen-Raves auf aufgelassenen Flug-Hangars („Nature One“ im Hunsrück); Gletscher-Raves in den Alpen; Raves auf Kreuzschiffen und an ähnlichen ungewöhnlichen Party-Orten.

Aneignung und Selbstgestaltung: diese beiden gehören hier eng zusammen. Bezeichnet erstere eher die Objektwahl, so bezieht sich letztere darauf, was dann mit diesem Objekt konkret geschieht. Die *locations* werden ja gestaltet - je nach musikalischer Stilrichtung minimalistisch und absichtsvoll in ihrer „Rohform“ belassen, oder aber phantasievoll und üppig dekoriert, mit Anleihen aus den unterschiedlichsten Modeepochen und Kulturen. So hat sich die untersuchte Gruppe der ländlichen Party-Veranstalter und -Veranstalterinnen durch die Kombination einer bestimmten Musik (Goa-Trance) mit einem bestimmten, hierauf abgestimmten Stil, die wechselnden *locations* zu dekorieren - eine Kombination von Fantasy-Figuren mit indischer Symbolik - einen Namen gemacht. Selbstgestaltung gilt auch für die Modeläden, die Eldorados des szenetypischen Stil-Samplings darstellen. Alle Ladenräume, die ich für meine Interviews besucht habe, waren von den Besitzern und Besitzerinnen selbst gestaltet, meist mit Unterstützung von Freunden, Freundinnen, Eltern, Kollegen und Kolleginnen aus der Szene. Alle haben etwas

Elke Schön mit Mädchen in der Reutlinger Oststadt (Schön 1999)).

- 73 Gemeint ist der „1994 Criminal Justice and Public Order Act“, der sich vor allem in seinem Teil V auf die Acid House Party Szene und auch die New Age Traveller Szene der späten 80er Jahre bezog, diese kriminalisierte und reglementierte. Dies hatte zur Folge, dass kleine Veranstalter verschwanden, weil nur noch große in der Lage waren, die Auflagen zu erfüllen. Die Party-Szene wurde in die Clubs gedrängt. Ihr Aufschwung setzte sich fort - allerdings hinter verschlossenen Türen: „At the same time, the declining number of unlicensed outdoor parties brought an upsurge of urban club culture“ (Osgerby 1998:192). Gegen den Criminal Justice Act mobilisierte die „right to party“-Bewegung (siehe Flyer in Osgerby 1998:184), die Osgerby, zusammen mit Projekten wie Exodus (der Bewegung der New Age-Travellers) betrachtet als „indicative of a wider move towards ‚micro-politics‘ that began to feature in British society“ (Osgerby 1998:194).
- 74 Hier waren Straßenraves sogar Anlaß für Debatten in der Knesset, um schließlich verboten zu werden mit der Begründung, die Techno-Begeisterung führe zu Wehrkraftzersetzung. Das Verbot hatte prompt eine Politisierung der DJ-Szene und ihrer Fans zur Folge.
- 75 Vgl. ARTE-Dokumentationen <http://www.arte-tv.com>, Stichwort rave.

„Eigenes“, unterscheiden sich in ihren extravaganten Details, ihren Raumelementen, ihrer Farbigkeit und Schrilheit deutlich von anderen Modeläden. Alle haben einen einladenden Charakter: es gibt Sitzgelegenheiten, es gibt eine Verkaufstheke mit Barhockern, es gibt reichlich Informationsmaterial zu den nächsten Szene-Events, es gibt Musik, und immer auch die Einladung auf einen Tee oder Kaffee (mit entsprechender Infrastruktur hinter der Ladentheke) - kurz: eine gastfreundliche, wohnliche Atmosphäre dominiert diese Läden, die mehr sein wollen und auch mehr sind als reine Geschäftsräume: es sind Treffpunkte in der Region, es sind Anlaufstellen und Haltepunkte in der jugendkulturellen Kartierung der Region.

Zwei Raum-Begriffe stehen hier nebeneinander; sie haben ein hohes Überschneidungspotential, doch sie sind aus unterschiedlichen Richtungen gedacht. Der eine ist *Raum als Sozialraum*¹⁶, mithin als Raum der Interaktion, des Handelns. Auf dieser Ebene ist der Begriff des Raums nahezu identisch mit dem der **Community**: Die **Community** schafft diese Räume, sie hält sich in ihnen auf, belebt sie, erweitert sie, gestaltet sie, gestaltet sie wieder um, verläßt sie auch wieder. Dieser Raumbegriff zielt darauf ab, das Handeln, die sozialen Zusammenhänge, die ihn ermöglichen und die er ermöglicht, deutlich zu machen. Hierzu werden interaktionistische Theorieansätze wie der von Doreen Massey wichtig, nach der Räume (wie auch Kulturen) „Produkte der Interaktion“ sind (Massey 1998:129), aber auch Dürkheims (1961) „emotionally bonding periods of ‚collective effervescence‘ (Überschäumen, B.S)“, die auch die Räume, in denen sie stattfinden, in den periodischen *hype* einbeziehen: Das Entstehen von „powerful emotionally sustaining rituals, ceremonies and collective memories“ (Featherstone 1995:107) macht so den physikalischen Ort zum „place“.

- 76 Jutta Ecarius hat in ihrer Arbeit (Ecarius 1996) eine altersspezifische Erweiterung des Bourdieu'schen Begriffs vom Sozialraum vorgenommen: es gibt demnach kindliche, jugendliche postadoleszente, erwachsene und alte Sozialräume. Altersspezifische Sozialräume enthalten symbolische Ordnungen. Sie sind weder streng voneinander getrennt, noch können sie beliebig betreten und wieder verlassen werden. „Die altersspezifischen Sozialräume lösen sich, so meine These, nicht auf. Sie werden aber immer offener. Auch als Erwachsener kann man sich gegenwärtig im jugendlichen Sozialraum aufhalten und umgekehrt können Jugendliche sich im erwachsenen Sozialraum bewegen. Das bedeutet mit anderen Worten: die altersspezifischen Sozialräume haben ihre Exklusivität verloren, die Zugangsbeschränkungen erodieren mehr und mehr. Sie sind nicht mehr notwendigerweise wie beim institutionalisierten Lebenslauf den Lebensphasen Jugendphase, Erwachsenenalter und Alter zugeordnet. Die Sozialräume sind Felder mit spezifischen Strukturen und speziellen Angeboten, die das Subjekt in seiner sozialen Laufbahn auf verschiedenartigste Weise betritt und wieder verläßt. *Es besteht, und das ist das besondere am individualisierten Lebenslauf, keine zwangsläufige Diachronie mehr zwischen den altersspezifischen Sozialräumen und den in der sozialen Laufbahn ausgebildeten Lebensformen und Lebensstilen.* Die altersspezifischen Räume sind als Räume zu betrachten, die Optionen bereitstellen, die aber nicht eine Aufnahme dieser oder jener Option erzwingen. (...) Die Sozialräume bilden nur einen Rahmen, der relativ weit gespannt ist“ (ebd.: 174).

Andererseits ist hier auch der Begriff des *Raums als Region* wichtig, leben doch die meisten der Befragten in einer ländlichen Region. Ob direkt angesprochen oder nicht, dieser Tatbestand, dass wir uns hier nicht in einem der **Urbanen** Zentren bewegen, spielt immer wieder in die Aussagen hinein. Zum Teil werden hier Landklischees reproduziert, letztendlich bestätigt sich jedoch die bereits in früheren Arbeiten intensiver untersuchte Modernisierung des ländlichen Raumes, die den Begriff der Region nahelegt (vgl. Stauber/Walther 1995, Stauber 1996)⁷⁷. Dies wird gerade unterstrichen durch die Erfahrung, dass sich der bekannte regionale Einzugsbereich jugendkulturell verändert und/oder erweitert: Landschaften und brachliegende Orte werden zu *locations*, mit diesen gibt es neue regionale Bezugspunkte, ein veränderter, jugendkulturell modernisierter Regionalbezug entsteht.

Die Region unterscheidet sich dann von dem oben genannten allgemeineren Raumbegriff nur noch darin, dass man über sie sprechen kann, als wäre sie etwas Gegebenes, ein Set von Ressourcen, von Gelegenheitsstrukturen und strukturellen Hindernissen. Doch diese Strukturseite hat auch eine Handlungsdimension, und in dieser löst sich dieser regionale Raumbegriff wieder weitgehend auf in das, was oben Sozialraum als Raum individuellen oder kollektiven Handelns und sozialer Interaktion genannt wurde. Trotz dieser großen Überschneidung in der Handlungsdimension der beiden Raumbegriffe will ich am Raumbegriff der Region festhalten, denn die folgenden Dimensionen, mit denen der Raumaspekt der Selbstinszenierungen beleuchtet werden soll, reflektieren immer *auch* die besondere Situation der Modernisierung der ländlichen Region (Böhnisch/Funk 1989):

7.1 Szenen und Räume

Die meisten der Befragten sind regionale Aktivisten und Aktivistinnen, die sich - teilweise über einen gewissen Zeitraum hinweg, teilweise bis heute - dafür einsetzen, dass mit Techno ein erweitertes Kulturangebot in der Region entsteht. So sind die Mitglieder von Vibes+Tribes angetreten, ihre Region mit einem anderen Typus von Veranstaltungen zu beleben, für den die Parties, die sie auf Goa erlebt hatten, das Vorbild sind:

„das und was ich auf Goa erlebt habe, wollte ich irgendwie hier den Leuten mindestens *zeigen*. Ich habe dann erste Versuche in so Kneipen hier in XX (Kreisstadt, B.S.) gemacht. Bis dahin war ich eigentlich kein DJ. Ich bin gezwungener DJ gewesen weil, es war einfach niemand, der die Musik spielte hier.“ (DX-X, m., 32 J.: 6f).

77 Demnach vollzieht sich die Modernisierung des ländlichen Raumes *als* Regionalisierung, sprich: die Lebensbezüge (Ausbildung, Beruf, Freizeitaktivitäten) verändern sich zunehmend weg vom Dorf in Richtung einer Einbeziehung der gesamten Region (vg. Böhnisch/Funk 1989).

Hierfür *nehmen* sie sich den Raum - ohne offizielle Genehmigung, illegal, aber mit hohem Verantwortungsgefühl für die Natur-/Kulturlandschaften: So wird darauf geachtet, dass die Wiesen bereits gemäht sind und kein Müll zurückgelassen wird (vgl. Kapitel 5.1, Gemeinschaften). Dabei ist ihnen bewusst, dass sich im Hinblick auf die Wirksamkeit ihres Engagements die ländliche Region besonders gut eignet.

„In der Großstadt würde das völlig untergehen. Da kannst das auch gar nicht so durchziehen. Da ist schon so viel geboten. Da bist vielleicht auch gar nicht so motiviert. Und hier: hat jeder immer mal wieder Lust auf ne nette Party, und weil halt nichts geht, machen wir selber eine" (Blume, w, 31 J., 362).

Für die Outdoor-Parties bietet sich das Land ohnehin an. Einmal in dieser Qualität erkannt, findet unterderhand eine Aufwertung der ländlichen Region statt - sie wird in den schönen Party-Plätzen quasi neu entdeckt:

„...so die Alb - find ich total schön. Und hier hat's wunderschöne Täler, wo man prima sowas machen kann" (Blume, w., 31 J.: 330).

Das Raum-Thema, das sich an die Suche anschließt, ist die Gestaltung eines Platzes, so dass eine ganz bestimmte Atmosphäre entsteht:

„Es ist meistens ein schöner Platz, dann schöne Deko halt, alles schön bunt, auch nicht so kommerziell, eigentlich immer total nett. Meist machen wir noch ein Lagerfeuer, da sitzen dann ein paar rum.." (Blume, w., 31 J., 180).

Von den Besuchern und Besucherinnen wird dieses Engagement, mit dem die Region belebt wird, durchaus honoriert:

„Es ist schön, dass die immer was machen, sie versuchen schon irgendwie, zum Beispiel mit der Party in XY (kleines Dorf, B.S.) - das hat es hier noch nie gegeben. Ich find's klasse, dass das von XY gestattet wurde, drei Tage lang, und dass das auch honoriert wurde, indem Leute von überall da waren" (Storm, w., 26 J., 2. S., 259).

Mit ihrem Konzept wird die Gruppe auch von außerhalb angefragt:

„Wir waren ja jetzt in Berlin, in so ner alten Milchfabrik, das war ein schönes Gelände. Und da haben wir so einen Keller dekoriert, und ich glaub', noch nie sind so viele Leute zu mir hergekommen und so ... und das baut Dich echt total auf, so feedbackmäßig (...); da haben wir auch total schön aufgebaut, ich glaub, so schön haben wir noch nie dekoriert, und das war auch so ne Crew, das waren glaub' ich 38 Leute, und die hast Du alle kennengelernt. Alle waren sie total euphorisch. Die hatten 12 Dia-Projektoren und haben Diashow gemacht, und einen Videobeamer, und einen Sonnenaufgang gezeigt, also das war total schön. Einfach so richtig liebevoll gemacht. Und mit Tüchern einen Chai-Shop, da gab's dann Tee und Kaffee, und Obst umsonst, so ein riesiges Tablett ist da immer rumgestanden, und Schokolade, und Wasser umsonst" (Blume, w., 31 J., 283).

Deutlich wird auch hier, worum es Blume geht: um das gemeinsame Herstellen einer freundlichen Atmosphäre, in der sich alle wohlfühlen können.

Auch die Modeläden sind Orte, die in Eigenregie und mit viel Liebe gestaltet werden. Das Schaffen von Räumen wird hier noch konkreter:

„Ja, es steckt auch viel Herzblut drin (...) und dann vom Sperrmüll, vom Flohmarkt von Altmöbelteilen und so überall das Zeug hergeholt" (Su, w., 24 J., S. 40).

Dies bringt ein Art wechselseitiger Anerkennung hervor:

„es kommen oft Leute rein, die sagen, oh ist das gemütlich hier oder du hast das schön eingerichtet. Und die kriegen dann auch noch einen Kaffee eingeschickt und können sich hier hinsetzen und eine halbe Stunde dableiben und klönen und sich gute Musik anhören. Und das macht ein Unterschied aus zu diese Label-Läden, weil da ist es halt anonym irgendwie und hier ist es wirklich mehr wie ein Wohnzimmer" (Su, w., 24 J., 20).

Die Läden bekommen eine stärkere soziale Funktion als andere Modeläden:

„Und das ist hier auch irgendwie so ein Treffpunkt. Die Leute kommen, auch wenn die keine Kleider kaufen wollen, die kommen einfach so zum Besuchen, und wir setzen uns hinten raus - eigentlich hätten wir fast ein Cafe aufmachen können." (Storm, w., 26 J, I 1, 131).

„... Also bei uns ist das auch so. Ich mein, wir hocken da, was weiß ich wieviele Leute, und diskutieren über alle möglichen Sachen, und trinken Tee...." (Rosa, w., 23 J.: 565).

Für Win, der in einem anderen regionalen Zusammenhang einen Laden für Techno-Mode betreibt, war die Geschäftsgründung von vorne herein mit einer Szene-bezogenen Motivation verbunden:

„Ich wollt ja, auch durch den Laden hier, dass eine Szene entsteht. Weil das ja in M (Kreisstadt, B.S.) gar nicht war. Und ich glaub schon, dass wir damit einen Grundstein gelegt haben, damals" (Win, m., 27 J., II, 108).

Ganz explizit geht es ihnen darum, den Kunden und Kundinnen etwas *andere*s zu bieten, zum Beispiel eine persönlichere Beziehung:

„(Die integrierte Idee Cafe/Laden, B.S.) ist immer noch die Grundidee. Die ist hier (im Kopf, B.S.) noch fest verankert. Und irgendwann kommt der Tag X, wo's passieren wird. Aber ich find das auch einfach klasse, wenn Du das mit allem kombinieren kannst. Und die Rosa ist in dem Punkt genauso wie ich. Die hat mittlerweile auch zu vielen von den Leuten, die in den Laden kommen, eine Freundschaft aufgebaut. Die kommen jetzt schon hauptsächlich wegen der Rosa, setzen sich hin, labern ... Und ich find es einfach wichtig, dass Du zu den Leuten eine Beziehung aufbaust. Also ich find das ziemlich übel, wenn Du in einen Laden reingehst - Du wirst doch heute oft kaum noch beachtet, wenn Du irgendwo einkaufen gehst (...). Ich glaube, wir gehen da an die Sache ganz anders ran und haben deshalb auch ein bißchen mehr Erfolg" (Storm, w., 30 J., I 2, 402).

In einem solchen Laden soll ein anderes Klima herrschen:

„Zum Beispiel haben hier mal im Laden zwei Mädels Hosen geklaut. Ich hab sie dabei erwischt(...) Und dann hab ich mich wirklich intensiv mit den Mädels zusammengesetzt und hab versucht, denen klar zu machen, dass wenn sie hier was klauen, dass wir halt auch kämpfen müssen, um zu überleben (...), und wir dann auch draufzahlen und verlieren, und uns dann nicht halten können. Und hab mich mit denen stundenlang unterhalten. Und mittlerweile ist da ne ganz tolle Freundschaft draus entstanden. Die kommen also wirklich zwei-, dreimal die Woche vorbei und erzählen mir ihre Probleme. Und manchmal komm

ich mir wirklich so vor, als ob ich hier Jugendarbeit machen würde. Ja, und vielleicht soll das so sein..." (Storm, w., 30 J., I 2, 375).

Es geht aber auch darum, die Region mit einer Mode zu versorgen, die sonst eher in den größeren Städten gesucht wird:

„Ich will, dass sie (die Kundinnen, B.S.) sich wirklich gern an den Laden erinnern. Dass sie nicht denken, ich muß nach Stuttgart, sondern ich kann auch ins Xoly (ihr Laden, B.S.) gehen" (Rosa, w., 23 J., 541, Hervorh. B.S.).

Und für einige geht die Idee auf: Su etwa hat auf dem Land in der Nähe der Kreisstadt M. einen Laden für schrille Second-Hand-Mode übernommen:

„Es ist ganz witzig, weil es kommen ja viele Leute von der Alb runter hierher, also richtig von den Kuhkäckern. Und das Witzige ist, daß die oft die gewagteren Klamotten kaufen als die Leute aus M. - komischerweise. (...) es hat mich schon immer gewundert, daß die Leute, die vom Land hierher kommen, daß die Schlaghosen kaufen oder wild gemusterte Oberteile. (...) ich habe schon diesen Vorteil, daß der Laden auf dem Land ist, weil es hier nicht soviel gibt und weil es dann immer noch so den Status von was Besonderem hat. Und wenn man dann was Ausgeflipptes haben will, dann weiß man, man fährt hierher und kriegt auf jeden Fall ein Teil, was überall auffällt so. Aber die sind viel weniger zurückhaltend, die Landleute" (Su, w., 24 J., S. 40, hervorh. B.S.).

Ladenzonen können heimatliche Orte werden, wie das Beispiel eines inzwischen abgerissenen Ladenkomplexes in Stuttgart zeigt, den mehrere Modeläden und Bars für einige Jahre gemeinsam genutzt hatten:

„Und da hat man sich wirklich mittags getroffen und ist dann in der X-bar geblieben, es war eigentlich voll nett. Es war ziemlich, es war so, finde ich, die Abwechslung zu diesem Clubleben, obwohl da nachts auch Club, Party und alles war, aber tagsüber war das voll das Zuhause, gell" (Juka, w., 18 J., S. 40).

Betonungen:

Die Region beleben und versorgen

Betont werden die (eigenen) Bemühungen darum dass hier, vor Ort, eine Szene entsteht, der eine gewisse Infrastruktur geboten werden soll: die Aktiven geben an, etwas Neues in die Region hineingetragen zu haben, etwas, von dem sie selbst und die wachsende Szene profitieren. Hierfür nehmen sie sich den Raum - egal, ob sie eine Genehmigung dafür haben oder nicht. Selbstbezogene Motive und ein gewisses „Versorgungsmotiv" fließen hier ineinander, der Motor für die Aktivität entsteht möglicherweise gerade im Spannungsfeld zwischen Selbst (für *mich* etwas tun) und Gemeinschaft (für *andere* etwas tun): Der (ländlichen) Region etwas bringen, was sonst eher in den **Urbanen** Zentren anzutreffen ist; selbst aktiv zu werden, weil hier „nichts geht" (sprich: weil es hier nicht schon von vorne herein eine bestimmte An-

gebotsstruktur gibt); mit dem Warenangebot etwas Ausgeflipptes, Ausgefalenes, Besonderes in die Region zu bringen - damit die Leute „nicht mehr nach Stuttgart fahren müssen“. Dabei das eigene Bedürfnis, aber auch das anderer abzudecken. Und vielleicht sogar davon zu leben - optimalerweise in einem dynamischen Ineinander von Geben und Nehmen.

Der Selbstgestaltungsaspekt

Immer wieder inszenieren sich die Befragten als diejenigen, die mit eigenen Ideen, eigener Kreativität, eigenem Engagement diese Räume schaffen und gestalten. Auch in der Beschreibung der Aktivitäten anderer heben sie das (liebepoll) Selbstgemachte, Selbstgestaltete hervor. Die Party-Events sind Musik-Räume, Licht-Räume, Farb-Räume, die immer wieder neu gestaltet werden. Wiederum wird dies in kritischem Kontrast zum Kommerz gestellt, werden statt dessen Spaß, Eigenwilligkeit, Kreativität betont - ein Agieren jenseits der Gesetze der Kommerzialisierung, und, was die meist unangemeldeten Parties anbelangt: jenseits der gesetzlichen Zulassung.

Der Selbstgestaltungsaspekt spielt auch bei den Modeläden eine Rolle: jeder Laden hat sein eigenes Gesicht, ist gerade durch die viele Eigenarbeit ganz Raum der Besitzerin oder des Besitzers und gleichzeitig offen für alle, die dieses spezielle Ambiente lieben. Insbesondere den weiblichen Gestaltungsmöglichkeiten scheinen hier keine Grenzen gesetzt zu sein - die befragten jungen Frauen verstanden es hervorragend, sich da, wo sie es brauchten, Hilfe und Unterstützung zu organisieren, und hatten ansonsten das Gestaltungskonzept ganz in ihrer Hand.

Sichtbar werden, Räume für gegenseitige Anerkennung schaffen

In diesen Räumen findet ein wechselseitiger Anerkennungsprozeß statt: diejenigen, die sie aktiv gestalten, schaffen Bühnen für die eigene und die Selbstinszenierung anderer und anerkennen sozusagen hiermit dieses Bedürfnis. Die Party-Veranstalter und -Veranstalterinnen wissen um das Bedürfnis nach Gelegenheiten, sich zu treffen, sich zu zeigen, sich zu sehen, zu tanzen, sich zu inszenieren. Wenn die „Bühne“ gelungen ist, wenn sie besonders schön gestaltet ist, wenn eine Atmosphäre geschaffen ist, in der die Leute sich wohlfühlen, dann bringt dies Anerkennung - indirekt dadurch, dass eine gute Stimmung entsteht, aber auch durch explizites Lob, durch Nachfrage, durch Interesse, in den Anfängen sogar durch direkte Mitgestaltung. Mit den Party-Dekorationen und dem Organisieren des Events als solchem werden also auch Gelegenheiten geschaffen, mit denen die Relevanz des eigenen Handelns erfahren werden kann: eben weil es ein Handeln ist, das sichtbar wird, das Spuren hinterlässt, das soziale Anerkennung verschafft. Ähnlich verhält es sich bei den Ladenbesitzern und -besitzerinnen:

auch diese erfahren Anerkennung für das eigene Handeln dadurch, dass die Leute kommen, dass sie sich im Laden aufhalten, sich niederlassen, und damit den Laden als sozialen Raum wahrnehmen. Durch diese praktische Anerkennung bekommt das Handeln Relevanz. Wie bereits in Kapitel 5, Gemeinschaften, deutlich wurde, betonen Frauen und Männer gleichermaßen diese Dimension der Anerkennung - beide Geschlechter zeigen sich als hierauf angewiesen.

Räume für einen anderen Umgang miteinander schaffen

Es geht um das Schaffen von Treffpunkten, von Anlaufstellen, von Orten, an denen man sich auf szenespezifische Weise begegnen kann. Dieser ganzheitliche Anspruch ist zum Beispiel allen den von mir befragten Selbständigen aus der Modebranche wichtig: das Einkaufen soll sich deutlich unterscheiden vom anonymisierten Einkaufserlebnis des *mainstream*; hier werden wieder ganz persönliche Verkaufs- und Beratungsgespräche geboten. Außerdem verbinden alle mit dem Laden weitaus mehr als lediglich einen Ort, um Mode zu verkaufen. Hier liegen Info's aus über die nächsten Events der regionalen und überregionalen Szene, hier kann man sich treffen, sich unterhalten, Musik hören, hier herrscht eine ruhige, entspannte quasi-familiäre Atmosphäre. Die Läden sollen *Chill-Out-Zonen* des Alltags sein. Naheliegender sind deshalb auch Ideen, den Laden mit einem Cafe zu verbinden um noch deutlicher diesen Aspekt hervorzuheben. Ein Beispiel für eine solche Verbindung war das Gebäude eines ehemaligen Radio-Geschäfts in der Großstadt Z., das vor seinem Abriß „zwischengenutzt“ wurde von einer bunten Gruppe junger Geschäftsleute und das unter seinem Dach Plattenladen, Clubwear-Läden - second hand und neu -, Skateboard-Laden, Club und Bar versammelte. Inmitten der Großstadt entstand ein „Zuhause“, wie es eine der Befragten genannt hat - ein heimatlicher Haltepunkt.

7.2 Identitäten und Räume

Immer wieder kommen die regionalen Zusammenhänge ins Spiel: sich auf die Region beziehen, von der Region leben, sich hier aufgehoben fühlen, die Region partiell gestalten können:

„Das meiste (unserer Parties, B.S.) ist schon immer hier herum. Also die ganzen Parties, die wir im letzten Jahr gemacht haben, waren hier im Kreis XX. (...) Man ist schon irgendwie mittendrin, wo man die meisten Bekannten hier hat und auch viele Freunde. Und ich find die Gegend auch schön, von daher mach ich hier gern was“ (Blume, w., 31 J.: 325ff).

Hierüber bildet sich der Schwerpunkt des Engagements aus:

„Die Outdoor-Parties - und für mich muß ich sagen, die Indoor-Parties sind nur ein Mittel zum Zweck, daß man den Winter überlebt. Aber eine Open-Air-Party ist für mich viel mehr, um was es eigentlich geht" (DJ-X, m., 32 J., S.11).

Und hierin liegt für die Beteiligten auch ganz klar die eigene Vorliebe:

„Ich bin halt schon ziemlich naturverbunden. Also ich kann das nicht ab, wenn irgendwas drinnen ist, da kannst echt nicht weglaufen, kurz mal so. Ich mach das auch echt gern, so ein bißchen weglaufen. Das gibt auch immer irgendwie ein bißchen *power*, wenn Du zwei Stunden getanzt hast - was machst da in nem Club? Da sitzt nur rum und kriegst diesen Sound ab. Und draußen, da läufst ein bißchen rum und dann kommst zurück und hast die totale *energy*" (Blume, w., 31 J., 250).

Für Blume ergibt sich dies alles organisch auseinander: hier sind die Leute, hier sind die *locations*, hier nutzt man die kurzen Wege, hier versucht man, gemeinsam etwas auf die Beine zu stellen:

„Das ist halt auch, weil die ganzen Leute hier alle sind. Und dann überlegt man sich halt, da, oder da, oder da. Und dann kann man geschwind zusammen hinfahren und sich das anschauen. Und dann ist das auch nicht so viel action, wo man die ganzen Sachen stundenlang irgendwo hinkarren muß" (Blume, w., 31 J. 339).

Das Spezifische des ländlichen Kontextes zeigt sich auch an anderen Punkten, zum Beispiel da, wo es darum geht, eine Szene zu etablieren, einen neuen Musikstil einzuführen, etwas Neues zu beginnen. Solche Innovationen sind in der ländlichen Region zunächst einmal einer größeren Prüfung ausgesetzt. So berichtet DJ-X von schwierigen Anfängen:

„Da in XX (Kleinstadt, B.S.) hat man wirklich fast die metaphorischen fauligen Eier geschmissen bekommen, wenn man Techno aufgelegt hat. Dann kamen und die Leute und echt, wollten wirklich Streit mit dir haben. Es war natürlich für mich ein sehr, sehr - es war ein schöner kleiner Sieg, wenn die gleichen Leute drei Monate später schon komplett abgefahren sind auf Techno (...) ja, das war schon ein kleiner Sieg, die gleichen Leute, die mich drei Wochen davor oder Monate davor runterschlagen wollten, jetzt kommen und sagen hey, wann ist die nächste Party, das war schon sehr schön" (DJ-X, m., 31 J., S.8).

Auch Storm ist mit ihrem Laden erst einmal ein Wagnis eingegangen:

„Grade hier (beide:) *in XY* (kleines Dorf, B.S.).' Das sagt jeder. Jeder sagt zu mir: wie kannst Du einen Laden in *XY* aufmachen. Aber andersherum: Wenn Du weißt, da ist ein Laden, der hat ausgefallene Sachen, die wirklich schön sind, dann fahren die auch mit dem Auto hierher. Und dann fahren die gezielt her, und *wollen* was kaufen. (...) Die sind auch nicht gerade sparsam. Und die geben das Geld aus, wenn denen was gefällt. (...) Klar, am Anfang war's schon schwierig. Vor allem jetzt hier, in *XY*. Da sind die Leute von *XY* vorbeigelaufen, boah, das war schrecklich am Anfang. Die konnten das einfach nicht akzeptieren, dass Leute so rumlaufen. Und mittlerweile sind wir halt einfach das Lädle in *XY*. Und jetzt trauen sich schon ältere Leute rein" (Storm, w., 26 J., 249 ff.).

Auch Blume kann inzwischen als freie Malerin und Deko-Künstlerin von der Region leben, zunehmend sogar von einer Klientel, die ihr (jugend-)kulturell näher steht, weil es inzwischen auch kaufkräftige junge Leute gibt:

„Früher haben die Leute, die ich kannte, halt echt überhaupt keine Kohle gehabt, aber jetzt so langsam kommt's. Jetzt die zwei letzten Bilder, die ich verkauft habe, das waren auch zwei wilde. Das war echt toll. Das waren so ganz junge Leute, die haben jetzt neu gebaut, total moderne Wohnung, und da hat das super reingepaßt. Das baut einen dann auch mehr auf, als wenn jetzt so Leute kommen und gerne eine nette Seerose übers Sofa wollen, was du halt schon zum zehnten Mal gemacht hast" (Blume, w., 31 J., 86f.).

Solche schweren Anfänge, aber auch die überraschenden Wendungen, die es geben kann, machen einen Teil der ländlichen Ambivalenz aus. Zu dieser gehört auch, viel schneller Wirkung erzielen zu können, weil es wenig Konkurrenz gibt, aber auch um die Begrenzungen zu wissen, die es im ländlichen Kontext gibt. So stellt einer der Party-Veranstalter fest:

„Du kannst nicht mehr aus einer Gegend machen, als sie hergibt. (...) aber die innovative Power geht nicht von der Provinz aus, sondern von den Zentren" (Drum, m., 31 J., 556).

Wichtig ist, dass diese Gruppe versucht, genau das zu nutzen, was die Region an personellen, infrastrukturellen und räumlichen Ressourcen hergibt - und daraus sozio-kulturelles Kapital zu entwickeln. Wichtig ist, dass sie versuchen, sich *hier* diese Orte zu schaffen, anstatt sie losgelöst von der eigenen Lebenswelt zu suchen. So gelingt es, dem Style-Programm und gleichzeitig dem Bedürfnis nach Aufgehobensein zu entsprechen - und damit dem Anspruch auf eine Integration, die in der Lebenswelt der Befragten sonst eher schwierig ist. So kann das, was sonst vielleicht eher als gegensätzlich erlebt wird, zusammengebracht werden - ein Bedürfnis, das sowohl bei den befragten Frauen wie auch den Männern klar zum Ausdruck kommt. Sich dies hier geschaffen zu haben, ist für zwei der Befragten Frauen ein triftiger Grund, hier, in der Region zu bleiben - bei aller Ambivalenz:

„Nach dem Abi wußte ich: ich bleib auf keinen Fall hier, überhaupt nicht. Dann bin ich nach Heidelberg. Und wo ich wieder hier war, war ich schon froh, weil: ich hab hier meinen Freundeskreis. Man kann sich zwar überall einen Freundeskreis aufbauen, aber ich kenn' die Leute hier seit Jahren, bin eng befreundet mit ihnen, und ich mein: es schenkt sich nichts, es schenkt sich wirklich nichts - man kann nach Berlin ziehen oder Hamburg, man hat 'ne größere Stadt, mehr Chaos, mehr Möglichkeiten, aber es ist letztlich überall das Gleiche: man wohnt, man jobt, und warum soll ich nicht hier bleiben, wo ich meine Freunde habe, wo ich mir nicht irgendwie alles neu aufbauen muß" (Lila, w., 22 J., 220).

Gleichzeitig (vgl. 7.4, Raum-Dynamiken) haben die Befragten nur zum Teil ein „seßhaftes" Leben in der Region; für einige heißt regionale Identität auch: gehen - in dem Bewusstsein, wieder kommen zu können.

Betonungen:

Von der Region leben

Alle Befragten sind auf die Region angewiesen. Alle leben in und von ihren regionalen Bezügen, von dem regionalen Bekanntheitsgrad, den sie erworben haben, davon, dass sie einen regionalen Bedarf abdecken. Die Ladenbesitzer und -besitzerinnen sind darauf angewiesen, dass die regionalen Vermarktungsstrukturen, die sie sich aufgebaut haben, funktionieren, die Gruppe, die regionale Parties veranstaltet, ist darauf angewiesen, dass ihre Veranstaltungen weiterhin Besucher und Besucherinnen anziehen. Angewiesenheit wird auch im Hinblick auf die Freundschaften und Beziehungen genannt: es existieren Bindungen, die in gewissen Phasen lebensnotwendig sind, es gibt Beziehungen, die für die Weiterentwicklung der Szene wichtig sind, es gibt Netzwerke, auf die man sich verlassen kann. Dennoch heißt das nicht unbedingt, hier auch zu bleiben (s.u).

Euphorischer Pragmatismus, Aneignung und neue Bedeutungen

Betont wird die schlichte Tatsache: hier zu leben, hier Leute zu kennen, hier verwurzelt zu sein. Die community-Bezüge und der Bezug zur konkreten Region sind bei manchen Befragten nicht zu trennen. Gleichzeitig ist es auch für sie etwas Besonderes, mit Freunden und Freundinnen, die sie zum Teil seit Kindesbeinen kennen, nun auch jugendkulturell aktiv zu sein.

Gemeinsam ist den Aktivisten und Aktivistinnen, es nicht hinzunehmen, dass in der Region *nichts geht*, sondern aus ihr soviel wie möglich zu machen. Die schlechte Angebotsstruktur der Region wird in einer Mischung aus Euphorie und Pragmatismus zum Motivationsgrund für eigenes Engagement: wir leben nun einmal hier, also nutzen wir die Gegebenheiten, so gut wir können.

Aus der jugendkulturellen Gestaltung und Nutzung der Region entstehen besondere Bezüge zu ihr; es kommt zu einer - jugendkulturell beförderten - neuen Wertschätzung der ländlichen Region, der Schönheit der Landschaften, der Plätze. Zudem bekommt die Natur als Schauplatz von Parties gegenüber dem Club einen Distinktionswert durch das - räumlich wie auch zeitlich tendenziell unbegrenzte - Feiern im Freien. Dadurch, dass innerhalb der vertrauten Umgebung neue jugendkulturell bedeutsame Bezugspunkte entstehen, erschließt sich die Region *anders* und wird so erst zur eigenen.

Landklischees - bestätigt und widerlegt zugleich

Die ländliche Identität ist ambivalent: die Aktivisten und Aktivistinnen setzen Trends, sie haben jugendkulturell Erfolg, und dennoch sind sie sich der

Schwierigkeiten bewusst, in der ländlichen Region etwas Neues einzuführen: Für Drum geht die innovative *power* nicht vom Land aus, DJ-X erzählt von der kulturellen Zurückgebliebenheit des Landkreises. Andere sehen gerade hierin Vorteile: hier wird das Engagement einiger weniger viel deutlicher (Blume), hier ist man schnell etwas Besonderes, hat aufgrund dessen auch schnell eine spezifische Nachfrage (Rosa, Storm). Und der „Außenblick“ von Su aufs Land bescheinigt den ländlichen Jugendlichen sogar mehr Mut und Aufgeschlossenheit gegenüber neuen Trends.

Die Ambivalenzen des Regionalbezugs

Betont werden die Qualitäten der Region, vor allem die hier aufgebauten sozialen Zusammenhänge. Ganz offen wird von einzelnen die Angewiesenheit auf den regionalen Kontext, die Beziehungen, die sie hier haben, benannt. Doch das Verhältnis zur Region bleibt ambivalent. Wichtig sind in diesem Zusammenhang die Bezugsmöglichkeiten auf eine globale Jugendkultur. Diese schaffen sowohl die Möglichkeiten zu bleiben (und dennoch *im Trend* zu sein), als auch Denk-Möglichkeiten zu gehen und über den jugendkulturellen Zusammenhang wieder neue Anknüpfungspunkte zu finden. Die Szene-Aktivist*innen können die wechselseitige Bezugnahme von lokal auf global (und wieder zurück) bei Bedarf für sich nutzen. Dies wird im folgenden Abschnitt noch deutlicher.

7.3 Raum-Dynamiken

Räume und Raumbezüge verändern sich, erstere sind Gegenstand einer ständigen Umgestaltung, letztere wechseln mit wechselnden Relevanzen. Das Dynamische sehen die Befragten als ein Qualitätsmerkmal, zum Beispiel im Hinblick auf die *Party-locations*:

„Die Parties sind bei uns in der Gegend: bei Z. - unter der Autobahnbrücke -, bei K. - in der Pampa - , bei L.. Ich finde, es sollte immer was Neues sein, nichts Eingespieltes“ (Drum, m., 31 J., 160).

Techno ist deshalb für ihn so faszinierend, weil es sich ständig im Fluss befindet und sich so gleichem Zugriff entzieht:

„Es ist nichts zu Fassendes (...) es ist nichts Statisches“ (Drum, m., 31 J., 341).

Entsprechend sieht er auch in den mit Parties geschaffenen Räumen etwas ständig Entstehendes und wieder Vergehendes: sie werden spontan veranstaltet und so schnell sie aufgebaut sind, so schnell sind sie auch wieder verschwunden. Die Dynamik wird hier zum Hauptcharakteristikum des Raumes.

Für Storm ist das immer neue Gestalten und Verändern ihrer Geschäftsräume *ein* Aspekt in ihrer Selbstinszenierung als permanent sich in Veränderung befindende und Veränderung brauchende junge Frau:

„ich hab jetzt die zwei Läden, und das war alles voll toll und gut, und jetzt läuft das halt. (...) und das ist einfach schon irgendwie wieder langweilig, da ist kein Risiko mehr dabei. Und jetzt hätt ich schon wieder ein Angebot, ein neues, und jetzt ist da schon wieder eine Idee, und da wird jetzt schon wieder getüftelt, und ausgefeilt, das könnte man so machen und das so und so, das ist der Renner, das ist der Bringer. Das brauchst“ (Storm, w., 26 J., 384 ff.).

Dieser Lust auf Veränderungen entspricht, dass der Wegfall ehemals wichtiger *locations* zwar für schade gefunden, ihnen jedoch nicht wirklich nachgetrauert wird:

„Ich finde es sehr schade (den Abriß des Gründerzentrums, B.S.), aber jetzt gibt es halt Club P., kennst du das? Am kleinen Schloßplatz (...). Das wird nächstes Jahr abgerissen. (...) Also es ist wiederum schade, daß alles abgerissen wird, aber wiederum entstehen natürlich dadurch, daß es abgerissen wird, immer wieder neue Sachen und dadurch wird's nicht langweilig, find ich jetzt auch“ (Eye, w., 20 J., S.39, Hervorh. B.S.).

Manche der Befragten machen ein nomadisches Verhalten zu ihrem Lebensprinzip. Die Region spielt dabei eine wichtige Rolle - als Ort, an den immer wieder zurückgekehrt werden kann. Doch auch der jugendkulturelle Bezug ist dabei wichtig - er stiftet sozusagen den (ortsunabhängigen) Zusammenhang. So bei Blume, die seit Jahren den Winter in südlichen Gefilden verbringt, dabei jedoch immer jugendkulturell angebunden bleibt. Bei ihr ist das Nomadisieren am stärksten ausgeprägt - und gleichzeitig hat sie einen sehr engen Bezug zur Region.

„Ich mein ich zieh ja jetzt aus, und hab schon gedacht, mal gucken, vielleicht find ich ein schönes Häuschen in Spanien, am Strand - mal gucken, ich weiß es nicht - das ist jetzt gerade alles offen. Vorher (vor den drei Jahren, die sie wieder in der Heimatregion lebt, B.S.) hab ich in der Lüneburger Heide gelebt. Ja, ich find's hier auch schön. Klar, hier hab ich die ganzen Kumpels und so. Da fühl ich mich schon wohl“ (Blume, w., 31 J., 383).

Und dennoch geht sie jetzt erst einmal wieder.

Betonungen:

In Bewegung bleiben

Ein wichtiger Gedanke taucht indirekt oder direkt immer wieder in den Interviewaussagen auf: es kommt darauf an, in Bewegung zu bleiben, sich weiterzuentwickeln, nicht stillzustehen. Bestand ist eben nicht der einzige Gradmesser für Relevanzen - die Qualität liegt genauso sehr in der Veränderung: so definiert sich Storm über das Annehmen ständig neuer Herausforderungen, alles andere würde für sie Stillstand und persönliche Stagnation bedeu-

ten. Durch eine solche Haltung kann auch die Bewertung von ungewollten Veränderungen offener werden. Zum Beispiel kann Eye an dem Abriß eines zwischenengenutzten jugendlichen Gründerzentrums auch etwas Positives sehen: so bleibt die Szene in Bewegung, so kann sich immer wieder etwas Neues entwickeln. Dies entspricht der Spannung *dynamische Weiterentwicklung-flexibler Bestand*, mit der in Kapitel 5, Gemeinschaften, spätmoderne Gemeinschaften charakterisiert wurden. Schließlich liegt auch in der Art und Weise, wie die regionale Szene ihre *locations* wechselt, etwas von diesem positiv bewerteten Nomadischen: der Reiz liegt darin, immer neue Orte für eine Party zu finden, kreuz und quer durch die Region zu ziehen. Es kann gut sein, dass diese engagierten Leute im Laufe der Jahre auch müder werden und nicht mehr so viel Bewegungsenergie aufbringen. Und dennoch ist für genau diese Jahre die Bewegung eine wichtige Erfahrung - als Erfahrung, im Übergang handlungsfähig zu sein und etwas bewirken zu können. Hier liegt ein biografisch wichtiges Lernfeld, das genauso Bestärkung wie Enttäuschungserfahrungen bereithält.

Weggehen und wiederkommen können

Fast alle Befragten sind weit gereist: nach Indien, nach Jamaika. Einige von ihnen haben bereits einen oder mehrere Winter in fernen Ländern an fernen Stränden verbracht. Manche sind schon einmal weggezogen, dann aber wieder in die Region zurückgekommen. Zwei der weiblichen Befragten sind gerade dabei, zumindest für eine Weile nach Südeuropa zu ziehen. Auch wenn oder gerade dann wenn junge Frauen und Männer mobil sind und sich nicht dauerhaft an die Region binden, scheint es notwendig zu sein, dass es den Regionalbezug gibt: er schafft offenbar den emotionalen Rückhalt, den es braucht, um weggehen zu können - weggehen mit dem Gefühl, auch wieder zurückkehren zu können. Diese Art des In-Bewegung-Seins ist also nichts Losgelöstes, sondern verdankt sich gerade dem Wissens darum, in der Region (wieder) einen Halt finden zu können. Auf der räumlichen Ebene wird hier quasi die Yo-yo-Bewegung zwischen Ungebundenheit und Halt nachvollzogen. Den Zusammenhang, die Haltepunkte also, stiftet die jugendkulturelle Einbindung: so sind DJane Zoras Ausreisepäne direkt damit verbunden, andernorts ihre Form des künstlerisch-musikalischen Engagements fortsetzen zu können. Und auch Blume hat sich auf ihren Reisen bislang zumeist entlang der jugendkulturellen Routen bewegt. Die These ist, dass dieses jugendkulturell unterstützte und gehaltene Nomadisieren für diese jungen Frauen und Männer eine positive Basis-Erfahrung darstellt, auf die sie im weiteren Übergangsprozeß immer wieder zurückgreifen können, auch wenn sich der jugendkulturelle Bezug im Laufe der Jahre lockert.

Übergreifende Raumbezüge, Querverweise, implizite Relevanzen

Die Szene entwickelt sich in der Spannung aus global und local („glocalization“): indem diese jungen Frauen und Männer in einer ländlichen Region Südwestdeutschlands ihre Party feiern, nehmen sie Bezug auf Orte in der Welt, wo sie auch schon gefeiert haben oder wissen, dass dort junge Frauen und Männer dasselbe tun. So haben die Mitglieder von Vibes+Tribes ihre Erfahrungen an den Stränden von Goa (und früher Jamaika) gemacht, sie feiern ihre Parties auf der schwäbischen Alb im *spirit* von Goa oder Jamaika. Indem sie feiern und tanzen, beleben sie ihre inneren Bilder, ihre Erfahrungen und Erinnerungen. Damit nehmen sie - innerlich wie äußerlich - Bezug zu einer internationalen Jugendkultur. Das Bewusstsein dieser transnationalen **Community** bringt einen zusätzlichen Bedeutungs- und Motivationsgewinn. Nach den sozialgeografischen Studien von Doreen Massey zum veränderten Verhältnis zwischen Stadt und Land in globalisierten Jugendkulturen („from roots to routes“, Massey 1998:123) gibt es daher kein Land im Sinne von Provinz mehr. Die Modernisierung des Landes zeigt sich vielmehr im wechselseitigen Zusammenhang von Orten, Kulturen und Menschen:

„social relations which constitute space are (...) organised (...) into *constellations of temporary coherence* (and among such constellations we can identify local cultures) set within a social space which is the product of relations and interconnections from the very local to the intercontinental. This is a view of social space which recognises its enormous complexity and which refuses prematurely to tarne it into any hierarchy of neatly ordered boxes labelled urban, regional, national“ (Massey 1998:125, Hervorh. im Original).

Interessant ist, dass Doreen Massey mit ihren „Konstellationen von vorübergehender Kohärenz“ auch Sozialräume als „dynamische“ betrachtet - entsprechend dem dynamischen Charakter von Gemeinschaften (vgl. Kapitel 5.1), und einem weiter unten zu entwickelnden dynamischen Begriff der Identitätskonstitution. Solche dynamischen Konzepte, die weder die geforderte Beweglichkeit noch den nötigen Halt und Zusammenhang aus dem Blick verlieren, scheinen für die Beschreibung von Lebenslagen und Lebensbewältigungsstrategien in spätmodernen Übergängen unabdingbar zu sein. Es geht um das Erfassen der „prozessualen Modalität der gesellschaftlichen Realität“ (Bauman 1995a:224), es geht um das Erfassen *wechselnder* identitätsrelevanter Bezugspunkte der Subjekte, und es geht um das Erkennen von Machtstrukturen, die sich ebenfalls modernisieren.

7.4 Körperliche (Frei-)Räume: Räume als Bühnen für Selbstinszenierung

Innerhalb, zwischen, trotz dieser Machtstrukturen gelingt es Jugendkulturen immer wieder, sich Freiräume zu schaffen. Die Outdoor-Parties von Vi-

bes+Tribes stellen einen solchen Freiraum dar, der in den Aussagen der Befragten unmittelbar gekoppelt ist an körperliche Bewegung. Die Bewegung schafft erst den Raum. Andererseits wird auch das körperliches Erleben räumlich beschrieben: die Nacht als Zeit-Raum, durch den der Körper sich einen Weg sucht:

„Es geht mir um die gute Party, wo irgendwie alles stimmt: der Platz, die Leute, der Sound, so vom ganzen Rahmen her. Wo ich weiß: ok, jetzt hab ich hier wirklich die ganze Nacht, ich bin hier die ganze Nacht, und bin hier auch morgens noch. *Es geht mir eigentlich mehr um den Weg durch die Nacht.* Wo ich nicht nur 2 Stunden tanz, sondern wo ich weiß: jetzt geht es los, jetzt gehts volle Rohre ab" (Drum, m., 31 J., 403, Hervorh. B.S.).

In der subjektiven Wahrnehmung verschmelzen Zeit, Raum, Körper, Gemeinschaft zu einer Einheit:

„Mit ein par hundert Leuten irgendwie im Mondschein eine Nacht durchtanzen und du merkst, wie der Morgen anfangt. Und Du stehst da auf nem Feld. Es ist ein irres feeling, das da in der Luft liegt" (Drum, m., 31 J., 56).

Diese Räume werden von jungen Frauen und Männern durchaus unterschiedlich erlebt, haben damit immer eine Geschlechterdimension. Zu erinnern ist hier noch einmal an Blume's bereits zitierte Aussage: „*Ju kannst hingehen und bist safe*" (Blume, w., 31 J., 192), die unterstrichen wird durch die vergleichende Beobachtung von Lila:

„Disco ist typische Anmache - da bist Du Freiwild, als Frau, und als Mann wahrscheinlich genauso. Auf so Goa-Parties, oder Outdoor-Parties (...) ist es völlig anders. Da gibt es das nicht. Durch das Zusammengehörigkeitsgefühl gibt es keine miese Anmache. Da gehört man ja eh zusammen, hat jeder so das Gefühl. Du mußt also nicht baggern gehen. Du kannst mit den Leuten auch normal reden, ohne sie anzumachen. Da passiert's Dir wahrscheinlich als Frau genauso, dass Du ganz leicht mit Leuten in Kontakt kommst, Dich ganz locker von jemandem ansprechen läßt, der das ganz nett macht auch irgendwie. In der Disco ist immer so ne Spannung: der Typ glaubt er muß jetzt baggern gehen, und das Mädél ist irgendwie auf Distanz: paß mal auf. Auf den Parties ist das ganz anders. Da ist das viel lockerer. Da empfinde ich das als völlig harmlos. Also *ich* kann mich da viel ungezwungener bewegen, ohne immer Angst zu haben, da könntest jetzt dumm angemacht werden. Also angenehm, als Frau empfind' ich's echt angenehm. Deswegen geh ich viel leicht gar nicht so in Clubs" (Lila, w., 22 J., 2. S., 260).

Das soziale Setting „Goa-Party" sichert unbegrenzte Bewegungsfreiheit, und stellt vor allem für junge Frauen einen Freiraum dar.

Einen anderen Typus von Freiraum bieten die Modeläden, in denen die Interviews mit den jungen Frauen und Männern aus der Modebranche durchgeführt wurden. Die Interaktionen beim Verkauf zwischen Verkäufern/Verkäuferinnen und Kundinnen (sowie ihren Freundinnen), die ich am Rande dieser Interviews beobachten konnte, zeigten, wie auch der Modeladen als kleine Bühne wahrgenommen wird: die Musik, die Farben, das gesamte Ambiente dieser Läden sind die geeignete Kulisse für das Probieren eines neuen Kleidungsstücks. Sie bieten einen geschützten Raum, den junge Frau-

en für sich nutzen. Häufig ist das Einkaufen in kleinen geschlechtshomogenen Grüppchen, die für Interaktionen mit der (zumeist gleichgeschlechtlichen) Verkäuferin offen sind. Es herrscht keine Eile, der Freiraum wird auch als zeitlicher Freiraum genutzt, als kleine Aus-Zeit im Alltag. Freundinnen verschwinden entweder zusammen in der Kabine (vgl. Ganetz 1995) und probieren wechselweise die ausgesuchten Kleidungsstücke, oder eine geht in die Kabine und die andere schaut sich einsteilen um, betrachtet sich im Spiegel, korrigiert ihr Make-Up, bewegt sich zu den allgegenwärtigen Beats. Kommt die Freundin aus der Kabine, hat sie einen kleinen Auftritt, mit Publikum, Spiegeln, passende Schuhe und Accessoires werden organisiert. Die Kommentare bewegen sich zwischen Bestätigung, solidarischer Kritik und lautstark inszeniertem Dissens („unmöglich!“). Zusammen mit der Verkäuferin findet in kürzester Zeit eine Verständigung über die wichtigsten Details, die das jeweils angesagte oder intendierte Styling ausmachen, statt. Mit der Art und Weise, wie ein Kleidungsstück getragen wird, werden gleichzeitig Körperhaltungen und Bewegungsformen moduliert⁷⁸. Die Expertinnenschaft liegt dabei auf Kundinnen- wie auf Verkäuferinnenseite.

Betonungen:

Das Raumerleben „durchtanzte Nacht“

Die Party-Räume werden ertanzt, werden mit dem Körper erlebt. Tanz-Räume sind Bühnen für Selbstinszenierung, gleichzeitig aber auch Orte intensiven Körpererlebens. Hier spielt der zeitliche Faktor eine entscheidende Rolle: die beträchtlichen Zeit-Räume, die hier durchtanzt werden, haben entsprechende Wirkung auf die Wahrnehmung. Eine Nacht durchzutanzten, schafft einen Trance-Effekt: körperliche Erschöpfung geht einher mit einem Zustand des Hellwach-Seins. Diese spezifische Mischung macht ein intensives Körper-Raum-Erleben in raum-zeitlicher Dimension möglich.

„safe places“ - Räume und Geschlechterbeziehungen

Intensives Körpererleben braucht gesicherte Räume. Die Party-community gewährleistet, dass diese Tanz-Räume frei sind von Repression oder „Anmaché“, sei es aufgrund des Geschlechts, sei es aufgrund der Hautfarbe. Der sichere Raum ist für beide Geschlechter befreiend - er befreit vor sexisti-

78 **Kein unwesentlicher Aspekt: das sich mit bestimmten Kleidern verändernde Körpergefühl. So bewirken auf der Hüfte getragene weite Hosen eine verstärkte Wahrnehmung der Hüfte und vermitteln das Gefühl einer besseren Erdung. Diese Erkenntnis von der Wechselwirkung zwischen äußerer Betonung der Hüfte und körpereigenem Erleben wird im orientalischen und afrikanischen Tanz genutzt (Buonaventura 1997).**

sehen bzw. homophoben Übergriffen, er läßt das Spiel mit den Geschlechterrollen zu, Experimentierräume entstehen (vgl. hierzu die Kapitel 6, Körper, Abschnitt 6.4, aber auch weiter unten Kapitel 8, Identität, Abschnitt 8.5). Dadurch verändert sich die geschlechtsspezifische Rollenverteilung und die geschlechtsspezifische Verteilung von Freiräumen: da alle tanzen, setzen sich alle - egal, welchen Geschlechts - einander aus. Da alle *überall* tanzen, entfällt die Grenze zwischen Tanzfläche und Zuschauerfläche, die immer geschlechtsspezifisch konnotiert war im Sinne von: die tanzenden Frauen, die zuschauenden Männer. Hierdurch entsteht ein anderer, demokratisierter Raum für die körperliche Selbstdarstellung: alle tanzen, alle sehen und werden gesehen, diesen Doppelstatus haben tendenziell alle. Die Szene verändert also die „Rahmung“ (Goffman 1974), namentlich für die Geschlechterbeziehungen. Alte Ritualisierungen können aufbrechen, dafür entstehen neue, vermeintlich hierarchiefreie(re) Rituale, die ihre Ausschlußmechanismen erst im Laufe der Zeit offenbaren (vgl. Wulf 2001)⁷⁹.

Räume für Selbstinszenierung:

Die Party ist eine Bühne, mit der Spezifik, dass Darsteller/ Darstellerinnen und Zuschauer/Zuschauerinnen in dieser Jugendkultur größtenteils identisch sind. Inzwischen sind in Clubs Podeste für (Vor-)Tänzer und Tänzerinnen gang und gäbe, die Goa-Trance-Szene verzichtet hierauf. Das Party-Geschehen wird häufig photographisch oder filmerisch dokumentiert und findet seine mediale Verdoppelung im internet oder in den einschlägigen Szenemagazinen, die letzten Party-Events dokumentieren. Dies gilt in extremer Weise für die Club-Szene, in abgeschwächter Form jedoch auch für die hier im Mittelpunkt stehenden Parties. Das heißt: die Szene schafft sich selbst Bühnen für die Selbstinszenierung, und setzt damit eine (verdeckte) Anforderung in spät-modernen Gesellschaften um: sich zu präsentieren und dieses Spiel zu beherrschen.

79 In der „Techno-Literatur“ vielfach hervorgehoben (Richard/Krüger 1995, Klein 1999, Zuchiatti 1999) und zum Teil auch kritisch diskutiert (Kitlitschko 1997) wurden die Veränderungen, die Techno im geschlechtsspezifischen Tanzverhalten mit sich brachte. Um diese Veränderungen in ihrer Tragweite zu begreifen, ist man inzwischen fast schon auf „geschichtliche“ Texte angewiesen, so etwa auf die Untersuchung von Maria Pini zu den neuen Freiheiten von jungen Frauen in der britischen Dance-Szene der späten achtziger und frühen neunziger Jahre (Pini 1997, vgl. auch Osgerby 1998). Birgit Richard erinnert daran, dass es bis in die 90er Jahre immer ein Übergewicht an tanzenden Mädchen und Frauen gab - und damit eine geschlechtsspezifische Verteilung von weiblichen Tanzenden und männlichen Beobachtern, die sich durch eine Veränderung des Tanzraums und die Ausweitung der Tanzbewegungen auf den gesamten Raum und auf beide Geschlechter auflöste. Ihre Bemerkung, dass bei Mädchen „das Tanzen eine andere biographische Bedeutung hat als bei Jungen und Männern“ (Richard 1995: 320), muß inzwischen relativiert werden.

Die Modeläden sind eine Art Prohebühnen für die Straße, die Party, das (Szene-)Leben. Die Inszenierung, die dort stattfindet, ist ein Spiel mit Rollen im geschützten Raum, ein Suchprozeß, ein Prozeß der Vergewisserung über die Rolle, die ich - als junge Frau, als junger Mann - im Übergang spielen will. Wenn hier die Suchbewegungen offenkundig werden dürfen, so herrscht im öffentlichen Raum die Selbstinszenierung als die coole Szene-Gängerin.

7.5 Zusammenführung: Die Gestaltung von Bühnen für die Selbstinszenierung der Community

Die Raumdimensionen bringen Handlungsaspekte zum Vorschein, in denen die befragten jungen Frauen und Männer äußerst wirkungsvoll eigene Strukturen schaffen, und sich damit einen für sie bedeutungsvollen Part ihres Übergangssettings selbst gestalten. Sie gehen dabei aktiv mit den Ambivalenzen der ländlichen Region um: sie nutzen die Ressourcen, die hier verfügbar sind, vor allem die Ressource der persönlichen Beziehungen, sie kombinieren diese mit dem Potential ihrer jugendkulturellen Bezüge, sie schaffen etwas Neues und bleiben gerade dadurch eingebunden in die Region - was nicht ausschließt, diese irgendwann oder immer wieder zu verlassen. Beide Raumbegriffe - die des Sozialraums und die der Region - bleiben hier wichtig: die ländliche Region ist das strukturelle Setting und der räumliche Bezugspunkt für diese Aktivitäten; was diese dann hervorbringen, sind selbstgestaltete Sozialräume, sind Bühnen für vielfältige Möglichkeiten der Selbstinszenierungen, sind Experimentierräume zum Beispiel im Hinblick auf Geschlechterrollen und ihre Variationsmöglichkeiten.

Deutlich wird hier das Zusammenspiel von Struktur und Handeln, das freilich auch unter dem Machtaspekt zu sehen ist: Räume wie die Region oder der jugendkulturelle Sozialraum sind weder einfach gegeben noch völlig frei gestaltbar. Richtet man den Fokus auf Handeln und betrachtet den Zusammenhang zwischen Struktur und Handeln eher unter dem Handlungsaspekt, geht man also vor allem von einer Kette Handeln-Struktur-Handeln aus, so tritt der Bedeutungs- und Motivationsaspekt, der weiteres Handeln ermöglicht - zum Beispiel dadurch, dass ein Raum nun jugendkulturell bedeutungsvoll geworden ist - in den Vordergrund. Richtet man den Focus auf Struktur, sieht man den beschriebenen Zusammenhang also eher in der Kette Struktur-Handeln-Struktur, so tritt das Resultat des Handelns (also die neue Struktur) in den Vordergrund: ein Handeln, das Räume schafft („Places“, Skelton/Valentin 1998), oder Zeiten (zum Beispiel die Nacht, vgl. Sanchez/Martins 1999), ein Handeln, das Bühnen schafft für die Inszenierung der Körper (Klein 1999). Die befragten jungen Frauen und Männer schaffen mit ihrem raumgezogenen Handeln *infrastrukturelle Voraussetzungen* für die

Entwicklung von Bedeutungen - weil Erfahrungen, Begegnungen, die Entstehung von Zugehörigkeiten auf Räume angewiesen sind. Gleichzeitig finden hier wichtige Lernprozesse und Vergewisserungen statt.

Wer sich Räume aneignet, kann über sie verfügen. Dieser Machtaspekt kommt z.B. in den männlichen Risiko-Betonungen im Zusammenhang mit der kurzfristigen illegalen Aneignung von Räumen zum Ausdruck, aber auch überall da, wo mit einem neuen Raum eine Gelegenheit geschaffen wird, einen eigenen Stil zu etablieren, nach eigenen Spielregeln zu arbeiten, den eigenen Geschmack weiterzuentwickeln und zu verbreiten. Diese Selbstgestaltung, diese Kreativität, dieses *Style- Work* ist geradezu darauf angewiesen, dass es gestaltbaren Raum gibt, in dem sie sich umsetzen können. Doch es wird durch das raumaneignende („territorialising“, Massey 1998:128) und raumgestaltende Handeln ein Innen und ein Außen definiert, und jugendkulturell zumeist eine Distinktionslinie - hier zum Beispiel gegen den *mainstream*⁸⁰. Diese Form der sozialen Integration hat also häufig die Gegenseite der Abgrenzung gegen andere⁸¹. Machtaspekte, die von außen wirken, zeigen sich in den Kommerzialisierungstendenzen der techno-Szene, die die Grenzen dieses frei gestaltbaren Raumes aufgezeigt haben. Und so sehr die ländliche Szene die Ressourcen der ländlichen Region zu nutzen weiß, so sehr ist sie immer wieder mit strukturellen Begrenzungen konfrontiert. Es ist auf dem Land eine im Vergleich zum **Urbanen** Milieu nur wenig entwickelte Nischenkultur/-ökonomie vorhanden, weswegen hier keine nur auf Szeneeengagement basierende Existenz vorstellbar ist - alle Aktiven müssen ihren Lebensunterhalt andersweitig verdienen.

Dennoch ist das, was hier im Bezug auf den Raum getan wird, in allen drei für die Gestaltung von Übergängen so relevanten Dimensionen *Handlungsfähigkeit, Zugehörigkeit und Sinn* äußerst effektiv, wobei sich individueller und kollektiver Nutzen besonders stark verschränken:

In der Schaffung, Aneignung und Gestaltung von Räumen wird *Handlungsfähigkeit* konkret erfahrbar, hier bekommen Handlungen eine sichtbare, materielle Wirkung, nach innen (für die Aktiven) wie nach außen (für die **Community**).

Hiermit schaffen die Aktiven konkrete/reale und symbolische Bezugspunkte, **für** sich und andere. Hier ist die Spaltung zwischen individuellem

80 Doreen Massey sieht im jugendkulturellen „fencing off einen Teil umfassender Strategien „to protect and defend particular groups and interests. Fencing off space may also, on the other hand, be an expression of attempts to dominate, and to control and define others. What is clear that such strategies of spatial Organisation are deeply bound up with the social production of identities“ (Massey 1998:126f).

81 Techno gilt als inklusiv und exklusiv: ersteres, weil er „vielen gefällt“ (Blume), letzteres, weil er - obwohl einer seiner Wurzeln in der schwarzen Subkultur der House-Szene liegt - eine vorwiegend weiße Jugendkultur ist. Hier ist allerdings zu differenzieren zwischen der hochkommerziellen Szene und den hier im Zentrum stehenden regionalen underground-Strukturen, die sich einem Ethos von Offenheit, Toleranz und Respekt verpflichten.

und kollektivem Nutzen aufgehoben: diese Raum-Arbeit ist immer gleichermaßen für die persönliche Ebene wichtig, wie sie für andere, also kollektiv, wichtig werden kann: Gestalten einzelne einen Raum für jugendkulturelle Events, dann entsteht für alle potentiellen Besucher und Besucherinnen ein Ort, an dem *Zugehörigkeit* inszeniert und erfahrbar wird⁸².

Die Trennung zwischen individuellem und kollektivem Nutzen löst sich besonders im Aspekt der Versorgung der Region auf: mit dem Schaffen von Räumen in der Region wird letztere mit einem jugendkulturellen Angebot versorgt, doch Selbstversorgung und die Versorgung anderer liegen hier ganz dicht beieinander - de facto gehen sie miteinander einher: die Aktivisten und Aktivistinnen schaffen in der Region Orte für sich selbst und für andere; sie veranstalten Events, weil sie selber daran interessiert sind, dass in der Region etwas „geht“, aber auch aus einem Eigeninteresse an „Party“; es entstehen Läden, mit denen einzelne eine Existenz aufbauen, gleichzeitig jedoch die Region mit szenespezifischen Waren versorgen. Interessant ist auch, dass hierin, zwischen Selbstversorgung und Versorgung der Region/der regionalen Szene ein spezifischer Motivationsgrund zu liegen scheint, sich zu engagieren - eben *weil ich mich damit gleichzeitig für die Region wie für mich selbst engagiere*. Das heißt: hier, in dieser Gleichzeitigkeit, kann *Sinn* entstehen, bekommt das Handeln eine doppelte (und daher vielleicht umso tragfähigere) Begründung - und einen doppelten Nutzen.

Was hierdurch geschaffen wird, sind jugendkulturelle Haltepunkte, sind Formen von Heimat, die sich von anderen Formen darin unterscheiden, dass sie selbstgestaltet sind. Der sonst meist erlebten emotionalen Diskrepanz zwischen Heimatlichkeit und Bevormundung wird hier offensiv begegnet und damit ein wichtiger Schritt im Übergang zum Erwachsensein geleistet. Heimat speist sich hier - und das ist keineswegs paradox - aus einem größeren (tendenziell globalen) Bezugssystem, das mit einer internationalen Jugendkultur wie Techno einhergeht: die regional/lokal entstehenden Orte verweisen auf die globale Szene, schaffen globale Bezugsmöglichkeiten, machen andere, offenere, flexiblere Formen der Identitätsbalance möglich. Identitäten sind damit nicht mehr so stark regional gebunden, wenn es auch weit über die Region und das Land hinaus Bezugspunkte und -personen gibt, die einen Ortswechsel denkbar machen, weil auch anderswo an eine „globali-

82 Wie Bob Malbon mit seinen raumbezogenen Untersuchungen deutlich gemacht hat, ist der Raumaspekt genauso bedeutend für jugendkulturelle Identifizierung wie etwa Musik oder Mode: „While the sounds of youth (Chambers 1986; Halfacree and Kitchen 1996) and young people's ways of dressing (Finkelstein 1991, McRobbie 1994) have been studied, albeit fleetingly, little attention has been given to the actual Spaces or contexts of their interaction. If we accept that we all (to a lesser or greater extent) have the ability to present ourselves in different ways in different places and at different times, then the Spaces or contexts of social interactions become key factors in terms of our opportunities to refashion ourselves and identify with others" (Malbon 1998:276ff).

sierte Jugendkultur"⁸³ angeknüpft werden kann. Wichtig ist, dass die Befragten auf eine wichtige Lernerfahrung zurückschauen können, die das Vertrauen in den Ortswechsel stärkt: die Erfahrung, dass es ihnen bereits gelungen ist, selbst soziale Räume (mit anderen) zu gestalten.

Hiermit in Verbindung stehen möglicherweise die dynamischeren Raumkonzepte, die in manchen der Interviews zum Ausdruck gebracht wurden: Veränderungen werden begrüßt, auch wenn sie mit Abschied, mit dem Wegfall von „angestammten“ Orten verbunden sind: der Blick richtet sich eher nach vorne auf das, was kommt, was sich künftig entwickeln kann. Diese offensive Grundhaltung verdankt sich, so die These, einer Grunderfahrung: dass es möglich ist, ein Netz zu schaffen haben, auf dessen Funktionieren sie sich verlassen können, das zumindest für einen bestimmten Zeitraum genügend sozialen Halt verspricht - as *constellations of temporary coherence* (Massey 1998). Und in den genannten Fällen ist dieses Netz zudem eines, das international ausgreift.

Der Raum ist also Sprungbrett **für** Ortswechsel und Rückkehr/Haltepunkt und damit relevant für Übergänge. Und die genannte Sicherheit und Vertrauen vermittelnde Grunderfahrung in der Raumdimension ist etwas, worauf junge Frauen und Männer immer wieder in ihren Übergangsprozessen zurückgreifen können. Und wovon möglicherweise junge Frauen besonders profitieren⁸⁴.

Mit der Raumdimension wird nun der Zusammenhang zwischen Handlungsfähigkeit, Zugehörigkeit und Bedeutung noch deutlicher:

Die Handlungsfähigkeit, die sich hier im Raumschaffen und -gestalten ausdrückt, hat zum einen einen direkten Zusammenhang zur Ebene der Zugehörigkeit: dieses Raum-Schaffen ist erst möglich innerhalb und mit der **Community**. Es ist gleichermaßen auf Eigeninitiative angewiesen, wie auf Zusammenarbeit und Unterstützung durch andere. Überhaupt kann es als Kompetenz angesehen werden, wie in diesen jugendkulturellen Zusammenhängen gegenseitige Unterstützung organisiert wird und damit der Ideologie, alles alleine machen zu müssen/zu können, gegengesteuert wird. Es ist sowohl in actu als auch in seinen Ergebnissen auf die **Community** bezogen - und greift hierbei insbesondere deren Bedürfnis nach Selbstinszenierung **auf**⁸⁵. Der Raum entsteht, weil und insofern er als Bühne **für** Selbstinszenierungen, für diese Präsentationen, Identifikationen und Interaktionen wichtig

83 Vgl. hierzu für den Bereich der „Club-Culture“ Carrington/Wilson 2001, die - neben anderen - auch den Faktor des Jugendtourismus beleuchten. In anderen Jugendkulturen wie z.B. Hip-Hop mag diese internationale Vernetzung noch weiter fortgeschritten sein.

84 Interessant ist, dass für fast alle weiblichen Befragten die Frage Weggehen-Bleiben ein Thema ist, dem sie sich offensiv stellen, und „Nomadisieren“ eine wichtige Option im Übergang dieser junger Frauen geworden ist.

85 Vgl. Giddens' Regionalisierung, um routinisierte soziale Praktiken zu bezeichnen (Giddens 1995:171). Präziser wird es bei Wenger (1998), dem es um Communities of practice geht, mit denen ein Ort bedeutungsvoll wird.

wird: die Performance erfordert performativity. Und genau an diesen konkreten Orten - Party, open-air-rave, Club, Bar, Plattenladen, Modeladen - konstituiert sich eine bestimmte Szene überhaupt erst.

Diese Zugehörigkeit macht Individuen kollektiv handlungsfähig (bzw. bestärkt sie in ihrer Eigeninitiative), und andererseits schafft diese Handlungsfähigkeit Strukturen von Zugehörigkeit - in einem engen Wechselverhältnis. Sinn und Bedeutung entstehen möglicherweise in diesem Wechselverhältnis: zum einen entfaltet das raumschaffende und -gestaltende Handeln selbst eine Relevanz - es ist zum Beispiel sehr dazu angetan, Anerkennung von anderen zu organisieren. Zum anderen wird hierdurch ja immer auch symbolische Arbeit geleistet, das heißt: eigenständige szenetypische Symbolsysteme verstärkt und/oder erst kreiert.

Das heißt also: das raumschaffende Handeln in Jugendkulturen erfolgt zumeist aus *Zugehörigkeiten*, die durch neu entstehende, selbst gestaltete Räume bestärkt werden - konkret (infrastrukturell) wie symbolisch. Hieraus entsteht *Bedeutung*, hierdurch gewinnt eine Jugendkultur an Relevanz, hierdurch entstehen Motive und Motivationen zu weiterem *Handeln*.

8. Identität - die postmoderne Wiederkehr eines modernen Problems

„Antonovsky, in particular, has defined alienation, or in his terminology the opposite of 'sense of coherence', as the extent to which a lack of confidence about the manageability, meaningfulness, and comprehensibility of life permeates one's orientation to life. In terms of the experiences of adolescent alienation, meaningfulness is the most critical of these three components of alienation because it is the search for meaning in the life of adolescents that creates, or allows for, the creation of youth subcultures" (Epstein 1998:6).

Dieses Zitat des amerikanischen Jugendkulturforschers Epstein umschreibt in etwa den Stand der hiesigen Identitätsdiskussion (vgl. Keupp et al. 1999): Der *sense of identity*, wie z.B. Heiner Keupp in Abwandlung des *sense of coherence* Antonovsky's formuliert (Antonovsky 1987), besteht dann im Vertrauen darauf, dass das Leben bewältigbar (*manageable*), dass es bedeutungsvoll (*meaningful*), dass es subjektiv verständlich (*comprehensible*) ist⁸⁶. Alle drei haben geschlechtsspezifisch und im Hinblick auf die biografische Entwicklung freilich unterschiedliche Bezugspunkte, so dass auch Kohärenz als das diese drei Aspekte Umfassende sich auf Unterschiedliches beziehen kann.

Dieses Kohärenzgefühl wird um so wichtiger, je vielfältiger und grundsätzlicher die realen Kontingenzerfahrungen werden. Keupp et al. geben somit eine handlungs- und identitätstheoretische Antwort auf die in der Tat offene Frage, wie die von Zygmunt Bauman (2001) eindrücklich beschriebene postmoderne Lebenssituation überhaupt aushalt- und bewältigbar ist: Der fundamentalen Unsicherheit und Ungewissheit, die mit der Entwicklung zur späten Moderne in alle Aspekte des Lebens hineingreift, und die Identität erst zu einer Frage werden läßt, begegnen die Subjekte mit Handlungen, die Sinnzusammenhänge herstellen und damit ein Gefühl von Kohärenz möglich machen. Beispiele hierfür finden sich bereits in den voranstehenden Kapiteln zum Körper, zum Raum, insbesondere jedoch zu den Gemeinschaftsformen.

Dieses Gefühl von Kohärenz ist eine sehr vorsichtige Formulierung, in der die ganzen Zweifel an traditionellen Vorstellungen von Identität aufgehoben sind. Sie beschränkt sich darauf, eine Gefühlsbasis für die je individuell zu leistende „Identitätsarbeit“ (Keupp 1997) zu benennen. Dieses *Handeln* ist es eigentlich, das dann für das Subjekt den Zusammenhang stiftet, *relativ* unabhängig von seinen konkreten Bezugspunkten, *relativ* unabhängig sogar von seinen konkreten Ergebnissen. Es reicht, dass hierbei - by doing - Identitätsrelevantes entsteht. Was jeweils identitätsrelevant ist, bemißt sich

86 Vgl. zum Salutogenese-Modell des amerikanisch-israelischen Medizinsoziologen Aaron Antonovsky und dessen zentraler Aussage, dass der Erhalt von Gesundheit sich dem Kohärenzgefühl verdanke, die hervorragende Expertise von Bengel et al. 1998.

allein an subjektiven Kriterien, kann also nur von den jungen Frauen und Männern selbst entschieden werden.

Dieses Gefühl von Kohärenz kann in unterschiedlichen biografischen Situationen für unterschiedliche Fragen wichtig sein: in Übergangssituationen als Gefühl des Zusammenhangs im Hier und Jetzt, als Zuversicht, dass verschiedene Lebensbereiche nicht „auseinanderfallen“, dass zum Beispiel zwischen der Ausbildung bzw. Erwerbsarbeit und sonstigen Ansprüchen an das Leben keine unüberbrückbaren Widersprüche auftreten (allenfalls Kontraste, die „manageable“ sind), dass ich mit dem, was ich kulturell, politisch, sozial etc. verwirklichen will, nicht herausfalle aus meinen sonstigen sozialen Kontexten (es sei denn, ich will bewußt Kontraste setzen, und es geht auch um den Distinktionsgewinn). Zu anderen Zeiten kann anderes wichtig werden bzw. in den Vordergrund treten. Z.B. ein biografisches Zusammenhangsgefühl, das es möglich macht, die verschiedenen Stationen des bisherigen Lebens im Zusammenhang zu sehen, so dass sie - im Rückblick - einen ‚Sinn‘ ergeben und im Hinblick auf die Zukunft das Vertrauen entsteht, die eigenen Geschehnisse weiter irgendwie „managen“ zu können. *Manageability* hat daher genauso wie *comprehensibility* und *meaningfulness* eine emotionale Komponente.⁸⁷

Wie gesagt: Dieses Gefühl kann durch unterschiedliche Erlebnisse in unterschiedlichen Lebensbereichen hervorgebracht werden, weil für Subjekte - unterschiedlich voneinander und auch je nach Lebensphase und Lebenslage - Unterschiedliches identitätsrelevant wird. Es gibt biografisch wechselnde und nach Geschlecht mit unterschiedlichen Relevanzen besetzte Felder der Identitätsarbeit. Und mit diesem - so angemessenen wie besetzten - Begriff der Arbeit ist wiederum ein offener Prozeß zu verstehen, und nicht etwa ein Weg, der auf eine stabile Identität zuläuft. Gleichwohl hat diese Identitätsarbeit nichts Beliebiges: sie ist aus der Subjektperspektive das Handeln, das den inneren Zusammenhang stiftet und Identitätsrelevantes erzeugt. Prozeß heißt hier: Brüche und Kehrtwenden sind eingeschlossen, und in diesem Falle bedeutet Identitätsarbeit auch, diese als Teile des Lernprozesses und der persönlichen Weiterentwicklung zu begreifen und zu bewältigen.

Identitätsarbeit ist dabei vor allem Vermittlungsarbeit: zum Beispiel, worauf Stewart Hall (1987) hingewiesen hat, die Vermittlung zwischen Innen und Außen, sprich: zwischen subjektiv-persönlichem Binnenraum und den diversen äußeren Selbsten, die innerhalb der (hegemonialen) Ausdruckspolitiken (*politics of articulation*, Hall 1987) entstehen und zu denen man sich in Beziehung setzt bzw. setzen muß. Diese Vermittlungsarbeit muß von jungen Frauen und Männern auf je spezifische Weise geleistet werden; sie

87 Dies hat Aaron Antonovsky deutlich gemacht, indem er in den dreien wichtige Grundkomponenten des Kohärenzgefühls sah. Und es ist das Verdienst Heiner Keupps und seiner Mitarbeiterinnen (vgl. Keupp/Höfer 1997, Keupp et al. 1999), die Überlegungen Antonovsky's für die aktuelle Identitätsdiskussion fruchtbar gemacht zu haben.

wird eine umso komplexere Angelegenheit, als junge Frauen und Männer in unterschiedlichste soziale Zusammenhänge eingebunden sind, also über verschiedene „Mitgliedschaften“ (Wenger 1998) verfügen. In diesen entwickeln sie unterschiedliche „Teilselbste“, die sie in ein dynamisches - keineswegs jedoch harmonisches - System (Bilden 1997) integrieren müssen.

„Alltägliche Identitätsarbeit hat die Aufgabe, die Passungen (das *matching*) und die Verknüpfungen unterschiedlicher Teilidentitäten vorzunehmen“ (Keupp 1997:34f).

Dies bedeutet unter spätmodernen Bedingungen ein je nach dem passendes Zusammensetzen von Bausteinen, ein „Identitätsbasteln“ (Hitzler/Honer 1994), ein „Identitätssampling“ (Klein 1999:50), mit dem Ergebnis von „Patchwork-Identitäten“ (Keupp 1997). Doch so frei, wie es anklingt, ist dieses Basteln nicht. Es ist bei genauerem Hinsehen in keiner Hinsicht frei. Zum einen ist da der in der (späten) Moderne grundsätzliche gesellschaftliche Auftrag, sich diese Identität aktiv herzustellen:

„To put it in a nutshell, ‚individualization‘ consists in transforming human ‚identity‘ from a ‚given‘ into a ‚task‘ - and charging the actors with the responsibility for performing that task and for the consequences (also the side-effects) of their Performance; in other words, it consists in establishing a ‚de jure‘ autonomy (though not necessarily a *de facto* one)“ (Bauman 2001:144, Hervorh. B.S.).

Zum anderen findet diese Identitätsarbeit unter Bedingungen statt, die immer auch Machtverhältnisse spiegeln - Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern, zwischen Mehrheits- und Minderheitenkulturen, zwischen unterschiedlichen Ressourcenlagen:

„Qualität und Ergebnis dieser Arbeit findet in einem machtbestimmten Raum statt, der schon immer aus dem Potential möglicher Identitätswürfe bestimmte behindert beziehungsweise andere favorisiert, nahelegt oder gar aufzwingt. (...) Insofern konstruieren sich Subjekte ihre Identität nicht in beliebiger und jederzeit revidierbarer Weise, sondern versuchen sich in dem, was ich Gefühl von Identität genannt habe, in ein ‚imaginäres Verhältnis zu ihren wirklichen Lebensbedingungen‘ zu setzen (Althusser 1973)“ (Keupp 1997: 34).

Indem sich zum Beispiel junge Frauen und Männer in ein imaginäres Verhältnis zu ihren realen Übergangsbedingungen setzen (vgl. hier das Bild der „imaginären Lösungen“), werden „Normalitätshülsen oder Utopien“ (Keupp 1997:35) wichtig: sie geben den Bezugsrahmen ab für die Identitätsarbeit, die sich - adaptierend oder distanzierend - zu ihnen verhält. Oder Teile hieraus adaptiert, andere verwirft. Daß dies kein machtfreier Raum ist, spiegelt sich auch in Identitätszwängen (Hall 1987; Rief 2001), namentlich im Hinblick auf normierte Zweigeschlechtlichkeit (Fräser 2000, Hagemann-White 1993). So wird begreifbar, wie sich gesellschaftliche Verhältnisse wie z.B. das Geschlechterverhältnis mit und durch subjektives Handeln reproduzieren - nicht eins zu eins, sondern in einer permanenten, durch Frauen und Männer geleiteten Be- und Verarbeitung. Struktur und Handeln werden hier in einer -

durchaus ergebnisoffenen - Weise vermittelt. Bereits in der Verfügbarkeit von Ressourcen, die hierzu nötig sind, bildet sich ein Machtverhältnis ab, das bearbeitet, auf diese Weise jedoch nicht aus der Welt geschaffen werden kann. Umso wichtiger wird es, gerade diesen Ressourcenzugang im Blick zu behalten:

„Die Aufforderung, sich selbstbewußt zu inszenieren, hat ohne Zugang zu den erforderlichen Ressourcen etwas Zynisches“ (Keupp et al. 1999: 53).

Oder, mit Nancy Fräser: eine Identitätspolitik bzw. eine „reine“ Politik der Anerkennung braucht als notwendiges Pendant eine Politik der gleichen Rechte und Zugangschancen (Fräser 2000). Zygmunt Bauman formuliert diesbezüglich ganz klar: ohne vollständige *citizenship* sind diese Voraussetzungen nur halbherzig erfüllt:

„The ‚individual *de jure*‘ cannot turn into the ‚individual *de facto*‘ without first turning into the *Citizen*“ (Bauman 2001: 108).

Was die nötigen Voraussetzungen für Identitätsarbeit anbelangt, so sehen Keupp und Mitarbeitende eine erste darin, dass - mit Bourdieu - bestimmte Kapitalien in andere Kapitalsorten transferiert werden - zum Beispiel kulturelles in soziales Kapital. Eine zweite Voraussetzung besteht darin, Kapitalien in identitätsrelevante Ressourcen zu übersetzen: in einen *Optionsraum*, in eine *soziale Relevanzstruktur*, oder in eine *Bewältigungsressource* (Keupp et al. 1999:202). Vor dem Hintergrund der Interviewaussagen leuchten diese drei „Übersetzungskategorien“ unmittelbar ein: Die befragten jungen Frauen und Männer entwickeln sich Optionsräume für mögliche Identitätswürfe - etwa durch signifikante Andere, die sie in ihrer jugendkulturellen Szene treffen, oder die sie selbst für andere darstellen, oder durch das Erproben ihrer gestalterischen Fähigkeiten in diesen Möglichkeitsräumen. Sie entwickeln eine soziale Relevanzstruktur, die nicht nur bestimmte (distinkte) Bewertungsmuster bereitstellt, sondern, was für Identitätsarbeit konstitutiv ist, auch eine bestimmte jugendkulturell modulierte Form der sozialen Anerkennung. Schließlich schaffen sie sich durch ihre soziale Infrastruktur ein Netz gegenseitiger Bestärkung und Unterstützung, die als Bewältigungsressource wichtig werden kann. Mit diesen Übersetzungskategorien werden materielle Ressourcen genauso wichtig wie soziale Ressourcen, Fähigkeit zum Aushandeln genauso wichtig wie individuelle Gestaltungskompetenz (zum Beispiel bei der „Selbsterzählung“, die es zu gestalten gilt, ebd. 209ff). Vor allem im Zusammenhang mit dieser Gestaltungskompetenz wird die Notwendigkeit symbolischer Ressourcen deutlich: um ein Verhältnis zu den realen Lebensbedingungen aufzubauen (imaginär oder nicht), und um eine Identitäts-*Performance* hervorzubringen (Bauman 2001:144), braucht es Symbole, Zeichen, kulturelle, ästhetische, körperliche und sprachliche Ausdrucksformen. In der Focussierung auf die Handlungsform der Selbstinszenierungen geht es genau um diesen Zusammenhang zwischen Darstellbarkeit (und ihren

strukturellen Voraussetzungen) und den (spät-)modernen Formen der Identitätsarbeit, mehr noch: des (spät-)modernen Seins-in-der-Welt.

Bevor ich auf diesen Grundzusammenhang näher eingehe, noch einmal zurück zur Aussage des Eingangszitats, nach der *meaningfulness* gerade für junge Männer und Frauen die kritischste Variable in diesem filigranen Gefühlsgeflecht der Kohärenz darstellt. Dies ernstgenommen, werden all die Ereignisse und sozialen Zusammenhänge, die *Bedeutung* generieren, in besonderem Maße identitätsrelevant. Welche das jeweils sind, kann nur das betreffende Subjekt sagen, oder besser: spüren. Gerade in den Übergängen junger Frauen und Männer können dies die unterschiedlichsten und auch (aus Erwachsenenperspektive) entlegensten Ereignisse, Rückmeldungen, Begegnungen sein. Um hier die Abwertung von real (d.h. subjektiv) Identitätsrelevantem zu vermeiden, will ich darauf verzichten, die bekannten Zentralbereiche wie etwa familiäre Beziehungen, Liebesbeziehungen, Freundschaftsnetze und Arbeit getrennt zu analysieren. Denn bei solchem Sortieren von identitätsrelevanten Lebensbereichen geraten die *Zusammenhänge und Überschneidungen*, in denen und durch die sie relevant werden, schnell aus dem Blick. Gerade auf letztere soll hier jedoch die Aufmerksamkeit gerichtet werden, weil sie *subjektive Relevanzen* zum Ausdruck bringen. Bestätigt wird dies durch eigene empirische Erfahrungen aus Interviews mit Mädchen und jungen Frauen: die zentralen Aussagen liegen häufig in den Überschneidungen von unterschiedlichen Bereichen (wie etwa Berufswahl und Regionalbezug, Lebensentscheidungen und Beziehungen zu den Eltern) - ein Befund, der natürlich nur dadurch zustande kommt, dass diese Bereiche vorab thematisch getrennt wurden. Aus der Binnensicht des Subjekts stehen sie jedoch in einem engen Zusammenhang. Auch Ball et al. (2000) stellen in ihrer Untersuchung fest, dass in manchen Erzählungen ihrer Befragten

„the boundaries between the social life / seif and work life / seif are unclear. They overlap, they become blurred, they construct and constitute identity“ (Ball et al. 2000:297).

Womöglich entsteht genau in diesen *overlaps*, in diesen Überschneidungsbereichen, das Gefühl von Kohärenz: sobald unterschiedliche Lebensbereiche und Ausdrucksformen aufeinander verweisen, sobald sie füreinander quasi symbolische Qualität bekommen, können sie Träger von *Sinn* in dieser balancierenden Identitätsarbeit werden.

Wird also versucht, auf solche Trennungen zu verzichten, dann rückt zum Beispiel in den Blick, dass der Beruf nicht nur isoliert „als solcher“ wichtig ist, sondern *weil* mit dem Beruf auch noch etwas für die Szene, für sich selbst in der Szene, für die regionale Infrastruktur, für die eigene Weiterentwicklung, die Weiterentwicklung des Geschmacks, der jugendkulturellen Stilentwicklung, für persönlichen Erfolg, für Anerkanntsein in der Szene, in der Region, in der Familie etc. getan werden kann. Das Szeneeengagement wie zum Beispiel das Veranstalten von Parties ist wichtig, nicht nur, um damit etwas für eine Szene zu tun, und dafür, dass in der Region „etwas

geht", sondern auch aus einem persönlichen Interesse heraus: um Raum für die eigenen Interessen zu organisieren - und um gleichzeitig und hiermit überlappend Anerkennung für sich selbst zu organisieren. Einen Laden zu eröffnen nicht nur als Existenzgrundlage, sondern weil hiermit ein ganz bestimmter (eigener) Beitrag zum Style-Programm einer Szene geleistet werden kann, weil mitgestaltet, mitgedacht, mitkreiert werden kann.

Von solchen Überschneidungen will ich also ausgehen, wenn ich von Identitätsrelevanz spreche. Auch für Verstehbarkeit und Gestaltbarkeit als den beiden anderen bei Antonovsky für das Kohärenzgefühl zentralen Kategorien läßt sich die Bedeutung solcher Überschneidungen zeigen. Fragen wie: Warum wird etwas verständlich? Warum wird etwas gestaltbar? Wie bekommt etwas Sinn? Finden ihre Antworten zumeist *nicht* in demselben Lebensbereich, für den sie gestellt wurden, sondern verweisen auf angrenzende oder unerwartet andere Lebensbereiche. Mithin verweigern sich auch Verstehbarkeit und Gestaltbarkeit der Zuteilung zu Lebensbereichen, auch hier sind es oft gerade die Überschneidungen, die Zusammenhänge subjektiv-biografisch verstehbar und gestaltbar machen. Im Nachhinein findet sich in diesen Überschneidungen noch einmal eine Bestätigung für die Erkenntnismöglichkeiten, die in einer qualitativen Forschungsmethode liegen: nur durch eine solche Form der Datenerhebung und -auswertung kann die Bedeutung der Überschneidungen überhaupt zum Vorschein kommen. Das Herausarbeiten der Qualität solcher symbolisch-realen (emotionalen) Zusammenhänge entspricht dem im Theoriekapitel formulierten Anspruch, patriarchale Trennungen und Dualismen zu vermeiden.

Wichtig in der Untersuchung von Identitätsrelevanzen bleibt das klare Bewußtsein einer Außenperspektive und ihrer Beschränkungen: Identitätsbalancen (vgl. Krappmann 1969) sind eine hochgradig biografisch gebundene Angelegenheit, und das, was biografische Relevanz bekommen kann, ist sehr vielfältig und muß von außen nicht „einsichtig“ sein (vgl. Thornton 1997). Der Grundgedanke im Hinblick auf jugendkulturelle Zusammenhänge ist vielmehr: sie stellen Bedeutungen her und *können* identitätsrelevant im Sinne des Kohärenzgefühls werden. Und hierbei ist es nicht entscheidend, ob diese Bedeutung kurzfristig sind oder sich zu einem längerfristigen jugendkulturellen Engagement entwickeln. Auch kurzfristige „Bedeutungsphasen“ können identitätsrelevant werden, wenn sie zum Beispiel von einem Punkt des Übergangs zum nächsten eine sinnvolle Brücke herstellen (vgl. Granovetter 1977), oder für eine bestimmte Phase Halt geben oder Orientierung bieten. Oder wenn hierbei Begegnungen mit *significant others* stattfinden. Oder sich eine entscheidende Wendung im Selbstbezug, im Körperbezug vollzieht. Oder plötzlich wieder ein „Kick“ da ist:

„Techno hat mich aus einer Sackgasse rausgeholt. Mich hat eigentlich nichts mehr gekickt, in dem Sinne. Ich hab gedacht: was soll jetzt noch kommen, was soll noch Spaß machen. Es war irgendwie alles abgelutscht. Disco gehen, gut, und hin und wieder gibt es nette

Feste. Aber es ist halt schon extrem, Techno. Es bringt einfach Power in Dein Leben, ein Gegengewicht zum organisierten Alltag. Abenteuer schon fast. Es öffnet Dir einfach - jetzt könnt' ich richtig ausschweifen...Ha ja, daß es nicht begrenzt ist, es gibt immer wieder Neues, das bedeutet für mich Techno" (Drum, m., 31 J., 2. S., 12).

8.1 Identität und Darstellbarkeit: Die Klammer um Disparates

Mit einem handlungs- und interaktionstheoretischen Zugang zum Thema Identität und dem Begriff der Identitätsarbeit wird es möglich, auch Selbstinszenierungen als Identitätsarbeit zu beschreiben. In der Art und Weise, wie junge Frauen und Männer sich selbst darstellen - verbal, in ihren Selbsterzählungen, oder auch im gestischen, körperlichen Ausdruck, in ihren „Auftritten“, *stellen sie ein Kohärenzgefühl her*. Kohärenz wird durch dieses spezifische Ausdruckshandeln immer wieder neu hervorgebracht. Auf einer ganz grundsätzlichen Ebene wird dieses Ausdruckshandeln („expressivism“) bei dem Sozialphilosophen Charles Taylor zu einem Charakteristikum des (spät-)modernen Individuums schlechthin (Taylor 1981:61), was der Realität (spät-)moderner Lebenslagen und (spät-)moderner Übergänge entspricht. „Expressivism“ ist also nicht nur das, was die Subjekte in ihrer Bewältigungskompetenz auszeichnet, sondern auch das, was die gesellschaftlichen Strukturen ihnen abverlangen. Indem Jugendkulturen Gelegenheiten hierfür herstellen, antworten sie implizit auf diese gesellschaftliche Anforderungsstruktur.

Diejenigen jungen Frauen und Männer, die sich aktiver in jugendkulturellen Settings engagieren, die also aktiv dafür sorgen, dass eine Jugendkultur lebt, stellen quasi die Basis für Identitätsrelevanzen her - und zwar nicht nur für sich selbst, sondern eben auch für andere. Hier bekommt der Giddens'sche Gedanke der Dualität von Struktur eine neue Wendung: *Strukturen* für die einen basieren auf dem *Handeln* der anderen. Indem also zum Beispiel diese aktiven jungen Frauen und Männer sich ein Bühne für ihre Selbstinszenierung schaffen, stellen sie auch für andere eine her. Indem sie ständig die Repertoires der Darstellungsmöglichkeiten erweitern, können auch andere diese erweiterten Ausdrucksmöglichkeiten nutzen. In dem, wie sie sich inszenieren, stellen diese Macher und Macherinnen häufig auch rolemodels für andere jungen Frauen und Männer bei der Ausgestaltung ihrer Geschlechterrollen dar. Sofern es ihnen gelingt, Bedeutsamkeit herzustellen, z.B. durch Symbole oder einfach durch ihr Handeln - als DJ, als Modeberaterin, als Veranstalterin, schaffen sie Bezugsmöglichkeiten für andere. Selbstinszenierung und Darstellbarkeit sind die Klammer um verschiedene identitätsrelevante Aspekte, welche im folgenden genauer erarbeitet werden.

8.2 Identität und Zugehörigkeit: Selbstsichten als vielfältig Dazugehörende

Dadurch, dass Individuen zumeist in verschiedene, kurz- oder längerfristige Handlungsgemeinschaften involviert sind und von „vielfältigen Mitgliedschaften“ (Melucci 1992; Wenger 1998) auszugehen ist, entsteht die Anforderung der Vermittlung und des Vereinbarens.

„...multimembership is not just a matter of personal identity. The work of reconciliation is a profoundly social kind of work. Through the creation of the person, it is constantly creating bridges - or at least potential bridges - across the landscape of practice. And yet, the work of reconciliation can easily remain invisible because it may not be perceived as part of the enterprise of any Community of practice“ (Wenger 1998:161).“

Diese unsichtbar bleibende Vereinbarkeitsarbeit will ich hier im Kontext von Individualisierung verstehen: Sie findet statt unter individualisierten Bedingungen, als Aufgabe, die gesellschaftlich kaum gesehen wird (außer in prominenten Beispielen wie der „Vereinbarkeit von Familie im Beruf“), geschweige denn, dass es für sie Anerkennung in Form einer strukturellen Ermöglichung gibt⁸⁹. Hier wird der Arbeits-Aspekt der Identitätsarbeit greifbar: das Vereinbare ist eine aktive Vermittlungsleistung, oft gegen Widerstände und über Hürden hinweg - denn die unterschiedlichen Welten und Zusammenhänge, in die die jungen Frauen und Männer involviert sind, folgen zumeist unterschiedlichen Logiken. Sie zu vermitteln heißt nicht, sie immer in ein harmonisches Nebeneinander bringen zu können oder bringen zu wollen. Manchmal ist dies explizit nicht der Fall. Manchmal braucht es auch ein aktives Gegensteuern gegen die den einzelnen Lebensbereichen innewohnenden Dynamiken:

„da hab ich auch draufgeachtet, dass das (der eigene Betrieb, B.S.) nicht allzu sehr darunter gelitten hat. Wobei da war schon immer ein Kampf dabei, von dem party-Film runterzukommen, wieder zu ernsthafter Arbeit, da muß Du schon ganz derb die Grenze ziehen nach so einem Wochenende. Und wieder einsteigen. Und Dir sagen: ok, jetzt geht's wieder los, denk mal an Deine basics, Du brauchst Deinen Lebensunterhalt. Das ist ja auch noch mal ein anderer Part von meinem Leben. Das ist ja für mich auch wichtig - hier, meine

- 88 Hier ist es m.E. unverzichtbar, auf das Geschlechterverhältnis zu sprechen zu kommen, das sich - unter modernisierten Bedingungen - eben genau im Verdecken solcher wichtigen Vermittlungsleistungen auswirken kann (vgl. Tübinger Institut 1998). Dies bleibt bei Wenger leider aus.
- 89 Auch am Beispiel der Vereinbarkeit von Familie und Beruf bleibt der gesellschaftliche Diskurs ja auf der rhetorisch-ideologischen Ebene stehen, mit diversen Vereinseitigungen: Als „Vereinbarkeitsproblem von Frauen“ mit einer einseitigen Delegation der Betreuungsarbeit an Frauen, die die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in ihrer bisherigen Form unberührt läßt, in der Reduktion von „Familie“ auf „Kinderbetreuung“ und damit in einem vereinfachten Bild familiärer, besser: reproduktiver Verantwortlichkeiten und Verpflichtungen, und schließlich in der Reduktion all dessen, was mit Erwerbsarbeit vereinbart werden muß, auf „Familie“.

kreative Bestätigung, meine Selbstverwirklichung. Da sind eigentlich schon die zwei Bereiche, die ich versuche zu trennen (...) Ich bin dabei, einfach mehr Balance zu finden. Ich bin ja nicht nur ein Raver, ich bin ja hauptsächlich als Schreiner am Leben. Das bestimmt mein Leben: mein Beruf (Drum, m., 31 J., 2. S., 440).

Vereinbarkeitsthemen tauchen auch da auf, wo eine noch viel mehr verwirklichen will, als dies im Moment möglich ist:

„Also ich meine das Optimum(...) wäre, daß irgendwann die Läden so gut laufen, daß ich da selber Leute reinstelle und genug Zeit habe, um mich um diese anderen Interessen zu kümmern, sprich daß ich dann wirklich meine Band aufziehen kann oder daß ich tätowieren lernen kann (...). Also ich würde mich da gerne noch ein bißchen künstlerisch austoben und das, ja mit dem Laden, ich denke schon, daß das vereinbar ist. (...) Also ich möchte seit einem halben Jahr fotografieren lernen, habe es noch nicht gepackt, weil ich die Zeit dafür nicht habe und nicht die Muße. Aber vielleicht klappt das ja mal irgendwann, wer weiß" (Su, w., 24J., S. 29).

Hier kommt das Ideal zum Ausdruck, sich möglichst vielseitig zu erproben, möglichst vielfältigen Interessen nachzugehen und diese miteinander zu vereinbaren. *Open-minded* zu sein nennt DJane Zora als Voraussetzung dafür, eine gute Musikerin zu sein. Doch Offenheit meint bei ihr mehr als nur den Musikbereich - für sie geht es hierbei auch um Freundschaften:

„Freundschaften außerhalb der Szene - die gabs bis ich meinen jetzigen Freund kennengelernt habe, gar nicht (...). Weil ich eigentlich nur mit den Leuten aus der Szene was zu tun hatte. Aber jetzt, seit ich mit meinem Freund zusammen bin, seit fast einem Jahr, komme ich auch mit anderen Leuten zusammen. Tut mir aber gut. Doch, das braucht man auch. Als immer *nur* Szene, Party" (DJane Zora, w., 25 J., 600).

Die Unterschiedlichkeit der Welten und ihrer „Mitgliedschaften" nimmt sie als eine wichtige Ressource wahr. Für Blume war dies trotz starken Szene-Engagements nie anders gewesen:

„Und ich bin auch mit Leuten zusammen, die überhaupt nie auf Parties gehen. Also es ist nicht so, dass unbedingt der ganze Bekanntenkreis auf Parties geht oder da mitmacht. Zum Beispiel bin ich tierisch of beim X, und der hat damit eigentlich gar nichts am Hut. Und das paßt genauso" (Blume, w., 31 J., 384).

Hier taucht noch ein weiteres Motiv auf: die Verweigerung von Festlegungen:

„Also ich lass mich halt ungern irgendwo einstufen. Ich bin halt irgendwie ich, und fertig aus...Ich finds halt blöd, so bloß mit Scheuklappen durch die Gegend zu laufen, und zu sagen: ich gehör zur Techno-Szene, fertig...." (Storm, w., 26 J., 018).

Im Verhältnis zu den Eltern werden unterschiedliche Strategien des Vereinbarens der unterschiedlichen Welten entwickelt. Drum wählt die Strategie der gezielten Nicht-Information, um die Eltern zu schonen und aus Respekt vor der anderen Welt, in der sie leben:

„Ich billige es ihnen (den Eltern, B.S.) einfach zu, dass sie sich da nicht reinversetzen können. Ich denk mir: was sie nicht wissen .. . Die wissen zwar schon, dass ich auf Techno-Parties gehe, und haben da sicher auch ihre Bedenken. Ich hab keinen Bock, dass sie sich dann beunruhigen, weil sie es einfach nicht verstehen können. (...) Die wissen, dass ich immer mal wieder meine Ideen hab, und dass ich meinen eigenen Weg gehe, das kennen die eigentlich schon, von dem her. Vor allem, solange ich die bürgerliche Schiene noch durchziehe, so Handwerker, und arbeiten" (Drum, m., 31 J., 413).

Blume läßt dieses den Eltern unterstellte Bedürfnis nach „geordneten Verhältnissen" stellvertretend von ihrem Bruder bedienen - wodurch für sie ein größerer Freiraum entsteht:

„Und ich mein', mein Bruder, der macht was ganz Normales, von dem her. Außerdem sehen sie ja, dass es ganz gut läuft ..." (Blume, w., 31 J., 440).

Lila will bei ihren Eltern keineswegs das Gefühl entstehen lassen, sie sei eigentlich schon halb ausgezogen (weil sie meist bei ihrem Freund lebt):

„Ich wohn offiziell noch daheim. Also da bin ich angemeldet. Und im allgemeinen wasch ich daheim. Und ich bin auch ziemlich oft noch daheim, weil ich auch nicht möchte, dass meine Eltern das Gefühl haben, ich bin schon halb draußen." (Lila, w., 22 J., 2. S. 455).

Das Bedürfnis, den Eltern nahe zu bleiben, bringt allerdings die Aufgabe mit sich, sich in bestimmten Bereichen ganz klar abzugrenzen:

„Ich hab ein bißchen mein eigenes Leben. Ich *schütze* mein Privatleben normal auch ein bißchen vor meinen Eltern. Weil das ist, jetzt in Bezug auf meinen Freund, das ist *unsere* Beziehung. Da möchte ich meine Eltern nicht so nahe dran haben. Ich find's klasse, wenn's anders läuft, aber ich möchte meine Eltern da ein bißchen raushalten. Mein Vater so: bring doch den X (ihren Freund, B.S.) mit, dann gehen wir essen - da hab ich keine Lust drauf, und er möchte das auch nicht. Unsere Beziehung ist unseres. Da kommt der Freundeskreis vielleicht noch mit rein, aber die Eltern wollen wir draußenhalten. Da sind wir ziemlich bockig, was ja eigentlich schade ist. Aber es ist doch irgendwie gut, ein eigenes Leben zu leben" (Lila, w., 22 J., 429).

Storm hat für sich entdeckt: sie kann die Beziehung zu den Eltern eigentlich nur dann fortführen, wenn sie auszieht:

„Ich lieb meine Eltern über alles, und mein Vater versucht immer, mir Ratschläge zu geben. Aber es war für mich einfach wichtig, zu sagen: ich bin unabhängig von meinen Eltern. Das war ein brutal wichtiger Schritt für mich. Das war innerhalb von einem halben Jahr, da hab ich gewußt: ich muß daheim raus, ich muß raus, überhaupt, ich muß jetzt einfach... wie alt war ich denn? Ich war 23, 24. Und da war mir einfach klar: Du wohnst immer noch daheim, Du bist immer noch wahnsinnig abhängig von Deinen Eltern, das hat irgendwie, das hat mir einfach Angst gemacht, dass ich jetzt schon so alt bin und nichts Eigenes auf die Füße gestellt hab. Dann hab ich das alles innerhalb von einem halben Jahr, hab ich den Laden gehabt, bin ausgezogen, wollt halt einfach auf eigenen Füßen stehen, wollt halt einfach von niemandem mehr abhängig sein" (Storm, w., 26 J., 215).

Betonungen:

Vermittlungsleistungen

Vielfältige Mitgliedschaften zu leben, heißt, aktiv zu verhindern, dass das Leben in seine unterschiedlichen Bereiche zerfällt. Auch wenn diese deutlich verschieden bleiben und sozusagen nebeneinander stehen, braucht es hierfür eine Vermittlungsarbeit, für die der Begriff der Identitätsbalancen von Lothar Krappmann wieder sinnvoll wird. Dies kann heißen, aktiv gegenzusteuern, wenn ein Bereich zu dominant wird oder zu viel Eigendynamik entwickelt (vgl. auch Abschnitt 8.3).

Vielfältige Mitgliedschaften zu leben bedeutet zum Beispiel, die Beziehungen zu den Eltern, sofern diese noch wichtig sind (und bei vielen Befragten war dies so, auch wenn sie alle nicht mehr zu Hause leben), mit dem sonstigen Leben als junge Frau, als junger Mann zu vermitteln. Es gilt, real existierende Teil-Autonomien zu gestalten und für sich zu klären: wo will ich unabhängig sein, wo bin ich es bereits, wo entspricht die Beziehung zu den Eltern dieser Unabhängigkeit, wo nicht? Wo bin ich nach wie vor angewiesen oder eingebunden, und was bedeutet dies für die Gestaltung meiner Beziehung zu Vater, zu Mutter? Es gilt, Nähe und Distanz auszubalancieren, allmählich zu wissen, wo Grenzen zu ziehen sind. Zum Beispiel - wie Lila - die Beziehung zum Freund und die Beziehung zu den Eltern auszubalancieren. Oder - wie Drum - in beide Richtungen eine verantwortliche Haltung zu entwickeln: den Eltern gegenüber - dass sie nicht alles zu wissen brauchen, weil sie es ohnehin nicht richtig einordnen könnten, und sie vor unnötigen Irritationen zu verschonen - aber auch sich selbst gegenüber: was brauche ich (an Distanz, an Selbstbestimmung), damit ich das Verhältnis zu den Eltern weiterhin so leben kann, wie es meiner emotionalen Ambivalenz und der realen Teil-Autonomie entspricht?

Vielfältige Mitgliedschaften erfordern, Festlegungen und einseitige Zuordnungen, zum Beispiel zu einer bestimmten Szene, zu vermeiden. Diese und die hiermit verbundenen Zuschreibungen werden von den Befragten explizit abgelehnt. Statt dessen betonen sie in ihrer Selbstdarstellung eher eine Offenheit gegenüber anderen, und bewerten es positiv, (inzwischen wieder) einen heterogenen Freundes- und Bekanntenkreis zu haben. Ganz dezidiert findet sich dies in den Interviews mit jungen Frauen - vielleicht ein Hinweis darauf, dass weibliche Sozialisation tendenziell stärker auf das Vereinbaren von Unterschiedlichem abzielt bzw. es erfordert. Vielfältige Mitgliedschaften zu leben kann auch bedeuten, Überschneidungsbereiche aktiv selbst zu organisieren und künstliche Trennungen zu vermeiden, zum Beispiel im regionalen Zusammenhang durch das Einbeziehen unterschiedlichster Leute in ein regionales Netz. Damit wird - auf einer Ebene praktischen Bewußtseins - umgesetzt, was als (verdeckte) Anforderung in spät-

modernen Übergängen wichtig ist: sich informelle Ressourcen zu erschließen und soziales Kapital zu entwickeln.

Diese Vermittlungsleistungen erfordern offene Selbstkonzepte, um Entwicklungsprozesse zu ermöglichen. Distinktion ist wichtig für junge Frauen und Männer, deren persönliche Weiterentwicklung eng an stilistische Fragen gekoppelt ist, doch nicht als absolute: genauso wichtig sind die Wertschätzung und Integration dessen, was Halt und Sicherheit verspricht. Solche Integrationsleistungen können sogar existenzielle Bedeutung bekommen, wenn sie zum Beispiel vermeiden helfen, daß jemand jugendkulturell „zu weit abdriftet“ (DJ-Zora), oder seine „basics“ (Drum) aus den Augen verliert.

8.3 Identität und Bedürftigkeit: Selbstsichten als Angewiesene

Dieser Aspekt der Selbst-Thematisierung betrifft einen zentralen, gesellschaftlich jedoch zumeist verleugneten Grundtatbestand des Zusammenlebens: dass wir auf einer ganz fundamentalen Ebene angewiesen sind auf andere - angewiesen auf Bestätigung, auf Unterstützung, auf Interaktion, auf Anerkennung (Benjamin 1990). An anderer Stelle wurde die Ausblendung dieses Grundtatbestands als Ausdruck eines patriarchalen Verdeckungszusammenhangs beschrieben (Tübinger Institut 1998) und aus einer modernisierten, deshalb in mancherlei Hinsicht umso verdeckter wirkenden Geschlechterhierarchie begründet. In der Tat entspricht der gesellschaftliche Individualisierungsdiskurs einem verkürzten Verständnis der gesellschaftskritischen Analyse „Individualisierung“ - verkürzt gerade um die gesellschaftlich ausgeblendete Dimension fundamentaler Angewiesenheit. Dieser Individualisierungsdiskurs transportiert den Mythos eines bindingsunabhängigen Individuums, das für seine/ihre Geschicke selbst verantwortlich ist - ohne nach den Bedingungen zu fragen, die hierfür nötig sind. Dieser Diskurs ist zu einer Art spätmodernen Basisideologie geworden, die in den gesellschaftlichen Institutionen wirkt und dort reproduziert wird, die aber auch in das Denken und Fühlen der Subjekte eingezogen ist - letzteres macht eben ihre Wirksamkeit als Ideologie aus. Umso bemerkenswerter ist es, dass sich die befragten jungen Frauen und Männer in unterschiedlichen Zusammenhängen durchaus als Angewiesene zeigen: angewiesen auf soziale Anerkennung, auf gelingende Interaktion, auf Rückmeldung, auf Unterstützung.

„Genauso mit dem Deko-Bilder-Malen, so eine Party aufbauen ... dann häng ich halt die Bilder auf, und im Prinzip ist es keine Arbeit für mich, weil ich dann immer denk: ha! Und dann läufst wieder weg und guckst es Dir an, und irgendwie: hängt es gut? Und dann freut's Dich auch wieder und dann kriegst vielleicht ein bißchen feedback von den Leuten, die herkommen und sagen: schön“ (Blume, w., 31 J., 278).

Hier ist Geben eng gekoppelt mit Nehmen: Anerkennung zu bekommen, also etwas zurückzubekommen, wird sozusagen dadurch aktiv organisiert, daß man selbst etwas gegeben hat - bei Blume ist es die Kunst, bei den Modeverkäufern und **-Verkäuferinnen** ist es *mehr* als die bloße Ware:

„Sie (die Kundinnen, B.S.) sollen sich gut fühlen in meinen Klamotten, dass sie immer wieder kommen. Weil sie dann auch wissen, dass ich ehrlich bin, dass ich auch sage, wenn ihnen was nicht steht. Und dass sie sich wirklich gern an den Laden erinnern" (Rosa, w., 23 J., 545).

Auch Win formuliert das Verkaufen als ein Anerkennungsthema:

„Ganz einfach, die müssen hier rauslaufen und sagen: geil. Und die müssen es auch anziehen, das ist immer das Beste. (...) Ich habe schon alles erlebt, die gingen hier echt raus original, kaufen hier was, gehen raus und machen 'nen Luftsprung. (...) also ich finde das auch total wichtig" (Win, m., 30 J., S. 13).

Das bedeutet aus der Perspektive der jungen Selbständigen, mit dem Geschäft auch etwas für sich selbst tun:

„ich weiß genau, ich schaff für mich; die ganze Energie, die ich reinte, die krieg ich irgendwann wieder zurück. Und ich lern ultranette Leute kennen. Ich kann mich hinlocken, ich kann mich zum Beispiel jetzt mit Dir unterhalten, das würde in einem anderen Job nicht gehen. (...) Man kann das Verkaufen schon schön gestalten" (Storm, w., 26 J., 311 ff.).

Auch DJ-X benennt einen ganz spezifischen Aspekt, der ihm beim Verkaufen von Musik wichtig war: Ihm ging es darum, die Leute anzustecken mit „seiner" Musik:

„ich war schon radikal, ich wollte den Leuten sagen, hey habt ihr eine Macke, hört Ihr noch Pur oder solche Sachen, wißt Ihr nicht, was hier abgeht. Ja auf die Art wollte ich die Leute echt motivieren. Und ok, da, in den ersten Jahren, als das wirklich neu war hab ich samstagsmorgens um die 20 verstrahlte Leute in dem Laden (Plattenladen, B.S.) rumtanzen (...) gehabt. Also das hat schon Spaß gemacht" (DJ-X, m., 31 J., S. 26).

Diese inhaltliche Ebene ist notwendig, soll sich die Motivation nicht verlieren. So formuliert auch Win ganz klar, welche Bedeutung dies für sein Verhältnis zur Arbeit hat:

„Also (...) über acht Jahre mache ich es schon, und ich habe einfach auch Lust, mal was anderes anzufangen. Ich mache das gern hier, das ist nicht die Frage, aber wenn jetzt hier ein Typ reinkommt oder eine Frau, die eher was in die (eher schickere, B.S.) Richtung sucht, dann merke ich halt, he, wie's in mir aufgeht, wie ich da plötzlich der fünf Hosen rausziehe und drei Jacken und was sonst sein muß. Also nicht, weil ich das verkaufen will, sondern weil es mir Spaß macht. Dann merke ich halt, hey, jetzt bei den Kids, das sag ich jetzt nicht mal abwertend, hey, komm, nimm die Hose da, die Größe weißt ja schon und die Farbe suchst du kurz raus, ich gebe sie dir, probier es an o.k., paßt, zahlst, war's gut, tschüß. Gut, schnell, Geld, raus. Das ist im Prinzip, besser kann es nicht laufen. Aber (seufzt) kannst dir vielleicht vorstellen. (...) Es muß einfach - es kribbelt nicht mehr so beim Verkaufen und das finde ich voll geil irgendwie. Da habe ich auch ein voll gutes Gefühl danach. Also nicht, weil ich es jetzt geschafft habe, der was zu verkaufen oder so

was, sondern daß ich so einfach mit ihr zusammen das gefunden habe. Und sie dann das Gefühl hat o.k. gut, raus und ist glücklich. Und ich verkaufe ihr ja auch keinen Scheiß, wo ich seh', das sieht scheiße aus oder so etwas. (...) Das macht einfach dann Spaß, da hast irgendwie 'ne Bestätigung" (Win, m., 30 J., S. 19f.).

Die Anerkennung kommt bei ihm durch einen Beratungsprozeß, in dem beide Seiten gleichermaßen beteiligt sind. Um gegenseitige Anerkennung und beiderseitigen Nutzen geht es auch im DJ-Geschäft:

„Es geht um das Lebensgefühl. Da geht's drum. Der (ein guter DJ, B.S.) muß es echt beherrschen, dass er 5, 6 Stunden am Stück so nen guten Sound macht, dass Du echt Bock hast, die ganze Nacht zu tanzen - dann ist es gut" (DJane Zora, w., 25 J., 395).

Anerkennung ist wichtig - im direkten Interaktionszusammenhang der Party, aber auch ganz grundsätzlich, im Hinblick auf den eigenen Lebensentwurf. Und hier kommen die Eltern wieder ins Spiel:

„Die (Mutter, B.S.) sagt: ich muß meinen Weg gehen, und sie weiß, ich mach das richtige. Das unterstützt mich dann auch, der Glaube an mich, das ist super" (DJ Zora, w., 25 J., 2.S., 340).

Ganz ähnlich geht es Blume im Hinblick auf die elterliche Unterstützung ihres Lebens als Künstlerin:

„Und seit mein Daddy Rentner ist, ist er echt total easy. Der sagt: ja, Du machst es total richtig" (Blume, w., 31 J., 440).

Beide wissen: wenn es darauf ankäme, würden sie diese Unterstützung auch auf materieller Ebene bekommen:

„Bestimmt - da könnte ich glaub' schon kommen und sagen: Papa, ich brauch' mal 5000 Mark - klar. Aber möchte ich eigentlich nicht, irgendwie klappt's auch so.." Blume, w., 31 J., 490).

DJane Zora, die kaum noch Kontakt zu ihrem Vater hat, kann umso mehr auf ihre Mutter zählen:

„Meine Mutter ist echt super. Die ist die beste. Die hilft mir auch dann, wenn sie nichts hat, die nimmt dann Kredit für mich auf. Sowas ist halt klasse" (DJane Zora, w., 25 J.: 330).

Auch Su kann auf starken Rückhalt von ihren Eltern setzen:

„Also (...) wenn ich jetzt zu meinen Eltern gehe, also schon am Anfang, als ich gesagt habe, ich schmeiße mein Studium, weil eigentlich hatte ich vor, mal irgendwann in Richtung Film zu gehen oder so was. Dann haben die gesagt o.k., daß du dein Studium nicht fertig machst ist nicht so toll, aber wenn du was anderes machen willst ist das o.k., wir stehen hinter dir. Und dann kam ich und habe gesagt, ja, also erst einmal weiterstudieren nicht, ich mache jetzt Geschäftsführung und dann haben die gesagt, ja gut o.k. Und als ich dann kam und gesagt habe, ich will den Laden ganz übernehmen, dachte ich, jetzt gibt es irgendwie ein Donnerwetter. Und dann haben die ohne zu zögern gesagt, o.k. wieviel Geld brauchst du. Und kamen dann her, haben sich den Laden angeschaut, haben ein bißchen renovieren geholfen und wenn ich Geld gebraucht habe am Anfang, um die ganze Ware abzukaufen, war kein Problem, bekam es sofort von meinen Eltern" (Su, w., 24 J., S. 6f.).

Auch Storm hat diese Unterstützung erfahren - dadurch, daß die Eltern bei der Bank für sie gebürgt haben, dadurch, daß ihr Vater ihr bei der Renovierung des Ladens geholfen hat und ihre Mutter ab und zu im Laden aushilft. Letzteres ist auch bei Win der Fall. Die Eltern befassen sich hier ganz direkt mit der Materie - hier geht es schon um mehr als nur um Anerkennung: hier machen die Eltern das Projekt der Tochter oder des Sohnes ein Stück weit zu ihrem eigenen.

Betonungen:

Anerkennung, Bestärkung und Unterstützung als offene Themen

Ganz klar wird die Angewiesenheit auf solche Beziehungsqualitäten benannt (vgl. hierzu auch Kapitel 5, Gemeinschaften, Abschnitt 5.1). Deutlich wird dabei der reziproke Charakter dieser Beziehungsqualitäten: Geben und Nehmen als permanenter Austauschprozeß, der allen Beteiligten, den aktuell Gebenden wie den aktuell Nehmenden, das Gefühl der Anerkennung vermittelt. Auf diese Weise kann Anerkennung organisiert werden als eine win-win-Situation, von der alle Beteiligten profitieren. Und es wird eine der Grundvoraussetzungen für das Identitätsgefühl geschaffen:

„Identität ist ein Projekt, das zum Ziel hat, ein individuell gewünschtes oder notwendiges ‚Gefühl von Identität‘ (*sense of identity*) zu erzeugen. Basale Voraussetzungen für dieses Gefühl sind soziale Anerkennung und Zugehörigkeit“ (Keupp 1997:34f.).

Anerkennung wird von jungen Frauen wie Männern gleichermaßen als persönlich bedeutsam thematisiert - was erstaunlich ist, da diese Angewiesenheit in der männlichen Sozialisation doch eher marginalisiert wird. Dank dieser Selbstsicht können die Selbstdarstellung - etwa als starke Frau - und die betonte Angewiesenheit auf persönliche Bestätigung, Anerkennung und Unterstützung widerspruchsfrei nebeneinander existieren, können als Ambivalenz gelebt werden. Diese Ambivalenz (im wörtlichen Sinne der Zweiwertigkeit) von Eigenständigkeit und Angewiesenheit wird durchweg von *allen* Befragten, für die die Techno-Szene ein Professionalisierungsmilieu darstellt, betont.

Anerkennung und Motivierung

Anerkennung motiviert. Dieser Zusammenhang kommt etwa zum Ausdruck, wenn DJ-X es als schönste Anerkennung für sich empfindet, andere begeistern zu können: dies festzustellen, ist für ihn sogar Kriterium für sein eigenes Motiviert-Sein. Er kann erst dann die ganze Qualität seiner Arbeit ausschöpfen, wenn subjektive Befindlichkeit und Interaktion mit anderen in ein stimmiges Verhältnis zueinander treten. Ein anderes Beispiel nennen die

Mode-Verkäuferinnen; denn auch hier, wo es um geschäftliche Transaktionen geht, ist diese Ebene ausschlaggebend. Die eigene Leistung - eine gute Beratung - bemißt sich nicht nur am ökonomischen Erfolg, sondern an der Qualität der Interaktion - und schafft erst dann Befriedigung und Motivation. Interaktive Anerkennung als Qualitätsmerkmal von Arbeit und als wichtige Sinnkomponente wird hier deutlich.

Anerkennung und Rückhalt

Deutlich wird hier die Bedeutung der *Überschneidungen*: Anerkennung ist nicht nur innerhalb einer Szene, innerhalb eines Lebensbereichs wichtig, mindestens so relevant sind die Bezüge zu anderen Lebensbereichen: die Erfahrung, auch zu anderen Leuten als den „eigenen“ Szene-Leuten gute Beziehungen haben zu können, und vor allem auch: die Anerkennung der Mutter bzw. des Vaters für den eigenen Lebensstil. Der emotionale Rückhalt der Eltern ist häufig verbunden mit einem gewissen ökonomischen Rückhalt bzw. mit dem Gefühl, diese Unterstützung im Falle des Falles in Anspruch nehmen zu können.

Sozialer Halt, Kontakte, verlässliche Bezugssysteme - bei manchen (Storm, Lila) sind sie eng mit der Region verknüpft. Sie bieten einen emotionalen Rückhalt, führen - bei aller Ambivalenz - zu einer sehr engen Bindung an die Region (vgl. auch Kapitel 7, Räume, Abschnitt 7.2).

8.4 Balancierende Identitäten: Selbstsichten als Lernende

Die Vermittlungsleistungen, die zu erbringen sind, wenn Unterschiedliches, subjektiv Relevantes integriert werden muß, sind auch Lernprozesse. Ich will mich hier vor allem auf jene Lernaspekte beschränken, in denen sich die Befragten selbst als Lernende darstellen: zum Beispiel gelernt zu haben, wieviel Ruhe nötig ist, um sich gut zu fühlen, und wie diesem Ruhebedürfnis in einem szeneorientierten Leben Raum zu verschaffen ist; gelernt zu haben, welche Erwartungen realistischerweise an die Szene gerichtet werden können, und welche nicht; zu lernen, welche Bedingungen in der Arbeit nötig sind, um motiviert zu sein. Diese Lernprozesse lassen sich ihrerseits nicht bestimmten Bereichen zuordnen, sondern betreffen die Persönlichkeit in einem umfassenden Sinne. Sie handeln in unterschiedlichen Bezügen immer auch von der Frage: wie will ich sein? als junge Frau? als junger Mann? Insofern haben sie einen - wenn auch zum Teil sehr impliziten - Bezug auf die jeweilige Ausgestaltung der Geschlechterrolle. So zum Beispiel sieht sich genauso in der Zurückgezogenheit wie im extrovertierten Party-Leben. Für sie gehört beides notwendig zu ihrem Leben, und sie hat gelernt zu balancieren:

„(Parties, B.S.) finde ich supernotwendig, sind aus meinem Leben auch nicht wegzudenken, wobei es immer Phasen gibt, in denen ich sehr viel unter die Leute gehe und Phasen, in denen ich nur zuhause bin, weil ich, ja, manchmal genug habe von diesem Small-Talk. Was auch wieder mit dem Laden zusammen hängt, weil ich das eh schon den ganzen Tag hier habe. Es gibt Zeiten, da muß ich mich mit mir selber beschäftigen, da muß ich selber mal die Sachen auf die Reihe kriegen und es gibt Zeiten, da genieße ich das, unter die Leute zu gehen, neue Leute kennenzulernen, Musik hören, Tanzen, alles was dazu gehört und bin jeden Abend unterwegs. Es ist ganz unterschiedlich" (Su, w., 24 J., S.30).

DJane Zora beschreibt diesbezüglich einen Entwicklungsprozess:

„Das ist ganz gediegen geworden. Ich such mir die Parties raus, wo ich hingeh. Also früher ging's ja wirklich drum, freitags wegzugehen und montags heimzukommen, aber das kann ich jetzt alles nicht mehr so. Will ich auch nicht mehr. (...) Jetzt bin ich gern mal das Wochenende daheim, und sitz einfach mal vor der Glotze" (DJane Zora, w., 25 J., 426 und 439).

„.... dass ich mal wieder ein bißchen zu mir finden muß, mir Gedanken mach. Das ist auch wichtig" (DJane Zora, w., 25 J., 262).

Zu solchen Lernprozessen gehört, sich vor Enttäuschungserfahrungen zu schützen:

„man darf nicht zu viel erwarten. Du darfst nicht erwarten, dass es (durch Techno, B.S.) was völlig Neues gibt. Es wird sich weiterentwickeln, aber es wird nicht völlig anders sein. Es wird sicher eine gewisse Wiederholung drin sein. Deshalb darf man's auch nicht überziehen, dass sich der Reiz abnutzt, wenn Du es (Teilnahme an Parties, die über ein ganzes Wochenende gehen, B.S.) alle 2 Wochen machst. Es muß was Besonderes bleiben - drei bis vier mal im Jahr" (Drum, m., 31 J., 2. S., 125).

Auch hier geht es, (wie in Kapitel 6, Körper, Abschnitt 6.3) darum, das Dorsieren zu lernen. Es ist wichtig, sich Pausen zuzugestehen:

„Ich möcht mal lieber einen break und mal ein halbes Jahr nichts machen. Dass auch wieder ein bißchen mehr - Geist reinkommt in die Sache, auch was die Dekos betrifft. Weil, es gibt doch relativ wenig Leute, die auch ne gute Deko machen können. Das hat ja auch was mit Kunst zu tun. Und da muß halt die *Motivation* da sein. Man kann auch nicht fließbandmäßig Dekos produzieren" (Drum, m., 31 J., 2. S., 147, Hervorh. B.S.).

Was hier im Vordergrund steht, sind Erholungsphasen für den Körper und den Geist, und ist eine Form des Motivationsmanagements: es ist wichtig, zu wissen, wie diese Motivation entsteht bzw. was ich brauche, um sie nicht zu verlieren. Bei Rosa ist dies das Risiko, bei Storm die kontinuierliche Weiterentwicklung:

„Wenn ich kein Risiko eingeh', dann kann ich gar nichts erreichen, zumindest nicht solche Sachen, dann könnt' ich halt irgendwo arbeiten gehen und mein festes Gehalt kriegen, aber das ist freilich keine so riesen Herausforderung, wie jetzt einen Laden aufzumachen. Und ich mein, so kann ich natürlich auch viel dazulernen" (Rosa, w., 23 J., 208).

„Ich bin halt so, ich bin nie mit irgendwas zufrieden. Dann würd ich auf der Stelle treten. Und ich find, ein Mensch muß halt mit der Zeit mitgehen. Ich kenn so viele Leute, die sind

genauso wie sie seit 5 Jahren sind. Da krieg ich ne Krise. Ich mein, jeder Mensch muß sich entwickeln, und dazulernen" (Storm, w., 26 J., 384 ff.).

Betonungen:

Lernen, Ambivalenzen zu leben

Generell scheint für Identitätsbalancen zentral zu sein: dass gefühlte Ambivalenzen auch gelebt werden können, und nicht verdeckt werden müssen; dass sie nicht als unversöhnlicher Widerspruch erscheinen müssen, sondern nebeneinander existieren können - gefühlsmäßig und real. Dies heißt zum Beispiel: einem extrovertierten Party-Leben und einem vielleicht allmählich deutlicher werdenden Ruhebedürfnis gleichermaßen Platz zu verschaffen. Die bereits im Kapitel 6, Körper, Abschnitt 6.3 angesprochenen Balancen im Hinblick auf die eigenen körperlichen Belastungsgrenzen können hier als *Lernprozesse* beschrieben werden: die eigene körperliche Belastbarkeit muß ausgelotet werden, ihre Grenzen müssen erfahren und respektiert werden. Das kann z.B. heißen, dem eigenen Ruhebedürfnis vor eventuellen Gruppendynamiken Vorrang zu geben, sich einen eigenständigen, selbstbestimmten Platz in der Gruppe/in der Szene zu verschaffen. In diesem Zusammenhang ist auch an die dezidierte Ablehnung von Drogen, die von einigen der weiblichen Befragten formuliert wird, zu erinnern.

Motivations-Balancen

Auch Motivation wird als Resultat eines Lernprozesses beschrieben, in dem subjektive Balancen zu finden sind: herauszufinden, was ich brauche, um motiviert zu sein. Umgekehrt: keine Motivation mehr zu spüren, ist ein klares Anzeichen dafür, dass sich etwas verändern muß. Deutlich wird hier auch, dass Motivation Bedingungen braucht, die zu schaffen gelernt werden kann - zum Beispiel einen Rahmen für Kreativität, für freies Gestalten, oder ein Setting, das Anerkennung hierfür verspricht. Eine gute Motivationsbedingung kann auch ein risikoreicher Job sein, den die hier zitierten weiblichen Befragten einer relativ sicheren und ruhigen Arbeit vorziehen. Was hier gelernt wird, könnte Motivationsmanagement genannt werden - eine im Hinblick auf spätmoderne berufliche Übergänge immer wichtiger werdende Kompetenz, eben weil diese relativ viel an (Selbst-)Motivierung verlangen.

Ahnliche Lernprozesse finden im Hinblick auf Enttäuschungen statt. So kommt in der Äußerung von Drum hinsichtlich realistischer Erwartungen an die Szene eine Art Enttäuschungsmanagement zum Ausdruck: zu lernen, die eigenen Erwartungen in einem realistischen Maß zu halten, sichert vor Enttäuschung und Rückzug.

Selbstorganisiertes Lernen

Die Befragten, unter denen einige im Hinblick auf ihre aktuelle Berufstätigkeit Autodidakten und -didaktinnen sind, legen viel Wert darauf, die Qualität selbstorganisierter Lernprozesse zu betonen; vieles, was sie tun, kann in der Tat nicht in der Schule oder an einem Ausbildungsplatz gelernt werden, insofern kommt hier auch die unterschwellige Kritik an der Begrenztheit des formalen Ausbildungssystems für scene-nahe Tätigkeiten zum Ausdruck. Implizit schwingt hier die Abgrenzung vom gesellschaftlichen Mainstream mit: es geht darum, etwas *anders* zu machen, etwas *auf eigene Art* zu machen, den Übergang *anders* zu gestalten. Es geht um Distinktion.

8.5 Identität und Geschlecht: Selbstsichten im Geschlechterverhältnis

Die Geschlechterhierarchie ist vielleicht das am stärksten verdeckte Thema. Die Befragten äußern sich hierzu uneindeutig. So sind *die jungen Frauen* darauf bedacht, sich als Frauen zu zeigen, für die die Geschlechterhierarchie keine Rolle (mehr) spielt, die als Frau kein Problem haben, und die überwiegend Umgang mit ebenfalls emanzipierten Männern pflegen. Dies ermöglicht dann die Kritik an „den anderen“ Männern, die stärker der traditionellen Männerrolle entsprechen.

Eine Version des Umgang junger Frauen mit der Geschlechterhierarchie bringt DJane Zora zum Ausdruck - darauf befragt, ob sie als Frau in diesem „Männergeschäft“ Ungleichbehandlung spürt:

„Ich mach mir da überhaupt keine Gedanken drüber - ich mach einfach mein Ding und überleg gar nicht viel, was die Leute drüber denken. Aber so dumme Sprüche wie 'für ne Frau legst Du aber gut auf, das kommt schon. Was ich völlig überflüssig find. Aber da sag ich auch gar nichts mehr dazu, lass sie einfach, pffff. Aber so extrem, dass ich da irgendwas spür - nö. Vielleicht will ich's auch gar nicht spüren und mach mir da gar keine Gedanken drüber, das kann auch gut sein - schon' (DJane Zora, w., 25 J., 498).

Dieses Umgehen der Geschlechterthematik verweist auf Zora's Vermutung, dass hiermit ohnehin nur Unangenehmes - wie etwa Machtstrukturen - verbunden sein könnte, womit sich eine junge selbstbewußte Frau lieber nicht so sehr auseinander setzen will.

Andere junge Frauen werden deutlicher mit Geschlechterhierarchien konfrontiert, und sind daher gezwungen, sich stärker diesen Fragen zu stellen. So zum Beispiel Eye, die in ihrem Job im Nachtleben als junge Frau auch Männer anzuweisen hat, die älter sind als sie, und sich dabei Respekt verschaffen muß. Obwohl diese Respektfrage für sie ein großes Thema ist, betont sie, dass sie lieber mit Männern als mit Frauen zusammenarbeitet. Ein

Indiz für die Existenz der Geschlechterhierarchie, in der Form einer tendenziellen Abwertung von Frauenbeziehungen?

Ähnlich wie Eye sieht sich auch Su - als ebenfalls sehr selbstbewußte Frau - im Geschäftsleben erneut mit dem leidigen Thema konfrontiert, daß hier offenbar die „harten Bandagen“ zählen, gegen die sie grundlegende Einwände hat. Doch sie macht auch kontrastierende Erfahrungen - zum Beispiel mit einem männlichen Kollegen und potentiellen Konkurrenten - und ist insgesamt sehr bemüht, nicht unzulässig zu verallgemeinern, sondern zu einer differenzierten Einschätzung zu kommen, was die Geschlechterbeziehungen und ihre Veränderungsmöglichkeiten anbelangt.

Lila reagiert auf die Frage, ob in der Techno-Szene eher „neue“ oder „andere“ Männer anzutreffen sind, recht gereizt und spricht sich ganz deziert gegen jede Zuschreibung nach Geschlecht und nach Szene aus:

„Das hat gar nichts mit der Szene zu tun, das ist *echt* Charaktersache. Weil - ich hab einen Freund, der brutal fürsorglich ist, der für mich kocht (...), er ist eigentlich der typische Familienvater. Dann kenn ich aber auch der andern Seite auch so die Jungs, die die vollen Ego-Schweine sind, die zwar schon seit Jahren mit ihrer Freundin zusammenleben, sie 'heiß und innig lieben', aber nix in der Küche machen, keinen Müll rausbringen, überhaupt nix, nur ihr eigenes Ding irgendwie, keinen Haushalt, nichts - das ist Charaktersache, echt" (Lila, w., 22 J., 2. S., 540).

Sie sieht zwar ein paar gute Beispiele, auch in der Techno-Szene. Doch ist dies für sie noch lange kein Grund für Verallgemeinerungen.

„Das fände ich echt hart, wenn man das auf eine bestimmte Szene beschränken wollte, wie die Leute sind. Da war ich völlig dagegen sowas auszusagen. Das war auch falsch. Dann hätte man nur noch nette Leute in der Techno-Szene, nur noch fürsorgliche Männer..." (Lila, w., 22 J..2.S., 553).

Hier kommt ganz deutlich um das Bedürfnis zum Ausdruck, *differenzierter* hinsehen zu wollen und Verallgemeinerungen *in jede Richtung* zu vermeiden. Die einfachen Erklärungsmuster sind nicht mehr hinreichend - und auch das Geschlechterverhältnis erweist sich für die befragten jungen Frauen als ein zu grobes Erklärungsmuster für das, was sich auf der Erfahrungsebene abspielt:

„ich war vor drei Jahren (...) ganz anders als heute. Also ich hatte sehr viel weniger Selbstbewußtsein, ich war 18 kg schwerer, ich war mehr so die Kumpelfrau (...) und mit zunehmender Zeit, also wie gesagt, bei mir kam eigentlich die Pubertät erst so mit 20 (lacht), habe ich dann so viel mehr Selbstvertrauen entwickelt und habe dann irgendwann festgestellt, daß sich die Männer mir gegenüber anders verhalten. Und dann habe ich mich dann gefragt, ob das an meinem Selbstvertrauen liegt oder daran, daß ich abgenommen habe und anders aussehe. Und darüber kam ich dann dazu, mir Gedanken über das Verhalten der Männer zu machen und ich bin mir da noch nicht so ganz schlüssig. Ich denke, daß Männer mittlerweile mit selbstbewußten Frauen vielleicht ein bißchen besser umgehen können oder mittlerweile Selbstbewußtsein und Attraktivität sich bei Frauen nicht mehr ausschließen müssen oder im Gegenteil sich bedingen vielleicht gegenseitig" (Su, w., 24 J., S. 34).

Auch in ihrer vorsichtigen Prognose kommt dieser Wunsch nach einer differenzierten Sichtweise zum Ausdruck:

„Was ich jetzt denke, was generell bei Männern und bei Frauen irgendwie sich in der letzten Zeit verändert hat ist, daß früher die Leute wesentlich cooler waren und es ist momentan in M. (Kreisstadt, B.S.) immer noch sehr verbreitet, daß man cool sein muß. Das heißt man darf nicht so viel lachen, man darf sich nicht verletzlich zeigen zum Beispiel. Und da hat sich das mittlerweile gewandelt, also daß ich merke, daß ich glaube ich deswegen auch so leicht Menschen kennenlerne, weil ich eben keine Maske auf habe, weil ich nicht cool bin, im Gegenteil, ich bin manchmal ziemlich uncool, aber ist stehe dazu und ich mache mich verletzlich. (...) Und da, wenn man da von einem Trend sprechen kann glaube ich, geht es immer mehr dazu, einfach mal endlich nicht mehr cool zu sein. *Und das bedeutet halt auch vielleicht ein bißchen, daß auch Männer und Frauen ihre Rollen ein bißchen ablegen dürfen oder so, mehr als früher, dass Frauen stärker sein dürfen, und Männer schwächer*“ (Su, w., 24 J., S. 35, Hervorh. B.S.).

Es geht ihr *generell* um mehr Ehrlichkeit und Offenheit:

„Ich meine klar, das wird ja immer diskutiert mit Sortis und Machos und so ein Kram, aber es kommt ja nicht darauf an, ob man jetzt Softi ist oder Macho, sondern ob man einfach zu dem stehen kann, was man jetzt fühlt und denkt, und ob das jetzt Softidenken ist oder Machodenken, das ist ja egal, Hauptsache, man sagt das, was man denkt, das ist eigentlich die entscheidende Sache, und die Maske ablegt!“ (Su, w., 24 J. S. 36).

Auch hier ist das Bedürfnis herauszuhören, sich nicht mehr mit den bekannten Geschlechterfragen (und den damit verbundenen Hierarchien) beschäftigen zu müssen, sich aber auch nicht mehr mit den bekannten Geschlechterdiskussionen zufrieden zu geben.

Interessant ist eine selbstkritische Analyse von Su im Hinblick auf den Unterschied, den sie zwischen ihren Frauen - und Männerbeziehungen macht:

„Da hatte ich ja neulich ein sehr interessantes Gespräch mit einem Freund von mir, also ich habe gemerkt, muß ich zu meiner Schande gestehen, daß Frauen bei mir wesentlich mehr Ansprüche erfüllen müssen, damit sie eine gute Freundin werden, als Männer. Oder zumindest ist es so, mit einem Mann, der Eigenschaften hat, die ich nicht besonders toll finde, mit dem ich mich zum Beispiel nur über irgend ein Bla-Bla unterhalten kann, mit dem ich aber gute Witze machen kann, finde ich das dann super und kann es auf der Basis belassen und finde das toll. Aber bei einer Frau, eine Frau muß ich schon irgendwo respektieren und achten können, damit ich mit der irgendwas habe. Also ich habe wesentlich weniger Frauenfreundschaften als Männerfreundschaften. Und da habe ich mich gefragt, woher das kommt. Und ich glaube, daß immer so dieser, daß schon immer dieser Sexfaktor irgendwie im Raum steht auch mit einem Mann, bei dem es gar nicht zur Diskussion steht und bei dem ich mir das nicht vorstellen könnte, trotzdem ist dieses 'du bist ein Mann und ich bin eine Frau, wie gehen wir miteinander um' im Raum steht und dieses Flirten irgendwo, daß das schon auch immer dabei ist und untergeordnete und auch unbewußte Rolle spielt, aber das ist da und macht sich irgendwo bemerkbar. Und das fällt bei Frauen weg, und vielleicht haben es Frauen deswegen schwerer bei mir. Was heißt schwerer, also ich bin da auch nicht ungerecht oder so, aber ich merke halt, damit ich eine Frauenfreundschaft richtig pflege, muß die Frau mir wichtiger sein als ein Mann, mit dem ich die

Freundschaft pflege zum Beispiel - was ich eigentlich doof finde, aber es ist so" (Su, w., 24 J., S. 37).

Andererseits gibt es auf einer anderen Ebene sehr viel Solidarität und das Bewusstsein, andere, vor allem jüngere Mädchen zu bestärken. So ist es ein erklärtes Ziel der Frauen aus der Modebranche, ihre jungen Kundinnen zu ermutigen, mehr Selbstbewußtsein zu entwickeln (vgl. Kapitel 6, Körper, Abschnitt 6.2). Hierin kommt durchaus ein Problembewußtsein zum Ausdruck: dass Mädchen und junge Frauen diese Bestärkung durch andere junge Frauen gut brauchen können.

In ihren eigenen Beziehungen definieren sich die befragten jungen Frauen als sehr eigenständig. Befragt, was sie denn von ihrem geplanten Ortswechsel nach Spanien abhalten könnte, antwortet zum Beispiel DJane Zora:

„Freund, Beziehung - ja. Aber das war's jetzt schon so oft. Also ich wollt schon so oft weg, es war mal London, dann war's mal dahin, mal dorthin, und jetzt ist's gerade O (spanische Insel, B.S.). Und wenn ich mir jetzt wieder wegen ner Beziehung sag: ich bleib hier - ich mein: die Beziehung hält eh nicht mein Leben lang. Nee, ich mach's nicht mehr an ner Beziehung fest. Entweder er geht mit oder er bleibt hier. Fertig aus" (DJ Zora, w., 25 J., 310).

Solche betonte Unabhängigkeit findet sich auch im Gespräch mit Lila im Hinblick auf ihren Kinderwunsch:

„Er (der Freund, B.S.) ist nicht begeistert. Aber er muß dran glauben: er wird der Vater meiner Kinder. Hab ich mich einfach entschlossen (lacht), wenn alles gut geht. Auch wenn er vielleicht wirklich nicht begeistert ist (...) da kann ich halt nur's beste hoffen: dass er da reinwächst irgendwie" (Lila, w., 22 J., 539).

Und was ist nun mit den Männern? Inwieweit können die jungen Frauen auf Veränderungen setzen? Da sind zunächst einmal die Veränderungen auf der Erscheinungsebene, die jedoch durchaus für Auseinandersetzungsprozesse stehen können:

„Wann war es wirklich so, dass man gesagt hat: es gibt Männer, die sich schminken? (...) Wenn hier in den Laden einer reinkommt, es ist ja gerade die Zeit, wo Männer Röcke tragen (...) Und das ist auf jeden Fall ganz klar zu sagen: wenn ein Mann einen Rock anziehen will, dann setzt er sich auf jeden Fall damit auseinander. Weil eigentlich ist es ein Frauending" (Ka, m., 26 J., S. 38).

Doch wie weit geht diese Auseinandersetzung? Su ist da skeptisch:

„ich glaube so groß, wie das den äußeren Anschein hat, ist (...) die Veränderung nicht, (...) weil es halt auch ein bißchen in ist, einfach Tunte zu machen und gerade enge Sachen anzuziehen als Mann und so. Aber ich glaube, ja ich glaube schon, daß Männer das Gefühle haben mittlerweile mehr zulassen können. Aber ich kenne eben - ich kenne halt sehr viele Männer, die eh so drauf sind und ich weiß nicht, ob ich das so mitkriege, was allgemein sich da tut" (Su, w., 24 J., S. 37).

Wiederum gibt es hier die Einschränkung: ich kenne ohnehin *andere* Männer - wie das im Allgemeinen aussieht, kann ich gar nicht sagen.

Die befragten jungen Männer haben es strukturell leichter, kritisch über existierende Geschlechterhierarchien zu reden - sie sind systematisch vor der „Zuschreibungsfalle“ (qua Geschlecht Probleme zugeschrieben zu bekommen) gefeit. So kann DJ-X das Geschlechterverhältnis im DJ-Geschäft recht kritisch analysieren:

„Die Männer erwarten nicht, daß ein Mädchen geil auflegen kann. Das ist ein Novelty-Faktor irgendwie. Für das Publikum. 'Oh das ist ein Mädchen, das auflegt, hey'. So etwas bekommt man zu hören. Und ich denke, das ist für eine gewisse Zeit ein Vorteil, weil die können dann sehr locker booken, sie haben einen Vorteil: weiblicher DJ, ja voll geil. (...) aber das ist auch ein Nachteil, weil die werden nicht ernstgenommen. Ich habe nicht viel darüber nachgedacht, aber ich denke, es muß irgendwo damit - weil da spielt der Sex dann wieder mit, auch von der Promotion, wie die Party promoted wird, wie der DJ, die DJane überhaupt in der Öffentlichkeit gezeigt wird. Wenn sie in einem Club als resident-DJ ist, hat sie keine Kontrolle darüber, der Typ kann schreiben was er will oder Sachen gestalten wie er will, eine Seite voll mit Titten, (...) da hat sie keine Kontrolle darüber“ (DJ-X, m., 32 J., S. 29f).

Die kritische Sicht bezieht sich durchaus auch auf den gesamten geschlechtsspezifischen Lebensentwurf und seine Konsequenzen:

„Wenn sie (die Frauen, B.S.) was wollen in ihrem Leben, dann wollen die meisten ja auch Kinder. (...) bei meinem (Geschäfts-)Partner ist es wirklich so, er hat Karriere gemacht, seine Frau, die hat auch, die Modedesign studiert, die haben jetzt einen 10jährigen Sohn, sie arbeitet im X, unten im Design-Shop und ja, er hat Karriere gemacht, sie hat es nicht gemacht“ (Ka, m, 26 J., S. 27).

Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung - teils wird sie kritisch konstatiert, teils wird bedauert, daß Frauen, die bereit sind, sich auf einen solche Arbeitsteilung einzulassen, zu ihrem Freund „zu halten“ (Ka, m, 26 J., 15) nicht mehr häufig zu finden sind. Denn was eine starke Szene-Bindung bzw. ein starkes berufliches Engagement in der Szene auch bedeuten kann, ist ein Verharren in traditionellen männlichen Relevanzmustern -

„daß wir eigentlich in so einer ganz, ganz kleinen Welt für uns auch leben (...). Es ist wirklich so, also für mich dreht sich auch alles nur um Klamotten, Style hier, Style da, und es gibt nicht arg viel mehr, ich weiß nicht warum, aber es ist so. (...) Ich merke so, also ich stoße jetzt an die Grenze, ich mein, es gibt auch Leute, die fahren auf Kinder ab, und ich muß sagen, für sowas war in meinem Leben noch nie Platz, auch durch den Job, also es ist ein stressiger Job, man ist viel unterwegs“ (Ka, m., 26 J., S. 9).

Betonungen:

Die jungen Frauen: der Wunsch nach differenzierter Kritik

Das Geschlechterverhältnis als Betrachtungsperspektive bleibt den weiblichen Befragten suspekt. Zumindest wird es zur Erklärung der eigenen Erfah-

rungen als unzureichend empfunden. So von Su, die sich inzwischen als Frau sehr respektiert fühlt, dies jedoch nicht so klar einordnen kann: woran liegt es? An ihrer eigenen (äußerlichen) Veränderung? Am Älterwerden? Daran, dass sie nun Selbständige ist? Von anderen jungen Frauen wird diese Perspektive dezidiert abgelehnt, weil sie zu wenig die einzelne Persönlichkeit berücksichtigt. Es widerspricht der Selbstsicht und auch dem eigenen Anspruch, sich auf Geschlecht bzw. auf Geschlecht in Verbindung mit Szene festlegen zu lassen. Und es entspricht genau den Anforderungen an junge Frauen und Männer im Übergang, das Selbstkonzept offen zu halten, und Festlegungen möglichst zu vermeiden. Die ablehnende Haltung gegenüber Festlegungen kann aber auch als eine Möglichkeit gesehen werden, sich einen kritischen Standpunkt aufrechtzuerhalten bzw. sich überhaupt als Subjekt mit einer eigenen Meinung darzustellen. Es geht darum, sich einen Freiraum für Kritik - und zwar für eine *eigene* Kritik, eine Kritik also jenseits der bekannten (auch feministischen) Kritikmuster - zu erhalten bzw. zu schaffen (vgl hierzu Ergebniskapitel C. 3). Die Betrachtungsweise „Geschlechterhierarchie“ wird also teilweise zurückgewiesen, teilweise wird ihr, wie in Abschnitt 5.1 von Blume, eine gewisse Berechtigung beschieden, teilweise wird sie - zumindest auf der Verhaltensebene - für überwunden erklärt - immer mit der Einschränkung, dass Macho-Männer nicht zum engsten Bekanntenkreis zählen. Auf unterschiedliche Art und Weise wollen Frauen diese Geschlechterhierarchie ganz offensichtlich hinter sich lassen - dies kann auch in der Form sein, dass sie sich lieber nicht mit ihr beschäftigen. Das explizite Umgehen der Geschlechterthematik wittert sozusagen die Machtstrukturen, die mit ihr verbunden sein könnten.

Die jungen Männer: Zwischen Kritik und Reproduktion des Geschlechterverhältnisses

Männer haben hier strukturell mehr Freiraum, über real existierende Hierarchien zu reden. Sie verorten sich quasi jenseits des hierarchischen Geschlechterverhältnisses, und klammern sich aus den von ihnen kritisierten patriarchalen Bewertungsmustern aus. Doch im Gespräch mit manchen von ihnen zeigen sich modernisierte Geschlechterhierarchien: indem sie sie benennen und problematisieren - und gleichzeitig reproduzieren. Als *Arbeitgeber* vertreten zum Beispiel zwei der männlichen Befragten sehr konservative Positionen zu weiblichen Angestellten: sie geben offen zu, dass sie von Frauen mehr verlangen, dass Frauen mehr Leistung bringen müssen, um sozusagen das „unternehmerische Risiko“ von Kinderpausen auszugleichen (vgl. Kapitel 5, Gemeinschaften, Abschnitt 5.2). Interessant ist, wie Ka problematisiert, dass das traditionell männliche Modell des Geschäftsmannes, der nur noch beruflich unterwegs ist, an Grenzen stößt: neuen Lebensinhalten müßte

jetzt Platz geschaffen werden, und es ist noch nicht so richtig deutlich, wie das geschehen soll.

Traditionelle Weiblichkeit und Männlichkeit sind out

Keinerlei positiven Bezugspunkte finden die jungen Frauen und Männern in den jeweiligen Geschlechterklischees: die traditionelle Frauenrolle mit den Konnotationen passiv, schüchtern, unauffällig (oder nur auf bestimmte Weise auffällig) ist genauso verpönt wie die traditionelle Männerrolle des Macho. Interessanterweise scheint aber auch diese Konfliktlinie out zu sein: so findet Su Auseinandersetzungen zwischen den Geschlechtern auf dieser Ebene nicht sonderlich fruchtbar, sie will viel mehr über die hinter solchen Klischees verborgenen Gefühle und Haltungen diskutieren. Dasselbe trifft auf die moderne Version der *coolness* zu, die zwar männlich konnotiert ist, doch prinzipiell auch Frauen offensteht: Für Su gehört auch diese Form der Geschlechterinszenierung der Vergangenheit an. Und in der Tat spielt *coolness* im Habitus der Befragten keine große Rolle.

Ansprüche an Partner und Partnerinnen

Im Hinblick auf Liebesbeziehungen zu Männern betonen die Frauen Unabhängigkeit und Entscheidungs-Autonomie. Wie das Beispiel von Lila zeigt, muß dies keineswegs in Widerspruch zu einer engen Paarbeziehung stehen. Große Lebensentscheidungen wie zum Beispiel die Frage nach einem Kind, oder dem Plan, ins Ausland zu gehen, werden von den befragten Frauen mit sehr viel Klarheit formuliert - als eine Entscheidung, die sie *für sich* treffen, in betonter Unabhängigkeit von der Meinung des Partners.

Bei den Männern - zum Beispiel bei Ka - gibt es zwar Kritik an der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, und gleichzeitig wünscht auch er sich eine Partnerin, die ihn genauso, wie er das bei seinem Geschäftspartner und dessen Freundin beobachten kann, den Rücken freihält.

Die Szene - ein Raum für Geschlechter-Lernen?

Auf bestimmten Ebenen ist sie dies durchaus: auf der Körper-Ebene, auf der Ebene der jugendkulturellen Selbstinszenierungen. So wurden den Männern - von beiden Geschlechtern - gewisse Lernprozesse bescheinigt: Männer lernen ihren Körper kennen, sich zu bewegen, sich zu kleiden, zu schmücken, aufzufallen. Männer werden diesbezüglich mutiger, auch, was die Überwindung von Homophobien anbelangt: manche Männer in der Szene tragen Röcke, manche Männer schminken sich, viele stylen sich. Damit kommen

Rollen in Bewegung, finden Reflexionsprozesse statt. Dies wird positiv vermerkt - von Frauen wie von Männern.

Den jungen Frauen wird, was Selbstbewußtsein und innere Unabhängigkeit anbelangt, noch viel Nachholbedarf attestiert, gleichzeitig aber auch der Freiraum betont, den sie hierfür gerade in dieser Jugendkultur finden. Su nimmt diesbezüglich Tendenzen wahr, Selbstbewußtsein und Stärke von Frauen stärker als bisher zum Kriterium für Attraktivität zu nehmen. Hiergegen steht die Aussage Ka's, daß er sich die toughen jungen Frauen, die er aus dem Geschäftsleben kennt, nicht als Freundin vorstellen könne.

Interessant ist der von Su formulierte höhere Anspruch an Freundinnenbeziehung gegenüber dem Kontakt zu Männern: letztere haben es leichter bei ihr, dementsprechend bleibt jedoch der Kontakt auch oberflächlicher. Der härtere Maßstab, der an Kontakt zu Frauen gelegt wird, transportiert Abwertung und Aufwertung zugleich.

Die Selbstverortung der befragten jungen Frauen und Männer im Geschlechterverhältnis ist zu unterscheiden von dem, was sie über andere junge Frauen und Männer sagen. So wird das Ausmaß an Lernprozessen (vor allem: der Männer) von den weiblichen Befragten in vielerlei Hinsicht eher skeptisch eingeschätzt - Lila lehnt jeden Ansatz von Verallgemeinerung in diesem Zusammenhang ab, Su zweifelt an einem Zusammenhang zwischen den Veränderungen im Styling und den Veränderungen im Verhalten. Und gleichzeitig betonen alle befragten Frauen, die sich zu diesem Thema äußern, dass in dem Freundeskreis, in dem sie sich aufhalten, keine der kritisierten Macho-Männer sind. Es scheint also für ihre Selbstinszenierung durchaus wichtig zu sein, hier einen Unterschied zu machen zwischen den Machos und den Männern, die ihre Freunde sind. Diese Delegation des traditionellen Macho-Klischees an die anderen schafft einen Freiraum für Kritik. Es sagt aber auch etwas aus über das Klima, das in den Gruppen herrscht, in denen die befragten jungen Frauen sich aufhalten: hier scheinen sie tatsächlich eine andere Geschlechteratmosphäre vorzufinden, und damit ein potentielles Lernfeld.

8.6 Selbstsichten im Übergang: Zwischen Jugend und Erwachsensein

Die jungen Frauen und Männer bestätigen, was auf theoretischer Ebene mit dem analytischen Konzept der „Übergänge“ entwickelt wurde (vgl. Kapitel 1). Sie beschäftigen sich sehr mit den genannten Gestaltungsaspekten. Denn ihre Weigerung, sich auf eines der beiden „Enden“ dieser Übergänge festzulegen, ist gleichermaßen ein Anspruch auf Selbstgestaltung: eben nicht mehr jugendlich zu sein - um selbst gestalten zu können. Oder noch jung zu sein, um mehr Gestaltungsfreiräume für sich in Anspruch nehmen zu können.

Oder noch nicht erwachsen zu sein, um nicht für jede dieser Handlungen in aller Konsequenz zur Verantwortung gezogen zu werden.

„Bloß nicht erwachsen werden! Also ich hab' zwar zwei Läden (...), aber ich glaube, wenn ich mir das Risiko wirklich mal bewußt machen würde, daß ich mir damit meine ganze Zukunft verbauen könnte... ich weigere mich wirklich, erwachsen zu werden, ich bin zwar 26, aber von meinem ganzen Auftreten her, und was ich so alles anstell'... Ich stell mir manchmal die Frage: was ist eigentlich erwachsen sein? Zum Beispiel: ich will jetzt unbedingt ein Kind kriegen, ich zieh' jetzt mit meinem Freund zusammen und ich versuch - also ich will wirklich ein Kind kriegen. Aber daß ich dadurch erwachsen werde...ich mein: ich weiß, was auf mich zukommt..." (Storm, w., 26 J., 600).

Diese Haltung hat überhaupt nichts mit der Verweigerung von Verantwortung oder Verbindlichkeit zu tun: immerhin ist Storm Besitzerin zweier Läden, hat eine Reihe von Angestellten, ist dafür verantwortlich, dass das Geschäft weiter läuft. Doch sie sichert sich durch die verbale Abgrenzung vom Erwachsenenstatus auch den Freiraum für einige „Verrücktheiten“, den sie existenziell braucht.

Su weigert sich, der Planungsaufforderung, die für sie mit dem Erwachsenenstatus in Verbindung steht, zu entsprechen:

„Also ich, was längerfristige Perspektiven angeht, bin ich ganz schlecht, weil ich plane ungerne sehr, sehr lange voraus. Also ich bin mittlerweile halt generell so drauf, daß ich sage, mein Leben kommt schon alles zur richtigen Zeit und was kommt und was gut ist nehme ich mit, was schlecht ist muß ich auch mitnehmen, das ist auch o.k. Ich will mich da nicht in eine Idee verbeißen und diesem Ziel hinterher rennen und vielleicht andere Chancen verpassen. Und ich habe noch viele andere Interessen. Also das ist auch ein bißchen mein Problem. Also ich würde auch gerne an die Filmhochschule gehen, ich würde gerne was Richtung Musik machen, ich würde gerne tätowieren lernen. Also das sind ganz, ganz viele Geschichten, die ich noch irgendwann machen möchte in meinem Leben. Ich weiß aber, ich muß von irgendwas leben, muß irgendwie Geld verdienen und das ist jetzt so mein, der Laden und der macht mir auch sehr viel Spaß. Und ich denke, eigentlich ist es schon noch eine Perspektive über mehrere Jahre hinweg. Also ich meine, jetzt einen neuen Laden aufmachen, das kann man natürlich nur, wenn man weiß, das macht man noch mindestens zwei Jahre, weil so die ersten Jahre muß man erst einmal die Schulden abbezahlen und so, das ist klar. Aber ich denke jetzt nicht in Zeitabschnitten wie 10 Jahre oder so etwas. Kommt Zeit, kommt Job" (Su, w., 24 J., 24f, Hervorh. B.S.).

Es geht ihr ganz explizit um das Offenhalten von Optionen - und damit um einen Gestaltungsfreiraum für ihr Leben.

Eye betont mit ihrer Jugend einen Entscheidungsfreiraum, den sie mit ihrem Entschluss, ihre Ausbildung abzubrechen, in Anspruch genommen hat:

„Ich bin ja auch noch jung. Wenn ich jetzt in fünf Jahren keine Lust mehr darauf habe, kann ich immer noch eine Ausbildung machen. Von dem her bleiben meine Wege offen. Ich kann ja mit 25 oder 26 auch noch eine Ausbildung machen" (Eye, w., 20 J., S. 45).

Für Lila, kaum älter, ist dieser Entscheidungsfreiraum gefühlsmäßig gerade im Verschwinden begriffen:

„Langsam kommt das Bewusstsein: ich werd' älter und älter, ich werd am Wochenende 22, und ja - es muß halt dann irgendwie mal was anfangen..." (Lila, w., 22 J., 132).

Und Win bekommt allmählich Probleme mit dem zunehmenden Altersunterschied zwischen sich und seiner Klientel, an die er Mode verkauft:

„ich habe halt 70% Kids hier im Laden, von 8 bis 18, also das ist bei mir 70%. Das ist einerseits gut, eigentlich ist es sehr gut, wenn man es auf die nächsten Jahre hin sieht oder auf die Zukunft. Es gibt nichts besseres, als die Kunden zu haben, ja. Andererseits ist es auch schwierig, so sagen wir mal, in meinem Alter das so, also ich habe keine Probleme mit den Kids, aber ich würde auch mal gerne anders rumlaufen so wie heute zum Beispiel. Das ziehe ich selten an, die Kids ziehen so was nie an. Das ist einfach ein bißchen schicker und trotzdem noch so, daß es nicht spießig aussieht. Das würde ich eigentlich auch gern machen, aber es fehlen die Leute, um das zu machen, erstens im Laden und zweitens ich würde gerne noch was machen für die Leute, ich wäre auch bereit, den Streß auf mich zu nehmen und es zu probieren, einen extra Laden zu machen" (Win, m., 30 J., 11).

Es geht ihm darum, einen Freiraum für eigene Veränderungen zu behalten - und nicht etwa jugendkulturell festgelegt oder festgehalten zu werden.

Drum lebt in der Diskrepanz zwischen den Zuschreibungen, die mit seinem Alter verbunden sind, und seiner jugendkulturellen Begeisterung, für die er bei vielen Gleichaltrigen kaum noch Verständnis findet. Er pocht implizit auf eine gestaltungsoffenerere Form der Übergänge:

„also speziell in meinem Fall, wenn Du so um die 30 bist und jemandem erzählst, der in Deinem Alter ist, was Du erlebt hast, der aber nicht drauf steht - das verstehen die gar nicht. Das ist für die ein spanisches Dorf. Die denken dann: auf was für einem Trip ist der Drum jetzt schon wieder? In seinem Alter? Wie kann man bloß?" (Drum, m., 31 J., 2. S., 380).

Für Ka ist das Thema schon fast vorbei: er, der in der Stuttgarter Skater-Szene großgeworden ist, fühlt sich alt - für ihn ein quasi natürlicher Prozeß:

„Ich werd älter. Und die Jungen - es ist einfach auch so: man hat seine Zeit im Underground. Und ich merk halt, wenn ich jetzt weggehe (in Clubs, B.S.) - es sind nur junge Leute unterwegs, dann ist man einfach alt" (Ka, m., 26 J., 30).

Hieraus entsteht für ihn vor allem die Aufgabe, Raum zu schaffen für andere Schwerpunkte im Leben - zum Beispiel für Beziehung, zum Beispiel für ein Kind:

„Ich war halt ein totaler Klamottenfeak, ich bin drauf abgesponnen - und dadurch waren wir ja irgendwie auch undergrounder. Und jetzt ist es so, dass ich merke, meine ganzen Freunde, (...) dass wir jetzt auch in das Alter kommen, wo wir uns sagen - ok, wir wollen das, was wir jetzt machen, das ist ein Job. (...) Was will ich denn? Will ich nur (...) Geld kriegen, genügt es mir, später mal Millionär zu sein und keine Familie zu haben - oder? Oder ist es mir eigentlich sehr wichtig, lieber ein Kind zu haben und sein Ding nebenher zu machen..." (Ka, m., 26 J., S. 26).

Für Lila hat sich diesbezüglich schon sehr vieles verändert - doch obwohl sie aktiv daran arbeitet, mit ihrem Freund die Basis für eine gemeinsame Zukunft mit Kind zu schaffen, bleiben die gemischten Gefühle nicht aus:

„Ich leb schon mehr oder weniger mit meinem Freund zusammen. Also wir haben uns jetzt schon auch was aufgebaut, gemeinsam. Und das ganze (...) jetzt wieder zu riskieren, das möchte ich nicht. Ich bin keine 17 mehr und sag: ah, was soll's. Das geht schon ganz extrem auf eine Richtung zu. Ich komm mir da zwar auch schon alt vor, dass jetzt so straight irgendwie alles auf Beziehung ausgerichtet ist" (Lila, w., 22 J., 2. S., 250).

Für sie sind auch die weiteren Ausbildungsentscheidungen gekoppelt an das, was sie in Bezug auf ihre Familiengründung schon vorbereitet hat:

„Deswegen ist das mit dem Studium bei mir auch so ne Sache - weil ich nicht jahrelang in der Uni rumsitzen will und danach erst mal ne Weile berufstätig sein will oder muß. ... Deswegen ist mir ne Ausbildung echt fast lieber. Weil ich möcht nicht zu alt sein, bis ich ein Kind kriege. Also echt nicht" (Lila, w., 22 J., 503ff).

Interessant ist, was passiert, sobald sich die Lebenslage ändert. Storm ist im zweiten Interview junge Mutter, und vieles in ihrem Leben hat sich grundlegend geändert - sie hat ihr Wunschkind bekommen, sich jedoch vom Vater des Kindes getrennt, ist also nun alleinerziehende Mutter. Sie arbeitet zwar noch im Modeladen, doch dieser ist inzwischen auf ihre Mutter überschrieben. Sie beobachtet vor allem eine starke Veränderung in ihren Interessenlagen:

„(Party machen, B. S.) - eine Altersfrage? Auf jeden Fall. Früher hab ich immer gesagt: das kann niemals das Alter sein, aber es ist das Alter. Wenn man älter wird ... ich weiß nicht... irgendwann war der Punkt erreicht, wo es keine Steigerung mehr gibt" (Storm, w., 29 J., 2. L., 127).

Betonungen und zentrale Themen:

Was ist normal?

Nach wie vor - trotz oder gerade wegen modernisierter Übergänge - ist die Auseinandersetzung mit Normalität ein zentrales Thema für junge Frauen und Männer im Übergang. Es gibt - immer noch bzw. in neuer Form - altersspezifische Zuschreibungen, für junge Frauen und junge Männer unterschiedlich, die diese Auseinandersetzung notwendig machen. Zum Beispiel für junge Frauen die Frage, zu welchem Zeitpunkt und wie sie ein Kind in ihr Leben integrieren können und welche Auswirkungen dies auf Themen wie Ausbildungsentscheidungen hat. Bzw. ab wann sie sich mit diesem Thema beschäftigen sollten. Zum Beispiel für einen der befragten jungen Männer ein gewisser Druck, sich allmählich mit der Frage auseinanderzusetzen, wie er denn Familie/Kind mit seinem bisherigen Leben vereinbaren könnte. Zum

Beispiel aber auch Auseinandersetzungen der Art, unter den bisherigen Alterszuschreibungen eigentlich schon „zu alt zu sein“ für jugendkulturelles Engagement, jugendkulturelle Begeisterung. Oder die Schwierigkeit, aus einer Jugendkultur allmählich herauszuwachsen, auf der die eigene Existenz (auch in ökonomischem Sinne) basiert (wie bei Win).

Wo stehe ich? Beziehungsweise: Yo-yo's sind ständig in Bewegung

Jugendkulturelle Bezugnahmen haben sich mit der Verlängerung und Veränderung der Jugend"phase" verlängert und verändert, die Zuschreibungen jedoch nicht: sie sind altersspezifisch geblieben und provozieren immer wieder Fragen der Art: wo stehe ich im Leben? Bin ich zu alt/zu jung für...? Noch jung genug für...? Schon alt genug um zu ...? Manche Befragte (wie etwa Storm) lassen hier bewusst Widersprüche und Gleichzeitigkeiten zu: nicht erwachsen werden wollen, gleichzeitig schon viele sehr „erwachsene“ Entscheidungen treffen. Sie lebt zu dieser Zeit ganz bewusst das Yo-yo zwischen Jugend und Erwachsensein (vgl. Stauber/Walther 2002). Manche - wie Su - sind sorgsam darauf bedacht, sich Optionen offenzuhalten und die Chancen, die sich bieten, nicht etwa durch Festlegungen zu verpassen. Dieser Druck zur Offenheit stellt dabei genauso eine äußere Anforderung wie einen inneren Anspruch dar - ein weiteres Beispiel dafür, dass das Erfassen modernisierter Übergänge genau diesen Wechsel der Perspektive - von Struktur zu Subjekt (und wieder zurück) braucht.

Auf Übergang als Gestaltungsraum bestehen

Bei einigen Befragten (Drum, Eye, Storm, Su), bei den anderen eher implizit kommt der Anspruch auf den freien Gestaltungsraum, den Übergänge potentiell bieten, zum Ausdruck. Im Interview wird er verbal abgesichert, doch auch die jugendkulturelle Verortung kann als eine implizite Strategie gelesen werden, diesen Gestaltungsraum abzusichern. Storm's **Statement**, in dem sie auf einem Freiraum für ihre „Verrücktheiten“ besteht, obwohl sie auch viel Verantwortung zu übernehmen bereit ist (und real auch übernimmt), steht exemplarisch für dieses Festhalten am Übergang als Gestaltungsraum. Mit den Yo-yo-Übergängen gerät auch der *sense of identity* in die Auf-und-ab-Bewegung zwischen Jugend und Erwachsensein. Dies stellt neue Anforderungen an das Herstellen von Kohärenz. Solange es Bezugspunkte hierfür gibt, scheint dies kein Problem zu sein. Doch die Frage: wie vereinbare ich? Wie sind neue (Lebens-)Themen integrierbar? muß aktiv angegangen werden (vgl. Abschnitt 8.1); und es ist ganz offensichtlich (Identitäts-)Arbeit, dieses Unterschiedliche zu integrieren.

8.7 Berufliche Identitäten als Suchprozesse: Selbstsichten als Suchende im Übergang

Ein zentraler Bereich der Identitätsarbeit im Übergang ist der Bereich Ausbildung und Arbeit. Alle bereits angesprochenen Aspekte finden sich hier wieder, sozusagen thematisch gebündelt in der Frage der beruflichen Entwicklung: vielfältige Zugehörigkeiten, Angewiesenheiten, Balancen, Geschlechteraspekte, Selbstsichten im Übergang: Der Beruf (bzw. die bisherige Berufsbiografie) ist kein zu anderen Lebensbereichen hin abgeschlossener oder irgendwie abtrennbarer Bereich, statt dessen verweist er permanent auf diese anderen Lebensbereiche: auf Beziehungen, auf Freundeskreise, auf die Szene, auf Elternbeziehungen etc.. Die berufsbezogenen Suchprozesse sind **allgemeine** Suchprozesse, die im Hinblick auf Qualifizierung und Arbeit formulierten Relevanzen geben umfassend Aufschluß über die persönlichen Relevanzsysteme.

Das Thema des kreativen Gestaltens zieht sich als roter Faden durch die Geschichte von DJ-X. Sieht er sich als DJ in der gestaltenden Rolle -

„... ja, die Leute in deiner Hand zu haben, das ist nicht irgendwie nur der Machtaspekt, (...) ich weiß nicht, du hast doch eine gewisse Macht, ja, du kannst wirklich sagen, gut (...), jetzt will ich die Stimmung ein bißchen ändern, jetzt will ich die Leute ein bißchen schräg drauf bringen ja, bevor ich denen wieder Zuckerle gebe. Das ist irgendwie (...) ein sehr, sehr geiles Gefühl. Auch wenn man was Neues versucht zum Beispiel, oder wenn man an die Sache komplett anders rangeht und wenn die Leute so richtig abfahren. Ja das macht einfach Spaß. Oder wenn du wirklich einen Knaller auflegst, wenn die Leute wirklich austoben und schreien uaaa,...“ (DJ-X, m., 32 J., S. 17).

so möchte er das, was er hier sehr präzise als Gestaltungswöc/rt beschreibt, auch in anderem Rahmen umsetzen: den Musikgeschmack einer Region (mit-)prägen, das kulturelle Angebot (mit-)gestalten, aber eben auch in der Arbeit diesen Anspruch umzusetzen. So sucht er auch in der Arbeit nach einem Ort für seine Gestaltungslust. In seiner jetzigen Umschulung zum Mediengestalter scheint er ihn gefunden zu haben. Diese Arbeit bietet ihm einen gemeinsamen, kreativen Arbeitsprozeß und ein konkretes Resultat:

„Also so, weißt du, etwas zustandebringen. Das in der Mediengestaltung, das ist gut (...), da kriege ich einen Auftrag, man muß im Team arbeiten, man muß zu zehnt brainstormen, man muß sich sehr viel austauschen und hat eine begrenzte Zeit. (...) Und wenn das fertig ist, kommt was anderes. Ja, da gibt's ist immer einen Anfang und ein Ende. Ja, aber ich war bis jetzt immer im Verkauf und das ist einfach *never ending*. O.k. man kann sagen, auf einer großen Mediengestaltung ist auch ein *never ending* (...), aber man hat mindestens zwischendurch was, wo man sagen kann, für den Zeitraum März bis Juli habe ich das zu zeigen. Im Laden könnte ich vielleicht ein Plus oder ein Minus im Umsatz zeigen. Wen interessiert das? Also eigentlich von daher habe ich irgendwas ändern müssen“ (DJ-X, m., 32 J., S. 27).

Auch Su hat etwas ändern müssen - sie stellt schnell fest, dass das gerade begonnene Studium - Deutsch und Englisch - nichts für sie ist:

„Und da der Arbeitsmarkt da ja eh auch ziemlich scheiße aussieht und ich überhaupt gemerkt habe, daß das nicht mein Weg ist ein Studium und so, das alles zu theoretisch ist, habe ich eigentlich gesagt, ich breche das ab und suche mir jetzt erst einmal einen Job *und guck' halt, bis ich weiß, was ich machen will*. Und da hat dann der damalige Besitzer, der ist auch erst, mittlerweile ist er 26 glaube ich, der hat dann gesagt he hör' mal zu, ich mache jetzt gerade Examen und habe keine Zeit mit den Laden zu tun und du hast ja eh ein viel besseres Feeling dafür, warum machst du nicht Geschäftsleitung für mich. (...) und dann habe ich gedacht o.k. ich probiere es jetzt einfach, ich kann da nicht groß baden gehen, also so groß ist das Risiko nicht. Und ja, ich bin ja eh generell so drauf, daß ich sage ausprobieren und wenn man da positiv drangeht, dann wird das schon irgendwie" (Su, w., 24 J., S. 2-4, Hervorh. B.S.).

Eye hat in ihrem Job bei der Promotion-Agentur gefunden, was sie bislang vermißt hat: eine Arbeit, die Spaß macht, weil sie relativ selbstbestimmt und selbstorganisiert ist, weil sie Verantwortung bedeutet und persönlichen Einsatz:

„Also ich glaube, das ist so das Gebiet, das mir gefällt, wo ich mir selber viele Gedanken und Ideen drüber machen muß. Also ich bin praktisch nicht so wie in einem Büro, du kriegst deinen Arbeitsplan vorgelegt, du mußt das und das arbeiten und weiter hinaus geht es gar nicht, weil die akzeptieren dich weiter hinaus überhaupt nicht, sondern du kannst deine eigenen Ideen reinbringen, du kannst Fehler irgendwie bemakeln irgendwie, du kannst sagen, ja das gefällt mir nicht so gut, wie wäre es mit dem. Ja, das ist - macht Spaß" (Eye, w., 20 J., S. 6f.).

Im Nachhinein bereut sie es nicht, für diese Arbeit ihre Ausbildung abgebrochen zu haben, Denn auch hier kann sie lernen - auf eine andere Art und Weise: konkret, praxisbezogen, am Job entlang. Außerdem sieht sie für sich noch alle Möglichkeiten offen: sie ist noch jung, wenn sie will, kann sie jederzeit auch noch eine formale Ausbildung machen.

Für Lila dauert die Suche schon zu lange. Sie hat das Warten auf einen Studienplatz satt:

„ja - es muß halt dann irgendwie mal was anfangen, weil eigentlich hatt' ich schon in meiner Schulzeit, ich war sehr ehrgeizig, gewisse Ziele halt: Ich hab erst Mittlere Reife gemacht, dann auf dem Wirtschaftsgymnasium mein Abi nachgeholt - es lief schon alles ganz extrem aufs Studium zu. Meine Eltern haben mich da auch total unterstützt, und dann kam halt erst mal: was jetzt tun nach der Schule? Beworben hatte ich mich auf einen Studienplatz, hab aber nicht sofort einen gekriegt, dann hab ich gedacht, ja gut, mach ich mal ein soziales Jahr, erst mal, ist auch was Sinnvolles, und dachte, danach klappt das schon mit dem Studienplatz. Aber irgendwie - ich wollte Psychologie studieren, und das klappt einfach nicht wegen ein paar Zehnteln. Ich hab ein recht gutes Abi eigentlich. Bis jetzt hat's einfach noch nicht geklappt, und ich muß sagen: jetzt hab ich 2 Jahre gewartet, und ich verlier' langsam die Lust auch aufs Studium. Weil ich bin ein ziemlich sicherheitsabhängiger Mensch (...) und ich seh halt arbeitslose Akademiker (...) Und ich seh's nicht ein, dass ich da so und so viele Jahre an die Uni geh und studier, um nachher feststellen zu müssen, dass ich keinen Job haben kann. Da mach ich doch eher mal 'ne Ausbildung, dass

ich wenigstens *überhaupt* was habe. Ich kann mir das nicht vorstellen, so ohne irgendwas, ohne abgeschlossenes Studium, oder abgeschlossene Ausbildung" (Lila, w., 22 J., 132ff).

Allmählich treten andere Prioritäten in den Vordergrund. So sucht Lila nach Möglichkeiten, wie sie den inzwischen auch wichtigen Lebensplan Beziehung - eigene Familie - in ihre berufsbezogene Planung integrieren kann. Die Second-Choice-Option eines Ausbildungsberufs - ein Ausbildungsplatz als Krankenschwester ist ihr sicher - wird vor diesem Hintergrund attraktiver, obwohl sie eigentlich viel Kritik an den Arbeitsbedingungen dieses Berufs hat.

Andere proklamieren die Suche, machen sich auf den Weg - DJane Zora auf eine spanische Insel, um dort zusammen mit einer befreundeten Trommlerin ihr Glück als DJane zu versuchen, Blume in den Süden Spaniens, um dort für eine Weile Malerin zu sein. Die Suche dieser beiden hat allerdings einen anderen Charakter: sie wissen bereits genau, was sie machen wollen, sie suchen hierfür den geeigneten Ort.

Auch Storm hat mit den Modeläden das gefunden, was ihr wirklich wichtig ist und was sie mit Leidenschaft betreiben kann - nun auch unter den neuen Bedingungen als junge Mutter:

„Das wird nächstes Jahr für sicher irgendwie weitergehen. Ich komm eh aus dem Laden nicht raus, das war immer mein baby..." (Storm, w., 29 J., I 2, 88).

Sie ist im Moment dabei, Arbeitsformen zu finden, die mit ihrem neuen Leben als Mutter vereinbar sind:

„ich will auch irgendwie Zeit haben mit meinem Kind. Da hab ich halt gesagt, ich verkauf den Laden. Und meine Mutter hat gemeint, weil sie von Anfang an den Laden mit aufgebaut hat, und ihr Herz ziemlich daran gehängt hat, hat meine Mutter gesagt, ok, sie übernimmt ihn, fertig aus. Und für mich ist das halt optimal - ich kann halt ab und zu aushelfen, komm selber aus meinem Mutter-Dasein ein bißchen raus, kann hier unter Leuten sein. Und mit der Kleinen geht es halt auch wunderbar, weil oben meine Vermieterin wohnt, von daher kann ich die Kleine mitnehmen, sie schläft da oben, sie geht da oben zum Mittagessen, da sind Kinder da, also die hat halt so ziemlich Spaß hier. Und ich hab kein Risiko, kann ganz locker an die Sache rangehen. Schaff, wenn's nötig ist, und das war's dann" (Storm, w., 30 J., 16ff).

Betonungen und Themen:

Die Berufsgeschichten handeln von Identitätsarbeit, und sie sind als identitätskonstruierende Narrationen selbst als ein Stück Identitätsarbeit zu betrachten (Fornäs 1995): mit ihnen werden biografische Kohärenzen hergestellt - ganz unabhängig davon, ob inhaltlich von Kontinuität oder Diskontinuität die Rede ist. Sie handeln von *Suchprozessen* - Suchprozesse, die durchaus nicht nur auf den Beruf beschränkt sind. Immer wieder werden (Arbeits-)Situationen überprüft, zum Beispiel im Hinblick auf Ansprüche an

das Leben als junge Frau, als junger Mann, zum Beispiel im Hinblick auf die Vereinbarkeit mit anderen Lebensthemen, es wird immer wieder abgewogen, neu entschieden, verändert, weiterentwickelt. Das Suchen wird offen verhandelt - **für** die hier befragten jungen Frauen und Männern sind Brüche, Neuanfänge, Umorientierungen kein Defizit, müssen daher auch nicht tabuisiert werden. Und die Suche zielt immer auf eine Form der Kohärenz - zwischen Ansprüchen und (Arbeits-)Realitäten, zwischen verschiedenen Lebensbereichen, zwischen Selbstbildern und Umsetzungsmöglichkeiten.

Sie handeln von einem bestimmten Verständnis von *Lernen* - einem Lernen, das erfahrungs- und praxisbezogen ist, das den Erfordernissen einer interessanten Tätigkeit entspringt, sehr häufig auch informell, ein Lernen, das relativ selbstbestimmt ist und daher Spaß macht. „Spaß“ ist gerade in Bezug auf Lernen eine äußerst anspruchsvolle Kategorie, wie auch hier wieder deutlich wird. Nicht zuletzt berichten die Befragten immer wieder von Lernprozessen, die biografische Spuren hinterlassen haben, indem sie zum Beispiel eine interessante Entwicklung eingeleitet haben, indem sich Interessenlagen verändert oder neue Horizonte eröffnet haben. Für das Leben zu lernen wird hier ganz konkret.

Sie handeln auch von einem veränderten, subjektiv anspruchsvollen *Verständnis von Arbeit*. Deutlich wird, was Baethge u.a. schon Ende der achtziger Jahre die Subjektivierung der Erwerbsarbeit genannt haben (Baethge u.a. 1988): junge Frauen und Männer entwickeln in zunehmendem Maße selbstbezogene Arbeitseinstellungen, in denen der Wunsch nach Selbstverwirklichung, Spaß und Wohlbefinden an erster Stelle steht. Sie sind sehr arbeitsorientiert, doch diese Arbeitsorientierungen werden zunehmend subjektiv „aufgeladen“: es geht im Zusammenhang mit Arbeit um Spaß, um Lust am Lernen, um Motivation, persönliches Risiko, um Experimentierraum, um Kreativität, Selbstgestaltung und Selbstbestimmung.

Auf den ersten Blick gibt es relativ viele Ähnlichkeiten zum herrschenden Individualisierungsdiskurs: insbesondere die Betonung von Eigenverantwortlichkeit, persönlichem Risiko, persönlichem Einsatz. Auf den zweiten Blick wird jedoch deutlich, dass diese Bekenntnisse immer sozial „angebunden“ sind: Die Rede ist erstens von interaktiven Arbeitszusammenhängen, die quasi auf direktem Wege Anerkennung bringen und Sinn stiften können. Die Rede ist zweitens von Gestaltungsfreiräumen, die im oder **für** einen sozialen Kontext gedacht sind bzw. genutzt werden. Und die Rede war weiter oben (vgl. Kapitel 5, Gemeinschaften, Abschnitt 5.2) von Schlüsselpersonen, die **für** den beruflichen Einstieg zentral waren, von wichtigen Unterstützungspersonen, die **für** das laufende Geschäft unverzichtbar sind, von Rückhalt, **Anerkennung**, und Feedback. Dies entspricht gerade nicht dem herrschenden Individualisierungsdiskurs, vielmehr ist dieses Augenmerk auf soziale Anerkennung ein deutlicher Hinweis darauf, welche Voraussetzungen berufliche Übergänge in sozialer Hinsicht brauchen.

8.8 Zusammenführung: Wodurch werden Selbstinszenierungen identitätsrelevant?

Darstellbarkeit vielfältige Zugehörigkeit	<ul style="list-style-type: none">•sichtbare Selbstinszenierungen•aktives Balancieren unterschiedlicher Mitgliedschaften, Vermittlungsleistungen•Vermeiden von Festlegungen, Ablehnen von Zuschreibungen und Stereotypisierungen, aktives Gegensteuern•Synthetisierungsleistungen
Angewiesenheit	<ul style="list-style-type: none">•vielfältige Relevanzen entwickeln und ihnen einen Raum geben•Anerkennung organisieren (innerhalb und zwischen den Lebensbereichen), offensives Umgehen mit eigener Bedürftigkeit•Geben - Nehmen als dynamischer Prozeß und als Gradmesser für gelingende Interaktion•Unterstützung und Stärke als zusammengehörig begreifen
Balancen lernen	<ul style="list-style-type: none">•Motivations-Management•Enttäuschungs-Management•Zuversicht lernen•Grenzen von Belastbarkeit respektieren lernen, eigene Bedürfnisse kennenlernen
Geschlecht	<ul style="list-style-type: none">•Offene Geschlechterrollen•Ablehnen von Festlegungen auf das Geschlecht bzw. auf „Szenotypisches“ im Hinblick auf das Geschlechterverhältnis;•geschlechtsspezifischer Umgang mit der Betrachtungsweise „Geschlechterhierarchie“•gender learning in jugendkulturellen Sphären
Selbstsichten im Übergang	<ul style="list-style-type: none">•Agieren zwischen Fremd- und Selbstzuschreibungen von Jung" und „alt“ bzw. „zu jung“ und „zu alt“•Spielräume des Jung-Seins nutzen und verteidigen•Neue Lebensthemen integrieren•Vielfältige Mitgliedschaften vermitteln
Berufliche Suchprozesse	<ul style="list-style-type: none">•Ringens um Handlungsfähigkeit•Gestaltungsräume schaffen•Lernprozesse selbst organisieren•Anerkennung organisieren•Spaß = Sinn

Auf der *linken Seite* sind die identitätsrelevanten Aspekte versammelt, nach denen die Interviews ausgewertet wurden. Es ist eine Sammlung, die explizit *nicht* (und dies war eine theoretische Entscheidung) die sonst eher gängigen Unterteilungen in verschiedene Lebensbereiche (wie Beziehungen, Beruf, Familie etc.) vornimmt, sondern quer zu diesen liegende Themen benennt. Eine gewisse Ausnahme machen auf den ersten Blick die beruflichen Suchprozesse. Dies löst sich bei näherer Betrachtung wieder auf, wenn deutlich wird, dass in diesen Geschichten die ganzen genannten querliegenden Themen thematisch zugespitzt und komprimiert zur Sprache kommen. Sie sind also eher eine Bestätigung dieser „querblickenden“ Perspektive.

Etwas außer der Reihe liegt auch die Kategorie Geschlecht, weil sie ja eine durchgängige ist: die jungen Frauen und Männer stellen sich in all den

genannten Aspekten, wenn auch nicht immer bewusst, *als* junge Frauen, als junge Männer dar, d.h. mit einem wie auch immer kritischen oder bestätigenden Bezug auf existierende Geschlechterrollen und deren Variationsmöglichkeiten. Doch war es nicht möglich, schon aufgrund der geringen Fallzahl, hier bereits Trends im Hinblick auf die Entwicklung der Geschlechterrollen aufzuzeigen. Wo es mir zulässig erschien, habe ich es gemacht.

Auf der *rechten Seite* sind dann Handlungsformen genannt, die in der themenspezifischen Auswertung der Interviewstellen gerunden wurden. Diese Handlungsformen können nun als Konkretisierungen dessen gesehen werden, was unter Begriffen wie Identitätsbalancen, Identitätskonstruktionen, Identitätsarbeit vorstellbar ist:

Zum Beispiel mit den Selbstinszenierungen Ausdrucksformen zu finden für Ansprüche, Ideen, Gefühle, momentane subjektive Relevanzen - und damit Identitätsrelevantes hervorzubringen.

Zum Beispiel vielfältige Mitgliedschaften so zu organisieren, dass das Leben nicht in unverbundene Einzelbereiche zerfällt, auch wenn diese zum Teil als deutlich unterschiedlich nebeneinander stehen. Das heißt, sich aktiv zu ermöglichen, unterschiedliches zu leben, anstatt sich zwischen Unterschiedlichem entscheiden zu müssen; oder: wo es möglich und wünschenswert ist, Integrations- und Vermittlungsleistungen zu erbringen, also aktiv Überschneidungsbereiche zu organisieren, anstatt sie zu vermeiden.

Zum Beispiel einen offensiven Umgang mit Angewiesenheit zu finden, der das Bedürfnis nach Anerkennung nicht verdeckt, sondern ihm offensiv Raum und Gelegenheit verschafft, befriedigt zu werden.

Balancen zu lernen - körperliche wie auch psychische. Hierzu gehört auch: herauszufinden, wie sich die eigene Motivation erhalten läßt.

Zum Beispiel sich nicht festzulegen, sondern die Yo-yo's des Übergangs offensiv zu leben.

Zum Beispiel sich aktiv im Geschlechterverhältnis zu verorten, anstatt vorgegebene Klischees zu übernehmen.

Zum Beispiel im Beruf: sich nicht zufriedenzugeben, sondern sich die passenden Bedingungen für Arbeiten und Lernen zu suchen bzw. zu schaffen.

Im Hinblick auf die Kategorien *Handlungsfähigkeit, Zugehörigkeit und Sinn* können die Aussagen, die in diesem Kapitel zusammengetragen wurden, nun folgendermaßen ausgewertet werden:

Die *Darstellbarkeit* deckt hier gleich alle drei Kategorien ab: Sich darzustellen, indem man symbolisch auf einen kulturellen Zusammenhang Bezug nimmt, knüpft die Identitätsarbeit an das aktive Herstellen von *Zugehörigkeit*. Damit werden zugleich *Bedeutungen* geschaffen, wird also eine Antwort auf das latente Sinndefizit gefunden. Und dies alles auf eine Art und Weise, die sich und anderen die eigene Handlungsfähigkeit dokumentiert, in der sich also der eigenen Handlungsfähigkeit versichert werden kann. Die drei analytisch unterschiedenen Prozesse der Vergewisserung über Handlungsfähigkeit, des Herstellens von Zugehörigkeit und des Schaffens von Sinnstrukturen koinzidieren hier, so dass ein und dieselbe Handlung unter dreifacher

Perspektive angeschaut werden kann; dies freilich nur im analytischen Blick von außen. Aus der Subjektperspektive ist möglicherweise gerade die erlebte Koinzidenz das verstärkende Moment: es lädt die (Selbst)Darstellung mit Sinn auf, *indem* hiermit Zugehörigkeiten geschaffen und Handlungsfähigkeit dokumentiert werden.

Die *vielfältigen Zugehörigkeiten* zu managen, wird ein wichtiges Kriterium für Handlungskompetenz. Denn es kann auch als existenzielle Absicherungsstrategie gelesen werden: sicherzustellen, dass ich mich, falls einer meiner Zusammenhänge an Bedeutung verliert oder zerbricht, auf andere Zusammenhänge weiterhin beziehen kann. Dies ist sicherlich eine eher im praktischen Bewusstsein angesiedelte Strategie, deshalb jedoch nicht weniger bedeutsam. Für das handelnde Subjekt mögen andere Aspekte im Vordergrund stehen: nämlich alles das, was tatsächlich relevant ist, nebeneinander existieren zu lassen, zum Beispiel keine entweder-oder-Entscheidungen zu treffen, sich nicht einseitig festzulegen, sich die verschiedenen Mitgliedschaften im Übergang offenzuhalten, und dennoch (oder gerade deshalb) von der Unterschiedlichkeit dieser Mitgliedschaften zu profitieren. Hierdurch findet unterschiedlich auch eine Absicherung gegen das latente Sinndefizit statt: die Sinn-Versorgung wird multibel sichergestellt, sie ist nicht nur auf *einen* funktionierenden Zusammenhang angewiesen. Gerade hierdurch - und selbst bei wechselnden Relevanzen - wird Kontinuität/Kohärenz ermöglicht.

Die *Angewiesenheit* so zu leben, dass sie auch jugendkulturell einen Ort hat, ist wiederum eine bedeutsame Handlungskompetenz: sie zeigt sich bzw. wird spürbar und erlebbar in den selbstorganisierten Zusammenhängen, in denen sich die jungen Frauen und Männer Anerkennung und Unterstützung organisieren (vgl. Kapitel 5, Gemeinschaften). Auch hier geht wiederum die eigene Aktivität, die darin besteht, diese Zusammenhänge zu organisieren, einher mit der hierdurch erfahrenen Zugehörigkeit und dem hierdurch entstehenden Sinn. Und hier setzt sich ein praktisches Wissen um: dass das Identitätsgefühl zuallererst auf der Erfahrung von Anerkennung und Zugehörigkeit basiert (vgl. Keupp 1997).

Balancen zu lernen, hat viel damit zu tun, die eigene Motivation am Leben zu erhalten, quasi ein „Motivationsmanagement“ zu betreiben, das das eigene Engagement ein wenig resistenter macht gegen Enttäuschungserfahrungen, die es freilich dennoch geben kann und auch gibt. Hier kommt bei manchen ein Realismus mit ins Spiel, der den eigenen Erwartungshorizont reguliert, und damit auch die Möglichkeiten des Enttäuscht-Werdens und des Sinn-Verlustes. Und hier geht es vor allem darum, sich selbst besser kennenzulernen - auf der Ebene von persönlichen Ansprüchen, aber auch auf der körperlichen Ebene, wo es - zum Beispiel nach Phasen exzessiven Auslebens - wichtig wird, die Balance - auch auf der körperlichen Ebene - wiederzufinden. In diesen (Körper-)Kompetenzen kommt eine eher stille Handlungsfähigkeit zum Ausdruck - auf subjektiver Ebene ist sie umso wichtiger, was

sich darin zeigt, wie hoch sie von den befragten jungen Frauen und Männern bewertet wird.

Geschlechtsbezogene Identitäten zu finden, hat sehr viel mit Zugehörigkeiten) und sehr viel mit Sinn zu tun. Doch dies ist keine einfache Sache mehr, wenn sie jemals einfach war. Für heute mit ihrem Übergängen beschäftigte junge Frauen und Männer stellt sich die Aufgabe, Eigenständigkeit zu entwickeln *und* integriert zu bleiben. Für die jungen Frauen bedeutet dies zum Beispiel, eigenständig ein weibliches Selbstverständnis zu entwickeln, dies jedoch auf eine Art und Weise, die sie nicht herauskatapultiert aus ihren Zusammenhängen - weder aus den gemischt-geschlechtlichen, noch aus den weiblichen, und auch nicht aus familiären oder sonstigen wichtigen Kontexten. Es bedeutet, eigenständig eine kritische Perspektive zu entwickeln, das heißt: sich eben nicht den existierenden Kritikmustern anzuschließen, sondern auch im weiblichen Generationenzusammenhang einen eigenen kritischen Standpunkt zu entwickeln. Die feministische Kritik - oder das, was junge Frauen mit ihr assoziieren - wird als zu undifferenziert abgelehnt. Womöglich spielt aber neben dem Vorwurf „zu grob und undifferenziert“ auch das oben angesprochene Bedürfnis nach Integriert-Bleiben eine Rolle. Ein dezidiert feministisches „Bekanntnis“ brächte damit die Gefahr der Desintegration mit sich.

Auf der Inszenierungsebene geben sich die jungen Frauen stark und selbstbewußt - doch bei aller Eigenständigkeit auf Anerkennung angewiesen. Sie geben eindeutige Antworten auf die Frage einer weiblichen Geschlechtsrolle, und sparen dabei auch die körperliche Ebene nicht aus. Sie formulieren Ansprüche an das Verhalten bzw. das Verhältnis zwischen den Geschlechtern, die inhaltlich feministischen Idealen sehr nahe kommen, doch sie suchen im Feminismus keinen expliziten Bezugspunkt. Ansprüche an ein Frauenleben umzusetzen, bleibt auch in der jugendkulturellen Szene ein individualisiertes Projekt, auch wenn diese entsprechende Lern- und Erfahrungsräume hierfür bereitstellt.

Junge Männer finden im jugendkulturellen Zusammenhang Techno eine Bestärkung, die traditionelle Männerrolle aufzuweichen. Am deutlichsten ist auch dies auf der Erscheinungsebene: wie männliche Körper gestaltet werden, wie Männer einander begegnen, wie sie sich beim Tanzen verhalten, wie sie sich Frauen gegenüber verhalten etc. Hier werden neue männliche Verhaltensmuster entwickelt und in der Szene symbolisch bestärkt und abgesichert. Können sich Männer innerhalb dieses jugendkulturellen Bezugssystem der Zugehörigkeit versichern (Integration), so ist die Frage, wie es um Vergewisserungsmöglichkeiten in anderen Zusammenhängen bestellt ist, die sich zum Teil im traditionellen Geschlechterkontext abspielen. Gibt es durch die neuen Verhaltensmuster (etwa auf der Ebene der Berührungskulturen) Anlaß für neue Verunsicherungen? Und wie werden diese bewältigt? Tragen diese Bewältigungsformen zu einer nachhaltigen Veränderung der Geschlechterbe-

Ziehungen bei oder aber zu einer Modernisierung der hierarchischen Struktur? Zum Beispiel durch die höhere Akzeptanz eines jugendkulturell durchwirkten Machismus?

In den *beruflichen Suchprozessen* drücken sich Handlungsfähigkeit, Zugehörigkeit und Sinn als Ansprüche aus: im Beruf soll die eigene Handlungsfähigkeit sinnvoll umgesetzt werden können. Dies kann eben meist nicht als gegeben vorausgesetzt werden - die meisten der hier Befragten haben ja gerade unbefriedigende Ausbildungs- oder Arbeitserfahrungen hinter sich, und machten sich erneut auf die Suche. Die Subjektivierung der Erwerbsarbeit wird hier auf allen Ebenen deutlich. Und auch in diesem Zusammenhang geht es um Zugehörigkeiten: was will ich? Was brauche ich? Wo gehöre ich hin? Und hier reicht es nicht mehr, eine einfache Antwort auf diese Frage zu finden. Es muß vielmehr eine Antwort sein, die Flexibilität erlaubt, die eben nicht auf ungewollte und in heutigen Übergangsprozessen unbrauchbare Festlegungen hinausläuft. Auch hier wieder das Thema der Balancen: herauszufinden, wo meine persönliche Balance zwischen Stabilität und Flexibilität liegt, zwischen einem verbindlichen Sich-Einlassen (z.B. auf einen bestimmten Beruf, ein Geschäft) und den - allseits negativ bewerteten - Festlegungen.

Die *Selbstsichten i m Übergang* bringen dieses Lebensgefühl des zwischen allen Stühlen Sitzens noch einmal auf allgemeinerer Ebene zum Ausdruck. Diesbezüglich ist von jungen Frauen und Männern einiges an Ambiguitätstoleranz gefordert, was sich widerspiegelt in ihren Selbstverständnissen - zwischen erzwungener (weil vieles von Bedingungen abhängt, die sich ihrer Kontrolle entziehen) und selbst entschiedener Offenheit. Insofern kann alles, was hier unter Identität gefaßt wurde, als (vorübergehende) Konstituierung von Übergangs-Identitäten verstanden werden, die Handlungsformen umfassen, welche darauf ausgerichtet sind, Offenheit und Flexibilität abzusichern und den so geschaffenen Raum zu nutzen.

TeilC

Selbstinszenierungen junger Frauen und Männer - fünf Ergebnisebenen

Im Hinblick auf die Ergebnisse dieser Untersuchung interessiert nun auf theoretischer Ebene zum einen der Gehalt dieser Analyse der Selbstinszenierungen für *das Verständnis der Übergänge ins Erwachsenenleben*: wie muß sich dieses Verständnis verändern, damit es den festgestellten Handlungspotentialen gerecht wird, genauso jedoch den strukturellen Rahmenbedingungen, partiell auch Zwängen, die dieses Handeln erzwingen, befördern, aber auch begrenzen? Hierbei geht es darum, die Potentiale einer subjektbezogenen Handlungstheorie zu jungen Erwachsenen und ihren Übergänge auszuloten (Ergebnisebene 1).

Im zweiten Schritt geht es darum, eine solche subjektbezogene Handlungstheorie zu systematisieren und in Richtung eines handlungstheoretisch revidierten Verständnisses sozialer Integration weiterzudenken (Ergebnisebene 2). Denn wenn Übergänge, die als entscheidende Schnittstellen für soziale Integration junger Frauen und Männer gelten können, handlungstheoretisch zu denken sind, dann muß sich dies auch auf die Theorie sozialer Integration auswirken.

Zum dritten, und durchaus damit in Zusammenhang stehend, interessiert, wie sich dieses handlungstheoretische Grundverständnis zur These des modernisierten (aber hierarchisch bleibenden) Geschlechterverhältnisses verhält: wie reproduziert sich dieses Geschlechterverhältnis durch jugendkulturelles Handeln, durch jugendkulturelle Selbstinszenierungen? Wo sind Lern- und Handlungsfelder zu verorten, wo liegen strukturelle Begrenzungen? (Ergebnisebene 3).

Eng damit verbunden sind Fragen nach Auseinandersetzungsprozessen im Generationenverhältnis: Aussagen zum Geschlechterverhältnis werden zum Beispiel stark geprägt durch die Gesprächssituation zwischen jüngerer und älterer Frau mit wechselseitigen Zuschreibungen und Unterstellungen. Auch wenn zwischen beiden kein wirklicher Generationensprung vorliegt, so handelt es sich doch um eine Auseinandersetzung zwischen jugendkultureller Welt und Erwachsenenwelt, zwischen gegenseitigen Zuschreibungen und realen bzw. jeweils unterstellten Voreingenommenheiten (Ergebnisebene 4).

Hier liegt auch das Verbindungsglied zur Frage, wie sich Übergangsforschung als sozialpädagogisch motivierte Jugendforschung ausbilden kann (Ergebnisebene 5). Dabei geht es zuallererst um eine Anerkennung der lebensweltlichen Logik junger Frauen und Männer, ihrer subjektiven Relevanzen, und auf der Basis dieser Subjektorientierung um eine dynamische

Theoriebildung, die die permanenten Wechsel in den spätmodernen Übergängen zu begreifen in der Lage ist. Hierzu muß sich eine Übergangsforschung entwickeln, die Handlungs- und Strukturtheorie dialektisch vereint und sich des Übergangs als Geschlechter- und als Generationenthema bewusst ist. Und die sich darüber hinaus dafür interessiert, wie Übergänge für junge Frauen und Männer gestaltbar werden.

Ergebnisebene 1: Jugendkulturelle Selbstinszenierungen junger Frauen und Männer - zu einer subjektbezogenen Handlungstheorie des Übergangs

Mit der vorliegenden Untersuchung wird ein handlungstheoretischer Beitrag zu einer Übergangsforschung geleistet, die in Deutschland (wie auch in England) als stark strukturbezogenen wahrgenommen wird, zumindest aber als aufgespalten zwischen überwiegend an institutionellen Mechanismen interessierten Forschungszweigen wie dem inzwischen abgeschlossenen Sonderforschungsbereich 186 „Statuspassagen und Risikolagen im Lebensverlauf“ der Universität Bremen auf der einen Seite (vgl. Heinz 2000) und dem blühenden Zweig der Jugendkulturforschung auf der anderen Seite, die solche institutionellen Logiken eher zu wenig in den Blick nimmt. Wenn davon ausgegangen wird, dass „Übergänge im Lebensverlauf (...) an institutionell verbürgter Kontinuität und Ressourcenausstattung sowie an zeitlicher Konturierung verloren (haben, B.S.)“ (Heinz 2001:1) - was im Forschungsansatz „Junge Erwachsene“ die Yo-yoisierung der Übergänge genannt wurde (Walther/Stauber et al. 2002) -, dann setzt dies „die gesellschaftlichen Akteure, Institutionen und Individuen gleichermaßen unter einen stärkeren Handlungs- und Legitimationsdruck (...), der sie (...) zu reflexiver Regulierung und Steuerung einerseits und zu selbstorganisierten und selbstverantworteten Lebensverläufen andererseits veranlaßt“ (Heinz 2001:1). Wenn dies die geteilte Analyse ist, dann muß sich Übergangsforschung für beide Richtungen interessieren - für die Richtung der institutionellen Regulierungs- und Steuerungsprozesse genauso wie für die Richtung der selbstorganisierten Übergangsbio grafien.

Es geht also für eine den spätmodernen Entwicklungen angemessene Übergangsforschung nicht darum, sich auf die eine oder andere Seite zu schlagen, sondern dort, wo die Forschung strukturlastig ist, die Subjekt- und Handlungsseite stärker zu betonen, und dort, wo sie zu unbesorgt an den Strukturen vorbeidenkt, die Strukturbedingtheit von Übergängen ins Gedächtnis zu rufen. Das Optimum wäre eine gleichermaßen auf die Hand-

lungs- bzw. Subjektseite und auf die Strukturseite gerichtete Aufmerksamkeit - ein Ziel, dem sich pragmatisch im konsequenten Blick-Wechsel zwischen beiden Perspektiven genähert werden kann. Mit einem *handlungstheoretisch* gedachten Konzept der Übergänge, das einen solchen Blick-Wechsel impliziert, lassen sich die Kluft zwischen beiden Forschungsaufmerksamkeiten produktiv überbrücken und Antworten finden auf offen gebliebene Fragen - zum Beispiel auf die Frage, wie sich Institutionenlogiken biografisch niederschlagen. Wie wir gesehen haben, werden diese Institutionenlogiken von den jungen Akteuren und Akteurinnen im Übergang aktiv bearbeitet, gerade auch in ihrem jugendkulturellen Handeln. Bearbeitung findet statt in der aktiven Auseinandersetzung, aber auch, indem diese Logiken persifliert, umgangen oder gar verändert werden.

Mit einer *subjektbezogenen* Handlungstheorie werden die Subjekte - die jungen Frauen und Männer - *in ihren Relevanzsystemen* gesehen. Hierdurch rücken Lebensbereiche wie Jugendkulturen als genauso relevant neben anerkannte Lebensbereiche wie „Bildung, Erwerb, Familie und sozialstaatliche Institutionen“ (Heinz 2001:2). Damit wird eine weitere Brücke geschlagen - die zwischen verschiedenen Lebensbereichen, die in soziologischen Analysen häufig getrennt werden, aus der Subjektperspektive jedoch eng aufeinander bezogen sind und oft gerade in ihren Überschneidungen bedeutsam werden. Dieser Brückenschlag und der Verweis auf die Überschneidungen erlauben eine Antwort auf die Frage, woher junge Frauen und Männer auch in schwierigen beruflichen oder familiären Übergangssituationen ihre Motivation, ihre Handlungskompetenzen und ihre sozialen Ressourcen beziehen. So wird das Leben von Storm zwar strukturell durch ihren Status als junge Alleinerziehende und Sozialhilfeempfängerin innerhalb des sozialpolitischen Programms „Mutter und Kind“ geprägt, gleichzeitig gelingt es ihr aber, den bisherigen Entwurf einer szenenahen Geschäftsfrau nicht aufzugeben, sondern zu modifizieren, indem sie sich weiterhin ihrer im jugendkulturellen Zusammenhang entwickelten Ressourcen bedient, einschließlich der Ressource Motivation, die sie aus ihrem Verkaufskontakt mit jungen Kundinnen gewinnt. Hier wird sichtbar, dass junge Frauen und Männer ihre Übergänge nicht nur bewältigen, sondern auch gestalten.

Die vorliegenden Kapitel stellen nicht nur eine Materialquelle dar für den vorgeschlagenen Blick-Wechsel, sondern auch für diese subjektbezogene Handlungstheorie. Ein Beispiel hierfür sind die Selbst-Sichten der jungen Frauen und Männer, in denen besonders deutlich ihre Relevanzen zum Ausdruck kommen. Einen zentralen Stellenwert in diesen subjektiven Relevanzsystemen haben Handlungsfähigkeit und Selbstgestaltung; entsprechend inszenieren sich junge Frauen und Männer als aktiv Handelnde, jenseits von Festlegungen, (relativ) unabhängig von gesellschaftlichen Strukturen und Hierarchien. Indem sie dies tun, reproduzieren sie zwar teilweise hierarchische Strukturen wie die des Geschlechterverhältnisses, doch betonen sie

dabei ihre Strukturwabhängigkeit und damit (implizit) ihre Gestaltungsfähigkeit im Übergang. Was junge Frauen und Männer (implizit) reklamieren, ist die *Gestaltbarkeit* dieses Übergangs, womit sie hadern, sind die Begrenzungen - zum Beispiel das Alter mit seinen jeweiligen Zuschreibungen -, was sie beschäftigt, ist die Erweiterung des Rahmens für Gestaltbarkeit. Sie bestehen damit auf den Freiraum, den das Jung-Sein bietet, sie bestehen auf den Experimentierstatus, den Jung-Sein verheißt. Der Gestaltungsanspruch kommt auf vielen Ebenen zum Ausdruck: im Zusammenhang mit den *Gemeinschaftsformen* war dies zum Beispiel, jenseits der vorgegebenen Strukturen („Kulturverein“) eine eigene, selbstorganisierte Struktur zu entwickeln, sich dabei von den gesellschaftlichen Erfolgsmotiven („Kommerz“) abzugrenzen, eigene, selbstdefinierte Kriterien zu entwickeln: Spaß, Motivation, Selbstbestimmung, Freiwilligkeit. Im Zusammenhang mit *Körperlichkeit* war dies die eigenwillige, phantasievolle Gestaltung des Körpers jenseits vorgegebener Stildiktate und entgegen der vorgegebenen geschlechtsspezifischen Rollenbilder und die gegenseitige Ermutigung hierzu - unter Frauen, unter Männern. Im *räumlichen Zusammenhang* waren dies die Gestaltung des regionalen jugendkulturellen Angebots, die Schaffung von eigenen Räumen, die eigenwillige Aneignung der Region als Kultur- und Sozialraum. Im Zusammenhang mit *Identitätskonstruktionen* wurde dies deutlich in Selbstbildern, Selbstverständnissen und Selbstinszenierungen, die um das Thema Kreativität kreisen: die Befragten stellen sich durchgängig als Menschen vor, denen es wichtig ist, sich sowohl in ihrer Arbeit als auch über ihre berufliche Tätigkeit hinaus künstlerisch-kreativ zu engagieren. Implizit schwingt hier die Abgrenzung vom gesellschaftlichen Mainstream mit: es geht darum, etwas *anders* zu machen, etwas *auf eigene Art* zu gestalten, so dass ein *Unterschied* deutlich wird. Hieraus lässt sich nun nicht immer auf eingelöste Realitäten schließen, wohl aber werden subjektive Relevanzen deutlich. Durchaus real sind jedoch die erbrachten Vermittlungsleistungen zwischen vielfältigen Mitgliedschaften, die Versorgungsleistungen und die gegenseitige Unterstützung, die die Befragten einander geben.

Junge Erwachsene, junge Frauen und Männer sind damit in ihren Selbstbildern und in ihren Relevanzsystemen aktiv ihre Übergänge Gestaltende. Gleichzeitig, und hierdurch bleibt die subjektbezogene Handlungstheorie strukturell gekoppelt an die Analyse der gesellschaftlichen Freisetzungsprozesse in Übergängen, setzen sie sich in allen Handlungsaspekten mit „Struktur“ auseinander: mit den strukturellen Gegebenheiten der ländlichen Region genauso wie mit den Geschlechterrollen, mit dem Ausbildungssystem und seinen Zwängen genauso wie mit den Dynamiken des Jugendkultur-Marktes. Eben deshalb, weil Struktur und Handeln aufeinander bezogen bleiben, sollten die Konzepte „Übergänge“ und Junge Erwachsene“ im Zusammenhang bearbeitet werden. Denn es geht immer gleichermaßen um strukturelle Freisetzungsprozesse wie um subjektive Bewältigungs-, Verarbeitungs-

Gestaltungsformen. Der Begriff der Identitätsarbeit läßt sich konsequent hierauf beziehen: als Bearbeitung der in Fluss gekommenen Strukturen der Konstituierung von (altersspezifischer) Identität - unter Zuhilfenahme zum Beispiel traditioneller altersspezifischer Normalitäten, die sowohl in der affirmativen Übernahme als auch in der distinktiven Ablehnung eine Orientierungsfunktion haben können, und unter Zuhilfenahme von neuen, zum Beispiel jugendkulturellen Orientierungsmöglichkeiten. Im Zusammenhang mit letzteren werden insbesondere die konkreten, „echten“, lebensweltnahen *role-models* wichtig. Lernen erfolgt hier als mimetische Aneignung bzw. als Erweiterung der Handlungs- und (Selbst-)Darstellungsmöglichkeiten durch körperliche „Anähnlichung“ (Wulf 2001), welche im Alltagshandeln einer jugendkulturellen Szene besonders wichtig ist und den Körper als zentrales Lernmedium in den Blick rückt (vgl. Klein 1999).

In diesem Wechselspiel aus der Inszenierung der einen, die gleichzeitig Vorlage für die mimetische Nachahmung der anderen wird, zeigt sich die Dialektik des Performativen: indem es gelingt, sichtbar zu werden, können in jugendkulturellen Zusammenhängen aufgrund ihrer interaktiven Grundstruktur und des informellen Lernmilieus, das sie darstellen, neue symbolische Strukturen als Orientierungsmöglichkeiten geschaffen werden.

Ausgehend von dieser Dialektik des Performativen, oder hier: der Selbstinszenierungen soll nun nachgefragt werden, was eine subjektbezogene Handlungstheorie mit dem Fokus auf Selbstinszenierungen zum Verständnis spätmoderner Übergänge ins Erwachsenwerden beiträgt. Dies ist auch die Frage nach dem Erkenntnispotential eines Theorieansatzes, der, wie der Ansatz bei den Selbstinszenierungen, eine direkte Konsequenz daraus war, die subjektiven Relevanzsysteme anzuerkennen. Was also ist durch die Fokussierung auf jugendkulturelle Selbstinszenierungen sichtbar geworden?

1. Übergänge wollen gestaltet werden - Bewältigung ist zu wenig

In den Selbstinszenierungen wird ein Bedürfnis sichtbar, das weit über die Ebene der Problembewältigung und des Zurechtkommens hinausgeht und auf die Ebene des Gestaltens und der symbolischen Aufladung reicht. Was zunächst eine aus der Theorie der individualisierten, pluralisierten und fragmentierten Übergänge gewonnene Hypothese war, hat in der Betrachtung dieser jugendkulturellen Szene eine empirische Bestätigung gefunden: *Übergänge setzen Gestaltungsenergie frei*. Hier spiegelt sich wider, was im Sonderforschungsbereich „Die Kultur des Performativen“ an der FU Berlin die „rituelle Inszenierung des Alltags“ oder seine „Performativität“ genannt wurde (Wulf et al. 2001). In diesem Forschungszusammenhang wird „ritualtheoretisch“ mit Verweis auf den Kulturanthropologen Victor Turner (1989a) davon ausgegangen, daß sich in Phasen des Übergangs (oder, wie Turner dies nennt, der *Liminalität*) Prozesse der Genese des Sozialen in Ritualen am

deutlichsten ausprägen⁹⁰. In der performativen Gestaltung der Übergänge läßt sich demnach die Wechselwirkung zwischen Symbolisieren und Generieren und damit die (übergangsbezogene) Strukturbildung am deutlichsten beobachten. Die Tatsache, dass die hier im Zentrum stehenden Übergänge zwischen Jugend und Erwachsenwerden nicht mehr innerhalb tradierter und verlässlicher Bahnen verlaufen, verstärkt die strukturelle Freisetzung von Gestaltungsenergie - weil zum einen aufgrund der Verlängerung dieser Übergänge und ihrer Yo-yo-Struktur der Bedarf an (Selbst-)Gestaltung, Selbststeuerung und Flexibilität größer geworden ist (Shell Jugendstudie 2002:34), und weil zum anderen junge Erwachsene, die über eigenes Geld und eigene soziokulturelle Möglichkeiten verfügen, größere Gestaltungsressourcen und -potentiale haben als Jugendliche. Angesichts der spätmodernen Individualisierungsprozesse, vor deren Hintergrund Übergänge stattfinden, liegen hier jedoch Risiko und Chance, Begrenzungen und Ressourcen dicht beieinander. Und damit changieren auch Bewältigungsanforderungen (als strukturell gedachte) und Gestaltungsfreiheit.

2. Selbstinszenierungen sind imaginäre Lösungen für die Bewältigungsanforderungen im Übergang

Das Gestalten des Übergangs kann selbst zu einer Bewältigungsanforderung werden - sie ist in jugendkulturellen Szenen wie der hier untersuchten ganz offensichtlich ein Anspruch junger Frauen und Männer an sich selbst. Doch im Zusammenhang mit der Dialektik des Performativen werden hierdurch auch imaginäre Lösungen (Helfferich 1994) möglich: so wurde gezeigt, wie sich diese junge Frauen und Männer, indem sie sich selbst inszenieren, einen Gestaltungsraum schaffen. Dies wurde in der Untersuchung der Gemeinschaftsformen deutlich, ebenso jedoch in den Raumaspekten, in der Körperlichkeit und in den Identitätsbalancen. Besonders interessant hierbei ist, dass die Selbstinszenierungen, die in diesen vier Themenbezügen (und weiteren) stattfinden, eben nicht als Rückzug auf das Selbst (als dem vielleicht noch am ehesten kontrollierbaren Gestaltungs-"Raum") zu begreifen sind; ganz im Gegenteil wird das Selbst quasi offensiv genutzt und damit sozial wirksam: in Gemeinschaftsformen, die Zugehörigkeit auch für andere schaffen, in Räumen, die auch für andere zu Haltepunkten in der Region werden, in einer Körperlichkeit, mit der junge Frauen und Männer zum Beispiel zu ermutigenden *role-models* für andere junge Frauen und Männer werden können, mit Lebensentwürfen, in denen ein möglichst hohes Maß an Selbstgestaltung

90 Übergänge werden in diesem Forschungszusammenhang allerdings auf der mikrosozialen Ebene untersucht, etwa im Rahmen des Familienalltags oder des Alltags einer Grundschulklasse (vgl. hierzu Audehm/Zirfas 2001, Göhlich/Wagner-Willi 2001, Tervooren 2001 und Bausch/Sting 2001 im Forschungsbericht von Wulf et al. 2001).

umgesetzt werden soll und die damit - zumindest im Umfeld der jugendkulturellen Szene der ländlichen Region - einen neuen Orientierungsrahmen für andere junge Frauen und Männer schaffen. Das aktiv Gestalterische dieser Selbstinszenierungen ist interaktiv und läßt sie sozial ausstrahlen. Somit handelt es sich nicht nur um individuelle, sondern für bestimmte Übergangsphasen und solange bestimmte jugendkulturelle Symbolsysteme relevant sind, durchaus um kollektive imaginäre Lösungen. Selbstinszenierungen und die hiermit verbundenen Gestaltungsformen sind also durchaus ein Bewältigungsmodus, wenn auch einer, der über die unmittelbare Problembewältigung hinausgeht oder in diesem Aspekt oft gar nicht mehr sichtbar wird - was ein neues Phänomen, nämlich das der Problemverdeckung, hervorbringen kann.

3. Jugendkulturelle Zusammenhänge als naheliegende Wirkungs- und Erfahrungsfelder

Diese jugendkulturellen Zusammenhänge haben einen gewichtigen strukturellen Vorteil, zum Beispiel gegenüber Arbeit: Denn hier machen die jungen Frauen und Männer die Erfahrung, auch konkret gestalten zu können und sozusagen sichtbar etwas zu bewirken, was in Ausbildungs- und Arbeitsverhältnissen nicht immer gegeben ist. Dieses zudem lebensweltlich „naheliegende“ Wirkungs- und Erfahrungsfeld ist einer spezifischen Dynamik unterworfen; denn die Tatsache, daß sich diese Gestaltungsenergie, die die spätmodernen Übergänge verstärkt freisetzen, relativ rasch und problemlos in jugendkulturellen Selbstinszenierungen umsetzen läßt, ist einer der Gründe für die rasante Entwicklung und Veränderung jugendkultureller Erscheinungen, für immer Neues, immer Anderes, Distinktes. Deren Ausgangspunkt wird hier eben nicht in der Kulturindustrie gesehen, sie werden von dieser allenfalls geschickt (und inzwischen sehr schnell) umgewandelt.

Wichtig ist hier, und das konnte mit dieser Untersuchung gezeigt werden: der Impuls für Eigenaktivität entstammt genauso einer strukturellen Notwendigkeit (selbst etwas aus der Region zu machen, weil niemand es für eineN tut, selbst etwas aus dem beruflichen Übergang zu machen, weil niemand es für eineN tut), wie er ein pro-aktiver Handlungsimpuls ist, der sich (immer wieder) aus der Lust an der Selbstgestaltung und an der Selbstinszenierung speist. Er ist also genauso strukturell wie handlungstheoretisch zu erklären. Er ist mit Hagemann-White (1998) eine Form des Selbst-in-der-Welt-Seins⁹¹. Damit reproduziert er eben nur zum Teil den Individualisie-

91 „Mit dem Begriff Selbst-in-der-Welt (Hagemann-White 1992) habe ich in der Diskussion über weibliche Identitätsbildung eine Balance wiederherstellen wollen, die durch Herausarbeitung der Bedeutung gedeihlicher Beziehungen für die Entwicklung des Selbst verloren zu gehen droht. Denn zur Entwicklung des Selbst gehören nicht allein Anerkennung im

rungsdiskurs - und zu einem wichtigen anderen Teil schafft er sich ein Terrain, in dem wichtige neue (Lern-)Erfahrungen gemacht werden können: es entstehen Felder für informelles Lernen im Übergang, das in unterschiedlichsten Richtungen stattfinden kann: als Lernen, sich selbst darzustellen; als Lernen, sich aufeinander zu beziehen, als Lernen, informelle soziale Ressourcen zu erschließen, als Lernen, sich zu erproben, zu gestalten, Geschlechterrollen zu variieren, als Lernen von Balancen⁹². Nach Wulf et al. (2001) geht es hierbei immer auch um mimetische (Lern-)prozesse, über die „bei der Inszenierung und Aufführung ritueller Prozesse praktisches rituelles Wissen (...) entsteht“ (Wulf 2001:11). Für solche mimetischen Lernprozesse wird der Körper unabdingbar - seine Bedeutung ist gerade auch in der Untersuchung jugendkultureller Selbstinszenierungen deutlich geworden. Handlungsfähigkeit zu erproben wird dann beschreibbar als mimetischer/körperbezogener Lernprozeß.

4. Lernprozeß Übergangsbioografie

Einer der wichtigsten Lerninhalte liegt gerade in der Erfahrung, etwas bewirkt zu haben - und in der erfahrungsbegründeten Zuversicht, auch in anderen Lebensbereichen etwas bewirken zu können (vgl. Bandura 1982). Diese in der Tat zentrale Lernerfahrung wird zum Beispiel von Projekten der Jugendsozialarbeit genutzt⁹³, die verstanden haben, daß eine Unterstützung des Übergangs dann am effektivsten ist, wenn junge Frauen und Männer so weit wie möglich ihre eigene *Übergangsbioografie* mitgestalten. Als solche könnte man dieses nach beiden Seiten - in Richtung Jugend genauso wie in Richtung Erwachsensein - ausfransende „Stück“ des Lebens als junge Erwachsene beschreiben. Im Lernprozeß Übergangsbioografie geht es zum Beispiel darum, die unterschiedlichen Angewiesenheiten zu erkennen und die vorhandenen Unterstützungsmöglichkeiten zu nutzen, genauso aber zu entdecken, wo die eigenen Stärken und Fähigkeiten liegen und wo es Möglich-

zwischenmenschlichen Bereich, sondern auch die Erfahrung eigener Kompetenzen und eigener Fähigkeit, etwas zu bewirken, was Sinn hat oder Sinn schafft, dies ist kurz unter dem Stichwort ‚Arbeit‘ zu fassen, wenn klar ist, dass dies nicht nur Erwerbsarbeit ist“ (Hagemann-White 1998:33f, Hervorh. B.S.).

92 Zwischen Gestaltbarkeit und Balance besteht im Handeln der Befragten ein enger Zusammenhang: damit das Szeneleben gestaltbar bleibt, muß es individuell wie kollektiv ausbalanciert werden: im Hinblick auf Belastbarkeit (der einzelnen wie auch der Gruppe), im Hinblick auf das Verhältnis Aufwand und Spaß, im Hinblick auf die individuellen und gemeinsamen Ideale.

93 Vgl. die im Europäischen Forschungsprojekt „Youth Policy and Participation“ (EGRIS 2001b) für Fallstudien ausgewählten Projekte der Jugendsozialarbeit, die genau deshalb als modellhaft gelten, weil sie entgegen der Normalität in „Übergangsmaßnahmen“ Lernprozesse ermöglichen, die hochpartizipativ sind und die Chancen von informellem Peer-Lernen nutzen.

keiten der aktiven Gestaltung und Partizipation gibt. Im Lernprozeß Übergangsbioografie geht es um zumindest kurzfristig tragfähige Balancen und um Formen des Motivationsmanagements in den Aufs und Abs der Yo-yo-Übergänge⁹⁴. Es geht darum, sich selbst als Lernende sehen zu lernen und diesen Status positiv zu besetzen. Im Lernprozeß **Übergangsbioografie** geht es schließlich darum, einen *Lebensstil i m Übergang* zu entwickeln - und je stärker die Übergänge zur Permanenz tendieren, umso wichtiger wird dies. Für die Gestaltung dieser **Übergangsbioografie** ist mit Sting (2002) die selbstbildbezogene (im Unterschied zur statusbezogenen) Komponente von Bildung entscheidend: Bildung als persönlichkeitsbildendes (jugend-)kulturelles Kapital trägt zu einer verbesserten Bewältigungsfähigkeit und zu einer verbesserten Gestaltbarkeit von potentiell konflikthaften Übergängen bei. Mit dieser Erkenntnis wird ein Begriff sozialer Bildung nötig, der jugendkulturelle Kontexte wie andere informelle Milieus „als Bildungsmilieus zu akzeptieren und von gegebenen sozialen Kontext- und Zugangsbedingungen aus die Frage nach der sozialen Gestaltung als *Qualifizierung der je spezifischen Lebenspraxis* zu stellen (hat, B.S.)" (Sting 2002:239).

5. Übergangsgemeinschaften: Haltepunkte im Übergang

Jugendkulturelle Zusammenhänge werden als eine Art der gemeinschaftlichen Vergewisserung über das Recht auf Übergang genutzt. Sie bieten einen symbolischen Orientierungsrahmen **für** die vielfältigen Orientierungsfragen im Übergang. Solche Übergangsgemeinschaften sind als Formen spontaner Communitas (Turner 1998b) genauso ein Resultat der strukturellen Entwicklung von Übergängen wie sie - als Erlebniswelten - aus deren Bearbeitung (im Spannungsfeld Bewältigung - Gestaltung) durch die jungen Frauen und Männer resultieren. Sie stellen quasi ein soziales Medium **für** informelle Lernprozesse dar. Turner nennt solche informellen Übergangsgemeinschaften „antistrukturelle Gemeinschaftsformen" und meint damit Gemeinschaften, die sich zunächst einmal gegen die vorgegebene Struktur richten, selbst aber durchaus wieder Struktur (informeller Art) ausbilden - zum Beispiel einen bestimmten Lebensstil. *Jugendkulturelle Übergangsgemeinschaften sind ganz explizit Lebensstilgemeinschaften (vgl. Ball et al. 2000)*. Sie stellen sowohl durch ihre Form als auch in ihren Inhalten Ressourcen **für** imaginäre Lösungen bereit, und zwar genau deshalb, *weil* sie ein Produkt der eigenwilligen Relevanzsysteme und Handlungsformen junger Frauen und Männer sind. Sie schaffen Kohärenz, als soziale Haltepunkte genauso wie etwa als stilistische Orientierungshilfen, und können entsprechend die Identitätsarbeit

94 Die Ausgangsthese des Projekts „Youth Policy and Participation" war, dass Fragen der Motivation eng mit denen der Partizipations- und Selbstgestaltungsmöglichkeiten in Kontexten informellen Lernens zusammenhängen (vgl. EGRIS 2001b).

unterstützen. Sie sind in der von Carol Hagemann-White als notwendig erachteten Spannung zwischen Selbst-in-der-Welt und Selbst-in-Beziehung zum Teil näher am ersten, zum Teil näher am letzten Pol angesiedelt, sind jedoch nie *nur* das eine oder *nur* das andere. Statt dessen erfüllen sie genau die Anforderung, den *spannungsreichen Zusammenhang* zu bilden, in dem ein *Gefühl von Identität* entstehen kann.

6. Übergangsdynamiken: Der Übergang wird immer wieder neu inszeniert

Was hierbei inszeniert wird, sind nicht nur die Selbste (oder genauer: die Teil-Selbste (Bilden 1997)), sondern auch der Übergang als solcher, mit wechselnden jugendkulturellen Referenzen, durch die sich die Gestalt dieser Inszenierungen immer wieder sehr stark verändern kann. Übergänge brauchen zwar Rituale - aber in einer spätmodernen Form des Rituals ändern diese irritierenderweise ständig ihr Gesicht. Übergänge werden immer wieder *anders* performativ (Wulf et al. 2001), schon allein weil sie in der Generationendynamik einen Unterschied machen sollen, und hierbei setzen sie immer wieder erneut Gestaltungsenergien frei, die als Bewältigungsressourcen genutzt werden können. Auch insofern liegen Selbstinszenierung und Bewältigung eng beieinander. Hier wird aber auch das innovative Potential dieser Übergangsdynamik deutlich: wenn Übergänge immer wieder neu inszeniert werden, dann liegt hier genau ein Potential dafür, dass die freigesetzte Gestaltungsenergie gesellschaftlich Neues hervorbringt. Interessanterweise sind ja auch die „Produkte“ dieses Handelns im Übergang dynamische: Die Übergangsgemeinschaften sind bewusst nicht auf Dauer gestellt, sondern werden als dynamische gesehen und gelebt, der Körper wird immer wieder verändernd gestaltet, die Raum-Bezüge sind dynamisch, und ebenso die Selbst-Konzepte, in denen Lernen, Weiterentwicklung, Veränderung betont werden. Damit greift das Übergangshandeln auf innovative Weise die geforderte Flexibilität auf. Interessanterweise stellt diese Dynamik keinen Widerspruch zur eben thematisierten Kohärenz dar, ganz im Gegenteil: Sie ermöglicht geradezu die hier geforderte Kontinuität im Selbstbild junger Frauen und Männer im Übergang und in der kollektiven Vergewisserung der Übergangsgemeinschaften über ihren transitorischen Status.

Wenn Übergänge zwischen struktureller Bewältigungsanforderung und Gestaltungsfreiheit changieren, dann wird es zum Auftrag einer Übergangsforschung in der späten Moderne, dieses Verhältnis genauer auszuloten. Dieser Auftrag ist nicht ein für allemal erfüllt, sondern muß immer wieder erneut ausgeführt werden, weil sich beide Seiten in diesem Verhältnis immer wieder ändern. Hierzu bedarf es also fortlaufend detaillierter Studien, über selbstorganisierte Prozesse genauso wie über veränderte strukturelle Rah-

menbedingungen für Übergänge, hierzu bedarf es immer wieder den Blickwechsel zwischen Struktur und Handeln, und es bedarf immer wieder einer Vergewisserung über die theoretischen Grundlagen, die sich mit ihrem „Gegenstand“ dynamisch halten müssen. Statt also die Dynamiken wegzudefinieren oder in Verallgemeinerungen im Wortsinne „festzustellen“, muß diesen dynamischen Entwicklungen in der Theorie systematisch Platz geschaffen werden. In diesem Zusammenhang ist eine *subjektbezogene* Handlungstheorie des Übergangs von strategischer Bedeutung. Denn sie muß, den Subjektbezug ernstgenommen, die wechselnden subjektiven Relevanzen anerkennen und von diesen wechselnden Bezugspunkten aus zu - notgedrungen immer wieder neuen - Einschätzungen kommen. Der den Blickwinkel definierende Pol ist die sich ständig verändernde Lebensrealität der jungen Frauen und Männer selbst. Dieser schafft einen Bedarf nach einer dynamisierten, subjektbezogenen Handlungstheorie des Übergangs, die im folgenden entwickelt werden soll.

Ergebnisebene 2: Die Bedeutung jugendkultureller Selbstinszenierungen im Hinblick auf eine Theorie sozialer Integration - ein Systematisierungsvorschlag

In diesem Teil der Ergebnisfeststellung wird noch einmal innegehalten und zurückgegangen auf den Kern der Argumentation, welche mit dieser Arbeit theoretisch und empirisch verfolgt wurde. Es geht hierbei um einen Systematisierungsversuch für eine subjektbezogene Handlungstheorie der Übergänge, die die sozial relevanten Aspekte der Handlungsform „Selbstinszenierungen“ weiterentwickelt zum Ansatz einer Theorie sozialer Integration. Ausgehend von der Analyse veränderter, unübersichtlicher und vor allem: riskanter gewordener Übergänge zwischen Jugend und Erwachsensein ließen sich drei zentrale „Themen“ ausmachen, mit denen es junge Frauen und Männer im Übergang zu tun haben:

Zum einen das *Thema der Handlungsfähigkeit*: wie und wo kann ich mich als aktiv Handelnde im Hinblick auf diese Übergänge erleben, wo kann ich diese Übergänge tatsächlich gestalten? Dieses Thema ergibt sich aus dem strukturellen Dilemma, dass junge Frauen und Männer mit einer permanenten Handlungsaufforderung konfrontiert sind, tatsächlich jedoch oft nur begrenzte Handlungsmöglichkeiten haben. Der Umgang mit diesem Dilemma ist zwangsläufig individualisiert, da es als Thema, gar als Problemthema im spätmodernen Diskurs keinen Platz hat.

Zum zweiten *das Thema der Zugehörigkeit*: wohin gehöre ich? Wohin orientiere ich mich persönlich bzw. in meinen sozialen Bezügen? Wohin orientiere ich mich im Geschlechterverhältnis, als junge Frau, als junger Mann? Wo finde ich überhaupt Halt? Dieses Thema ergibt sich aus der individualisierungsbedingt verdeckten Angewiesenheit auf Zugehörigkeit, die die befragten jungen Frauen und Männer aus dieser jugendkulturellen Szene jedoch offen benennen. Auch in ihrer Handlungspraxis, die sehr stark auf das Herstellen von Zusammenhängen aus ist, konterkarieren sie die Autonomiefiktion der Individualisierungs-Ideologie.

Zum dritten *das Thema des Sinns*: woher kommt die Motivation, „dabei zu bleiben“ und wie kann sie aufrechterhalten werden? Was gibt den Übergängen Sinn? Was gibt der Arbeit Sinn? Was den jugendkulturellen Zusammenhängen? Das Thema der Motivation ist ebenfalls ein verdecktes Problemthema, weil Motivation als gegeben vorausgesetzt bzw. als Frage der Persönlichkeit individualisiert wird. Dabei ist sie von vielerlei Gelegenheitsstrukturen abhängig und aufgrund des hohen und strukturell bedingten Enttäuschungsrisikos in Übergängen äußerst prekär: sie ist als eine der knappsten - und damit wertvollsten - Ressourcen junger Frauen und Männer zu betrachten.

Handlungsfähigkeit, Zugehörigkeit und Sinn sind aufgrund ihrer Strukturgebundenheit überindividuelle (gesellschaftliche) Aufgaben, die sich jungen Frauen und Männern im Übergang stellen; dies wird dann besonders deutlich, wenn sie nicht bewältigt und dann zu erheblichen sozialen Ausgrenzungsrisiken werden können. Als gesellschaftliche Probleme werden sie dennoch häufig nicht anerkannt. Statt dessen tauchen sie auf der individuellen Ebene auf, werden als persönlich-individuelle Schwierigkeiten/Defizite wahrgenommen und tragen die stumme Handlungsaufforderung mit sich, auch individuell bewältigt zu werden. Von dieser individualisierten Situation muß jede Übergangsforschung, die sich mit zeitgenössischen Übergangsprozessen zwischen Jugend und Erwachsensein beschäftigt, ausgehen. Sie darf darüber jedoch die aktiv-lustvolle Bearbeitung und Bewältigung dieser übergeordneten übergangsbiografischen Themen Handlungsfähigkeit, Zugehörigkeit und Sinn nicht vergessen.

Hierzu ist zunächst zu sehen, dass Handlungsfähigkeit, Zugehörigkeit und Sinn nicht abgekoppelt voneinander zu denken sind, sondern in einem Bedingungsverhältnis stehen, also in einem Verhältnis, in dem eines aus dem anderen hervorgehen *kann* (nicht *muß*). Beispielhaft hierfür stehen die Äußerungen der Befragten zu ihrem Engagement (Handlungsfähigkeit) in der Szene, das als Beitrag zu einer Handlungs- oder Übergangsgemeinschaft (Zugehörigkeit) Sinn macht und damit hinreichend motiviert ist; der Sinn, der sich aus der aktiven Zugehörigkeit zur Szene heraus speist, motiviert sie

- zumindest eine biografische Phase lang - zu neuem Handeln. *Handlungsfähigkeit, Zugehörigkeit und Sinn gehen auseinander hervor, sie stehen in einem prozeßhaften, dynamischen Bedingungsverhältnis.*

Dieses erste grobe Modell einer subjektbezogenen Handlungstheorie „jugendkulturelle Selbstinszenierungen“ speist sich aus verschiedenen Theorie-Quellen, nun unterstützt durch die eigenen empirischen Ergebnisse. Zum einen ist hier *die feministische Theorie der Anerkennung* zu nennen (z.B. Benjamin 1990), die Handlungsfähigkeit und Zugehörigkeit in einen engen Zusammenhang bringt: soziale Anerkennung und sozialer Halt werden hier als zentrale (und gesellschaftlich eher verdeckte) Aspekte für das psychische und physische Überleben (von Individuen wie von größeren sozialen Einheiten) angesehen. Solcher Halt ist die Voraussetzung dafür sich biografisch orientieren zu können. *Die Bedeutung sozialer Haltepunkte gerade für junge Menschen in m Übergang* haben Heide Funk und Lothar Böhnisch benannt und modernisierte ländliche Regionen auf ihre diesbezüglichen Qualitäten untersucht (Böhnisch/Funk 1989). In eine ähnliche Richtung gehen Überlegungen zum Begriff des Vertrauens als sozialer Grundkategorie (Hartmann/Offe 2001). Für den Zusammenhang Zugehörigkeit - Sinn - Handlungsfähigkeit wichtig ist die Vorstellung informeller Lernprozesse und Lernkontexte, nach der diese für soziales Lernen so wichtigen Ressourcen *in Handlungsgemeinschaften* produziert werden (vgl. Wenger 1998, Wulf et al. 2001): die Sinnkategorie ist hier also eine durch das Handeln in Gemeinschaften - quasi by doing - entstehende Relevanzstruktur.

Zusammengedacht und auf jugendkulturelle Selbstinszenierungen von jungen Frauen und Männern angewandt, ist Handlungsfähigkeit in jugendkulturellen Selbstinszenierungen zumeist mit einer Art von Zugehörigkeit verbunden, sei diese real oder symbolisch. Diese Zugehörigkeit sorgt dafür, dass einige der knappen Güter in individualisierten Übergängen - wie Anerkennung und sozialer Halt - bereitgestellt werden. So bekommt dieses Handeln eine Bedeutung, bekommt Sinn, und schafft wiederum Motivation für weiteres Handeln. Ein Motivationskreislauf entsteht, der sich speist aus der Vergewisserung über die eigene Handlungsfähigkeit, aus der Zugehörigkeit zu einem sozialen (symbolischen) Zusammenhang und aus der Bedeutung, die dieses Handeln bekommt. Und der sich, einmal in Gang gekommen, womöglich verstärkt - der aber auch wieder gebremst werden kann, z.B. durch Enttäuschungserfahrungen.

Jugendkulturelle Selbstinszenierungen, so die These, können diesen Kreislauf in Gang setzen bzw. sind ein Weg, um Zugang zu diesem Kreislauf zu bekommen. Sie sind damit *ein* Vehikel, um einen Prozeß anzustoßen bzw. am Laufen zu halten, der in modernisierten Übergängen immer wichtiger, gleichzeitig aber auch immer prekärer wird: junge Frauen und Männer sind unter diesen modernisierten Bedingungen zunehmend auf sich gestellt, sie müssen Enttäuschungserfahrungen individuell bewältigen, die Gefahr eines

nicht nur punktuellen Motivationsverlustes ist entsprechend hoch. Mit einer bestimmten Jugendkultur also einen Bereich für sich entdeckt zu haben, in dem diese Selbst-Motivierung relativ selbstbestimmt und lustvoll verläuft, kann zu einer biografisch wichtigen Erfahrung werden, die auch auf andere Lebensbereiche bzw. auf die Grundhaltung zum Leben und seinen Aufgaben überhaupt ausstrahlen kann. Im Falle der hier untersuchten Jugendkultur kann dies die Erfahrung sein, Individualität und Gemeinschaft nicht als widersprüchlich zu erleben, sondern gerade in der Gruppe Individualität leben zu können, und umgekehrt: die *Individualität in Bezug auf die Gruppe als stilistischer Übergangsgemeinschaft* zu leben. Ähnlich bedeutend kann sein, die Ambivalenz aus Angewiesenheit und Eigenständigkeit gerade in der Jugendkultur mit ihren spezifischen Umgangsformen ausleben zu können, hier für *beides* einen Platz zu finden.

Mit einer solchen theoretischen Anerkennung jugendkultureller Selbstinszenierungen als wichtigem Übergangshandeln kommen bislang in ihrer Bedeutung eher unterschätzte Aspekte und Themen *anders* in den Blick: zum Beispiel der Körper und seine Inszenierungen: Viel deutlicher wird mit dieser Fokussierung auf Selbstinszenierungen die Bedeutung des Körpers als Handlungs- und Erlebniszentrum (Klein 1999) und als Medium für die Aneignung von Jugendkultur (Mimesis, vgl. Wulf 2001);

- zum Beispiel der Jugendkonsum: Klar wird in diesen Themenbereichen die „andere Seite“ des „bloßen Konsumierens“ - die aktive Seite der Symbolaneignung und **-Umgestaltung**, die kreativen Aspekte (Willis 1990, Miles 2000), die neben allen Konsumzwängen bestehen;
- zum Beispiel der Umgang mit den Medien, der nun auch unter dem Aspekt des Kompetenzzuwachses (Vogelgesang 1997) und der interaktiven Bearbeitung (Bausch/Sting 2001) wahrgenommen wird.

Diese Themen kommen auch dadurch anders in den Blick, als deutlicher wird, dass sie in Zusammenhang mit anderen wichtigen Lebensbereichen stehen: dass zum Beispiel eine gewisse jugendkulturelle Selbstinszenierung Motivierungseffekte haben kann bzw. ein Anregungspotential bereitstellt für berufliche Entscheidungen; dass sie wichtig werden kann für die Art und Weise regionaler Verortungen; dass zum Beispiel die stärkere Körperlichkeit und ihr Entdeckungspotential Auswirkungen haben können auf Fragen der geschlechtlichen Identitätsentwicklung - und damit auf Liebesbeziehungen, Partnerschaften und auf das Selbstverständnis im Geschlechterverhältnis. In diesen *Bedeutungsüberschneidungen* entsteht subjektive Relevanz.

Die beiden zentralen Bedeutungsebenen, die der Zusammenhang von Handlungsfähigkeit, Zugehörigkeit und Sinn hat, sind zum einen die *subjektiv-biografische Ebene (a)*, zum anderen die *Ebene der sozialen Integration (b)*. Beide gehören zu einer subjektbezogenen Handlungstheorie des Übergangs, dennoch will ich sie hier zunächst analytisch auseinanderhalten.

- a) Auf der *subjektiv-biografischen Ebene* wird an jeder Stelle dieses Bedingungsverhältnisses ein Beitrag zum oben diskutierten Kohärenzgefühl geleistet: im Prozeß der Vergewisserung über die eigene Handlungsfähigkeit genauso wie im Organisieren (und Erleben) von Zugehörigkeit sowie durch die Bedeutungsaufloadungen, zu denen es durch das Handeln kommt (Bengel et al. 1998). Die nunmehr empirisch bekräftigte Vermutung ist, dass auch das Gefühl von Identität in solchen Kreisläufen entstehen kann. Dieses Identitätsgefühl ist die Basis für ein Sich-erleben-, Sich-fühlen- und Sich-denken-Können in einem biografischen Zusammenhang, Brüche und Wechsel eingeschlossen: es ist die Basis für *Biografizität* (Böhnisch 1997). Mit diesem Lernbegriff ist eine Schlüsselkompetenz gemeint, mit der Sichtweisen auf das eigene Leben - freilich in den strukturell gegebenen Rahmenbedingungen - entworfen und immer wieder neu entworfen werden können (vgl. Alheit 1995; Stroobants 1999), und die gerade auch in der und für die **Übergangsbioografie** wichtig wird.
- b) Auf der Ebene der *sozialen Integration* kann derselbe Prozeß auch als Integrationsprozeß beschrieben werden: dann, wenn mit der eigenen Handlungsfähigkeit soziale Prozesse in Gang gebracht werden, die für die betreffende Person, und womöglich auch für ihr Umfeld, integrativ wirken. Die hier erbrachten Integrationsleistungen unterscheiden sich deutlich von schlichten Anpassungsprozessen. Ganz im Gegenteil werden hier so weit wie möglich die Grenzen des Gegebenen verschoben, indem eigene (jugend-kulturelle) Integrationsstrukturen geschaffen werden. Dies ist auch nicht nur Integration in den Nischen der Subkultur, sondern bleibt auf vielfältige Weise angebundener an die Region und ihre Infrastruktur. Die Integrationsprozesse, die hierdurch in Gang kommen, sind daher ebenfalls mit dem Handlungsschema beschreibbar:

Wenn es um den Beitrag gehen soll, den jugendkulturelle Selbstinszenierungen zur sozialen Integration junger Frauen und Männer leisten können, dann muß noch einmal daran erinnert werden, was denn soziale Integration unter modernisierten Bedingungen und im Zusammenhang veränderter Übergangsprozesse bedeuten kann. Denn inzwischen wurde ja theoretisch und empirisch deutlich, dass es hierbei nicht mehr darum geht, sich in einen wie auch immer stabilen gesellschaftlichen Zusammenhang zu integrieren, sondern darum, an einer Form einer prozeßhaft gedachten Sozialität (Bauman 1995a) teilzunehmen, die in sich flüssig und veränderlich, und aus der Perspektive jugendlicher Subjekte kaum noch einschätzbar ist. Obleich einige normalisierende Parameter sämtliche Modernisierungsprozesse zu überstehen scheinen (zum Beispiel in Deutschland eine spezifische Institutionalisierung von Arbeit), ändern andere laufend ihr Profil und ihre Richtung: was aussichtsreiche Berufe sind, ändert sich permanent, Familienstrukturen lösen

sich auf und setzten sich neu zusammen, Geschlechterbilder verändern sich, Umweltbedingungen (im ganz umfassenden Sinne - von ökonomischen über politisch-soziale bis hin zu ökologischen) setzen ständig neue Maßstäbe, wie zu leben, wie zu wohnen, wie zu arbeiten ist, und was es heißen kann, ein aktives Mitglied der Gesellschaft zu sein. Auch die bekannten Integrationskanäle des Übergangs verändern sich: mit den Standardformeln „Normalarbeitsverhältnis“, „Normalerwerbsbiografie“ und „Normalfamilie“ hat auch die Ideologie der Erreichbarkeit wohlfahrtsstaatlicher Integrationsziele spätestens seit Mitte der 70er Jahre ausgedient, wenngleich sie bis heute ideologische Nachwirkungen zeitigt (vgl. Böhnisch 1994). Gleichzeitig sind die „Korsettstangen des Lebenslaufs“ (Krüger 1991b), die zwar stark normalisierend gewirkt hatten, doch den Prozeß sozialer Integration einigermaßen verlässlich regulierten (mit den bekannten Ein- und Ausschlußmechanismen), weggefallen, hat sich die (geschlechtsspezifische) Normalbiografie aufgelöst, hat, besser: haben sich die Lebenslage(n) Jugend fragmentiert, sind also auf allen Ebenen veränderte Bedingungen für Übergänge entstanden⁹⁵.

Das veränderte Verständnis von sozialer Integration, das hierdurch angezeigt ist, kann nicht mehr auf ein funktionierendes gesellschaftliches Ganzes verweisen, sondern *muß* viel stärker in lebensweltlichen Zusammenhängen konzipiert werden. Es geht also im Kontext von sozialer Integration darum, die Perspektive zu wechseln von der Gesellschaft, in die integriert werden soll (den systemintegrativen Zugang), zu den Subjekten, die in unterschiedlichen Lebenslagen und interaktiven Zusammenhängen soziale Integration immer wieder neu und anders (bei einigen relativ stabil bleibenden Hauptthemen) herstellen und darstellen (sozialintegrativer Zugang). *Fokus ist dann nicht mehr die integrierte Gesellschaft, sondern die Beschaffenheit sozialer Kohärenzen.* Sodann ist diese handlungstheoretisch bestimmte soziale Integration - analog zur Identitätsdiskussion um *Teilidentitäten* (Bilden 1997) - zu konzipieren als Teil-Integration(en) bzw. als Integration in verschiedene, lebenslagenspezifisch wechselnde Lebenskontexte mit je eigenen Interaktionsformen und *Normalisierungsdynamiken* (Giddens 1995:80f.)⁹⁶. Das Handeln ist dann vorstellbar als *situatives Integrationshandeln*, das sich *in einem kontinuierlichen Prozeß* zum einen elementaren gesellschaftlichen Spielregeln unterwerfen muß, gleichzeitig aber immer wieder auch neue Normen findet bzw. erfindet. Beispiele hierfür sind die Geschlechterbeziehungen, sind Arbeits- und Geschäftsbeziehungen, aber auch ein neuer Typus der

95 Maria Bitzan weist in diesem Zusammenhang auf die gleichbleibenden Muster von konfliktverdeckender Sozialpolitik und Sozialarbeit hin, vor allem im Hinblick darauf, wie diese das hierarchische Geschlechterverhältnis reproduzieren (Bitzan 2002).

96 Denn in diesen verschiedenen Lebenskontexten (bei jungen Erwachsenen vor allem: Bildung, Ausbildung und Arbeit, Geschlechterbeziehungen, gleichgeschlechtliche Freundschaften, Generationenverhältnis, jugendkulturelle Kontexte einschließlich der Medien und des Konsums etc.) gelten unterschiedliche Normalitäten, die, sobald sie sich überschneiden, eine bestimmte Dynamik freisetzen.

Gestaltung von Ausbildungs- und Berufsverläufen. Das Handeln muß immer wieder neue Balancen im Umgang mit alten und neuen Normensystemen, mit Erosionsprozessen und Anforderungen an Neu- oder Umgestaltung finden. Auf der Subjektebene ist *Gelingen* dann nicht mehr von der Warte einer normalbiografischen Integration in die Erwerbsgesellschaft aus zu beurteilen, sondern danach, inwieweit es gelingt, mit unterschiedlichen Anforderungen umgehen zu können, handlungsfähig zu bleiben, und dabei biografisch stimmige Lösungen zu finden.

Soziale Integration wird in diesem Verständnis handlungsoffen *und* handlungsabhängig und spielt sich ab in (informellen) Teilbereichen - nicht unbedingt in allen offiziell als relevant definierten Bereichen. Und somit kann auch ein Handeln wie das der jugendkulturellen Selbstinszenierungen in den Rang kommen, Sozialintegratives zu leisten. Hierbei ist der Gedanke von Michael Walzer, verschiedene Sphären des Sozialen zu unterscheiden, wichtig: Es geht in den jugendkulturellen Selbstinszenierungen ja zunächst einmal um sozialintegrative Prozesse in kleinen sozialen Gemeinschaften wie etwa einer regionalen jugendkulturellen Szene (auch wenn sie überregionalen oder gar globalen Bezug hat). Es geht noch nicht um die aus Subjektperspektive äußerst abstrakte Gesamtgesellschaft. Und dennoch hat die Untersuchung der jugendkulturellen Selbstinszenierungen gezeigt, dass in Szenen wie dieser Handlungserfahrungen gemacht werden, die auch für größere soziale Kontexte von Bedeutung sind: Wichtig sind hier die Lernerfahrungen des aktiv Gestaltens (zum Beispiel einer regionalen Szene), des Bewirkens (zum Beispiel regionaler Infrastrukturen), der eigenen Handlungsfähigkeit (in einer Szene und über sie hinaus). Genauso wichtig sind aber auch die Lernerfahrungen, unterstützt zu werden, Hilfe zu bekommen, nicht alleine dazustehen. Neben der Bedeutung des individuellen Risikos und des eigenen persönlichen Einsatzes wurde von den jungen Frauen und Männern immer wieder betont, wie wichtig es ist, dass es einen jugendkulturellen Ort auch gerade für diese Angewiesenheit gibt. Solche Lernerfahrungen sind hier zu sehen als ein wichtiges *Potential* für die Gestaltung von Sozialität, das jedoch die entsprechenden Bedingungen braucht, um sich entfalten zu können.

Hervorzuheben ist auf beiden Bedeutungsebenen - der subjektiven wie der sozialen - der *Doppelcharakter* der Selbstinszenierungen bzw. des jugendkulturellen Handelns: etwas zu symbolisieren, gleichzeitig aber auch etwas zu generieren; auf etwas zu verweisen, gleichzeitig aber auch etwas zu sein. Diese Doppelstruktur ermöglicht im jugendkulturellen Handeln bzw. in den Selbstinszenierungen ein Pendeln zwischen verschiedenen Realitätsdimensionen.

Zum Beispiel im Hinblick auf die *Handlungsfähigkeit*: Das konkrete Handeln und Gestalten bezieht sein „Material“, sprich: seine Formen und Symbole aus einer jugendkulturellen oder szenetypischen Formensprache (Stil). Es bezieht sich permanent auf die symbolische Ebene, setzt diese dann

aber in konkretes Handeln und in konkrete Produkte um. Es kann allerdings - zum Beispiel dann, wenn bestimmte Voraussetzungen für die Umsetzung fehlen - auch auf der symbolischen Ebene bleiben, wird also nicht entwertet, wenn die konkrete Umsetzung ausbleibt. Dies genau ist der Vorteil dieser Doppelstruktur: Die Verfügbarkeit der symbolischen Ebene schützt das handelnde Subjekt vor der Selbst-Entwertung und vor der Entwertung von außen. Selbstwirksamkeit (Bandura 1982) ist als Erfahrung auf *beiden* Ebenen möglich. Einen anderen, ebenfalls sehr engen Nexus zwischen Symbolischem und Konkretem stellen die real existierenden *role-models* dar, zum Beispiel DJ's oder Modeverkäufer/Verkäuferinnen: sie sind einerseits konkret erfahrbar, andererseits besteht ihre Aufgabe hauptsächlich im *style work*, sprich: darin, auf der symbolischen Ebene Bezugspunkte und Orientierungsmöglichkeiten zu schaffen.

Zum Beispiel im Hinblick auf *Zugehörigkeit*: Hier läßt sich der Wechselbezug von Realem und Symbolischem am deutlichsten zeigen - die Party-Community beispielsweise lebt ja genau in dieser Doppelung: sie ist zugleich konkret (als konkreter Raum für Tanzen, für das Musikerlebnis, für Begegnungen) *und* symbolisch (indem sie sich zum Beispiel in vielen Aspekten auf eine globale Jugendkultur bezieht, oder indem sie durch das miteinander Feiern Zugehörigkeit symbolisiert). Es wird daher auch für junge Frauen und Männer, die nicht zum engeren Kreis der regionalen Szene gehören, möglich, sich als Besucher und Besucherinnen integriert, *zugehörig* zu fühlen. Es ist im jugendkulturellen Zusammenhang möglich zu sagen: das sind meine Leute, auch wenn ich sie nicht persönlich kenne. Es kann reichen, zu demselben Musikstil zu tanzen oder einen ähnlichen Kleidungsstil zu haben. Jugendkulturelle Übergangsgemeinschaften als Stilgemeinschaften bilden hier die Klammer um die symbolische und die konkrete Ebene, innerhalb derer junge Frauen und Männer eben immer noch die Möglichkeit haben, sich symbolisch zuzuordnen, falls die konkrete Ebene - zum Beispiel in Form einer direkten Mitgliedschaft in einer Gruppe - nicht gegeben ist. Stilgemeinschaften dieser Art sind außerdem locker genug, um der Individualität Platz zu lassen - sie erfordern sie ja geradezu. Dies ist ein gewichtiger Unterschied zu rigiden Vergemeinschaftungsformen, wie sie zum Beispiel in neofaschistischen Szenen praktiziert werden: hier unterbinden strenge Codes die individuelle Handlungsfreiheit. Der jugendkulturelle Zusammenhang entbindet damit ein wenig von der direkten Integration in den konkreten, regionalen Zusammenhang. Diese *kann* - wie etwa bei den Aktivistinnen und Aktivistinnen - direkt damit verbunden sein, sie kann aber auch lose bleiben. Der Bezug auf ein Drittes, nämlich auf eine transnationale Jugendkultur, wird dann wichtig: Dadurch, dass sich die Events, wo immer sie stattfinden, auf diesen tendenziell globalen Kontext beziehen, wird - tendenziell ortsunabhängig - ein Gefühl von Zugehörigkeit möglich. Dies macht auch Ortswechsel eher vorstellbar, etwa entlang der transnationalen jugendkulturellen Routen, auf

denen eine schnelle jugendkulturelle Wieder-Einbindung recht wahrscheinlich ist. Die role-models vor Ort haben hierbei wiederum eine wichtige Bedeutung: Sie binden die globalisierten Trends regional an, sie haben eine Brückenfunktion zwischen regionaler Lebenswelt und neu entstehenden Stil-Gemeinschaften, und sie sind auch die Gewährsleute dafür, dass junge Frauen und Männer, wenn sie sich auf diesen bestimmten jugendkulturellen Stil beziehen, angebunden bleiben - zum Beispiel an die Region, über lokale Szenen, über den Dialekt. Dies könnte als eine jugendkulturelle Form sozialer Integration bezeichnet werden, die manchmal an die Dauer der subjektiven Relevanz dieser Jugendkultur gebunden bleibt, manchmal jedoch auch darüber hinausweist - wenn etwa sozialintegrative Strukturen geschaffen werden, die im weiteren Leben eine Bedeutung haben, wie zum Beispiel Freundschaften oder Arbeitsbeziehungen.

Zum Beispiel im Hinblick auf *Sinn/Bedeutung*. In diesen eben beschriebenen wechselnden Bezugsmöglichkeiten (vom Globalen aufs Lokale und wieder zurück, vom Symbolischen aufs Konkrete und wieder zurück), findet eine Aufladung jugendkultureller Selbstinszenierungen, jugend-kulturellen Handelns mit Bedeutung statt: zum Beispiel wird das Organisieren einer lokalen Goa-Party symbolisch aufgeladen und unterstützt durch vielfältige Bezugnahmen auf Goa, mit denen zum Teil eigene Erinnerungen wachgehalten werden, mit denen angeschlossen wird an einen spezifischen Musiktrend, der für einen bestimmten Lebensstil steht. Umgekehrt gewinnt diese Symbolik dadurch an Bedeutung, dass sie konkret wird, dass also in der Region ganz konkret ein Ambiente geschaffen wird, welches es möglich macht, sich hier, vor Ort, einer attraktiven jugendkulturellen Szene anzuschließen. Das Hereinholen eines jugendkulturellen Bedeutungssystems fügt also dem realen Leben und Arbeiten in der Region eine symbolische Realitätsdimension hinzu und lädt es mit Sinn auf.

In diesem Pendeln zwischen Symbolisieren und Generieren nutzt jugendkulturelles Handeln die funktionale Offenheit zwischen den Ebenen. Unter dem Bewältigungsaspekt tritt dann neben die reale Problemlösung die Möglichkeit der „imaginären Lösung“, d.h. wenn eine Lösung auf der konkreten Ebene nicht erreichbar ist, kann auf die symbolische Ebene gewechselt werden um hier das Problem „imaginär“ zu bewältigen.

Funktional ist das Pendeln zwischen diesen Ebenen auch vor dem Hintergrund der gerade im Übergang gesellschaftlich geforderten *Flexibilität*: unter Integrationsgesichtspunkten (und damit auch biografisch) wird es immer wichtiger, sich auf diese hochgradig veränderbare gesellschaftliche Realität einzustellen und sozusagen die unterschwellig omniprésente Anforderung der Flexibilität zu erfüllen - und eben nicht nur in der Art des Sich-Anpassens: das wäre ein erster wichtiger Maßstab, an dem jugendkulturelles Handeln im Hinblick auf seine Integrationsleistung zu messen ist. Dies sind gleichzeitig wichtige Voraussetzungen für eine Kontinuität im Wandel (Mi-

les 2000): Diese (spät-)moderne Kontinuität läßt sich nur herstellen, indem flexibel **auf** veränderte Bedingungen reagiert wird, neu entstehende Gelegenheiten genutzt werden, und versucht wird, aktiv diese Bedingungen mitzugestalten; dies kann, wie ja deutlich wurde, an bestimmten Stellen auch Verweigerung bedeuten. Kontinuität hat dann nichts mehr mit Bewahren des Bestehenden zu tun, sondern ist die kontinuierliche Transformation des Bestehenden in Neues, in dem das Bestehende in doppeltem Sinne aufgehoben ist: als im Neuen Aufgelöstes wie auch als im Neuen Aufbewahrtes. Und das heißt: unter Fortwirken von hierarchischen Mechanismen, die vielleicht ihre Gestalt verändert haben, dennoch - wie am Beispiel des modernisierten Geschlechterverhältnisses deutlich wurde - sich als hierarchische modernisieren. Auch **für** die Analyse dieser komplexen Modernisierungsprozesse ist die Doppelstruktur von realer und symbolischer Ebene wichtig.

Funktional ist das Pendeln zwischen den beiden Ebenen aber auch angesichts eines zweiten wichtigen Maßstabs **für** Integration, nämlich gleichermaßen Sorge zu tragen **für** ein angesichts spätmoderner Übergänge immer wichtiger werdendes *Angebundensein*. Denn die geforderte Flexibilität ist nur möglich, wenn es **an** biografisch relevanten Punkten auch Anbindung und Halt gibt. In welchen Hinsichten entspricht also jugend-kulturelles Handeln den beiden Maßstäben Flexibilität und Anbindung?

Jugendkulturell freigesetzte und bestärkte *Handlungsfähigkeit* spielt, nach allem, was auch diese empirische Untersuchung gezeigt hat, die Doppelrolle, zum einen aktiv mit den Übergangsgemeinschaften Haltestrukturen zu schaffen und damit das Bedürfnis nach Anerkennung und sozialem Halt zu versorgen, zum anderen aber auch dem Maßstab der Flexibilität zu entsprechen, und dies nicht nur reaktiv, sondern indem eigene Flexibilitätsziele und **-Standards** gesetzt werden.

Die Form der *Zugehörigkeit*, die hierbei organisiert wird, deckt ebenfalls das Spannungsfeld Flexibilität - Halt ab: gebunden sein, sich aber keinesfalls festlegen, Verbindlichkeiten aufbauen, aber immer auf freiwilliger Basis, sich zuordnen, sich jedoch keinesfalls definieren lassen - das ist das Muster, das sich hier ablesen läßt. Es scheint der Spannung zwischen Flexibilität und Halt adäquat zu begegnen, indem es beide Pole dieser Spannung einbezieht. Dies ist auch eine sehr realistische Form, mit der inzwischen **für** Übergänge „normalen“ Grunderfahrung umzugehen, daß es kaum verlässliche, unverbrüchliche Zusammenhänge gibt. Es ist dies jedoch kein resignatives Sich-Abfinden mit dieser Tatsache - eher ein nach vorne gerichteter Umgang hiermit, der gleichzeitig dem eigenen Anspruch, sich eben nicht zu sehr festlegen zu wollen, entspricht.

Die *Bedeutungen*, die hieraus erwachsen, speisen sich genau aus dieser offensiv gelebten Ambivalenz zwischen Halt und Flexibilität. Auch wenn der Alltag dadurch nicht bequemer wird und bestimmte Entscheidungen (berufliche Entscheidungen, Entscheidungen über Beziehungen, über den Wohnort

etc.) dadurch nicht leichter zu treffen sind, ist es für die Befragten offensichtlich ein hoher Wert, *beiden* Polen gerecht zu werden, keinen zu übergehen oder abzuspalten. Damit rücken die beiden näher zusammen, werden als interdependent deutlicher: innovativ zu sein, handlungsfähig und flexibel zu sein *braucht* eine gewisse Stabilisierung, braucht Bindung und ein Gefühl der Aufgehobenheit, auch wenn diese nur kurzfristig sein sollten. *Beides* sind Ansprüche junger Frauen und Männer an sich selbst, auch wenn sie sich zum Teil mit gesellschaftlichen Anforderungen decken.

In allen drei der hier als zentral erachteten Komponenten - Handlungsfähigkeit, Zugehörigkeit und Sinn - wird jugendkulturelles Handeln (soweit es hier auch empirisch untersucht werden konnte) beiden Maßstäben gerecht: Über die aufgezeigten Motivationskreisläufe kann es Lernprozesse für die geforderte Flexibilität in Gang setzen *und* es kann sozialen Halt organisieren; beides dank der Doppelstruktur von Symbolisieren und Generieren, und beides, weil es als biografisch/kulturell passend erlebt wird, weil es von jungen Frauen und Männern selbst geschaffen ist und nicht etwa erst von ihnen angenommen werden muß. *Selbstgestaltete Lernprozesse haben damit ein hohes Motivationspotential und ein hohes Integrationspotential* - dies genau kommt hier, im jugendkulturellen Handlungssetting, zum Tragen.

Überschneidungsbereiche zwischen einer Theorie jugendkulturellen Handelns und einer Theorie sozialer Reproduktion:

Das hier beschriebene Handeln ist realitätsverarbeitendes, aber auch realitäts-schaffendes Handeln, in das sich ständig strukturelle Realitäten einspeisen: als Begrenzungen, als Erweiterungen, als „Stoff“, als Ressourcen, als regionale Gegebenheiten, als Anlässe für Auseinandersetzungen. Dies ist zu denken als permanenter Interaktionsprozeß zwischen handelndem Subjekt und „Umwelt“, wozu strukturelle Gegebenheiten genauso gehören wie andere Subjekte. In Interaktionen, die strukturgebunden, jedoch nie struktur-determiniert sind (vgl. Giddens 1988), wird also laufend Realität/Struktur umgesetzt. Eine jugendkulturelle Szene kann in diesen Interaktionsprozessen ein ganzes Spektrum an neuen Strukturen hervorbringen, ohne freilich machtvolle hierarchische Strukturen wie Geschlechterhierarchien und soziale Ungleichheiten einfach hinter sich zu lassen.

Und hier spielt wieder die Doppelung symbolische Ebene/konkret-reale Ebene eine Rolle: die Realitätsverarbeitung findet ja gerade im Pendeln zwischen diesen beiden Ebenen statt, und auf beiden Ebenen kann Realität symbolisch bzw. teilweise real transzendiert werden: durch das Schaffen neuer Strukturen oder durch das Schaffen neuer symbolischer Bezugspunkte, die realitätsrelevant werden.

Wichtig ist, bei allem hier Gesagten die unterschiedlichen Ressourcenzugänge verschiedener Gruppen junger Frauen und Männer mitzudenken, die

sozusagen das jeweilige strukturelle Setting bilden, von dem das Handeln ausgehen kann bzw. mit dem es sich auseinandersetzen muß. So waren die Ressourcenzugänge der Gruppe, die das Sample der diesen Überlegungen zugrundeliegenden Untersuchung bildet, immerhin so gut, dass sie soziale Ausgrenzung verhindern konnten, auch wenn zeitweise auf Sozialhilfe zurückgegriffen werden mußte. Diese jungen Frauen und Männer bewegten sich also trotz mancher Ausbildungs- und Studienabbrüche auf einem entweder durch die Eltern oder durch eigenen ökonomischen Erfolg relativ gesichertem Niveau.

Strukturbildendes Handeln am Beispiel beruflicher Übergangsprozesse

Im Hinblick auf das berufliche Übergangssystem verarbeiten junge Frauen und Männer in ihren jugendkulturellen Selbstinszenierungen aktiv die Möglichkeiten, die sich hier auf formalem Wege - zum Beispiel mit Weiterbildungen - oder informellerweise bieten. Sie greifen auf, was ihnen zum Teil *significant others*, die sie im jugendkulturellen Zusammenhang kennenlernen, an Orientierung geben, sie wagen zum Beispiel den Schritt in die Selbständigkeit, und schaffen so peu à peu berufliche Überbrückungs- oder sogar Qualifizierungsmöglichkeiten für andere junge Frauen und Männer, auf deren Mithilfe sie meist auch angewiesen sind. Aufgrund der hohen Bedeutung des Symbolischen - wozu in Konsumgesellschaften eben Mode, Musik und diverse „Lebensstil“-Produkte gehören - können, bestimmte Ressourcenzugänge vorausgesetzt, mit Jugendkulturen neue Konsummärkte entstehen, von denen die Szene-Aktivistinnen und -Aktivistinnen profitieren, bevor diese dann im großen Stil von den großen Labels erschlossen werden. Nichtsdestotrotz - auf der Ebene der berufsbezogenen Orientierung werden so immer wieder neue symbolische Bezugspunkte dafür geschaffen, wie berufliche Übergänge zu gestalten sind. Es kann berufsbiografisch sogar entscheidend werden, bestimmte schwierigere Phasen durch eine jugendkulturell „passende“ Tätigkeit überbrücken zu können. Denn die für die Gestaltung dieser beruflichen Übergänge so zentrale wie fragile Ressource der Motivation kann hier für viele junge Frauen und Männer am ehesten (wieder)gefunden werden. Freilich sind jugendkulturelle Zusammenhänge hierfür kein Garant, und sie sind auch nicht für alle jungen Erwachsenen attraktiv. Potentiell jedoch können in solchen jugendkulturellen „Übergangsmärkten“⁹⁷ kurz- und länger-

97 Dieser Begriff ist den Arbeiten der Forscherinnengruppe um Günther Schmid entlehnt, der dort ein arbeitsmarktpolitisches Konzept bezeichnet, mit dem flexible Zugangs- und Exit-Optionen zu einem „atmenden“ Arbeitsmarkt geschaffen werden sollen (siehe unten, Ergebnisteil 5). Weil er umfangreiche sozial- und arbeitsmarktpolitische Regelungen beinhaltet, paßt dieser Begriff hier natürlich nur bedingt auf diese Arbeitsmärkte, die gleichwohl für viele der hier Beschäftigten eine solche Funktion übernehmen.

fristige berufliche Möglichkeiten für junge Frauen und Männer entstehen (vgl. Leadbeater/Oakley 1999, Ball et al. 2000).

Strukturbildendes Handeln am Beispiel von Räumen

Auch in diesem Zusammenhang greift jugendkulturelles Handeln - wie das Beispiel Techno gezeigt hat - etwas Gegebenes wie einen bislang ungenutzten Raum auf (u.U. auch in illegaler Form, was die symbolische Bedeutung dieses Aktes noch verstärkt), verarbeitet es - quasi im Pendeln zwischen konkreter und symbolischer Ebene - und schafft eine neue Struktur: ein neues Raumangebot, neue Treffpunkte, neue konkrete, aber auch symbolische Bezugspunkte in der Region. Was in diesen Prozeß zudem eingespeist wird - und damit wird das raumbezogene Handeln als sozialer Reproduktionsprozeß deutlich - sind die Handlungs-, Zugehörigkeits-, Sinn-Schleifen der Aktivistinnen und Aktivistinnen, die als dynamisch-realität-verarbeitende Kraft wirken und neue Strukturen, hier: konkrete Räume hervorbringen können. Diese wiederum sind kein bloßes Produkt des Handelns, sondern ermöglichen anderen jungen Frauen und Männern ihrerseits den Einstieg in Kreisläufe aus Handlungsfähigkeit, Zugehörigkeit und Sinn zu finden: sie bilden ein Anregungsmilieu, das - in einem sehr positiven Sinne - ansteckend wirken kann im Hinblick auf eigenes Engagement.

Es geht hier also um soziale Reproduktionsprozesse als *Lernprozesse* - Lernprozesse ganz informeller Art, insofern sie ungeplant, spontan und selbstorganisiert Zustandekommen. Vermutlich sind sie gerade deswegen mit diesem hohen Grad an (Lern-)Motivation verbunden. Es ist ein Lernen, das darauf gerichtet ist, Gelegenheiten und Gelegenheitsstrukturen aufzuspüren und wahrzunehmen - eine im Hinblick auf die weiteren Anforderungen des Übergangs wichtige Kompetenz.

Was nun *die Ergebnis- oder Produktebene* dieses Handelns anbelangt, so fällt hier ein Aspekt ins Auge, der direkt das Verhältnis Struktur-Handeln(-Struktur) betrifft: denn das, was jugendkulturelles Handeln als neue Strukturen *hervorbringt*, sozusagen die Produkte dieses strukturverarbeitenden Handelns, hat direkte Relevanz für die Art sozialer Integration bzw. Reproduktion, um dies es hier geht. In (wahrscheinlich unvollständiger) Reihe lassen sich hier aufzählen:

- neue regionale Infrastrukturen (wie etwa Räume, soziale Treffpunkte, Versorgungsnetze für szenespezifische „Waren und Dienstleistungen“): sie sind integrativ, weil sie Aktiven wie Nutznießenden einen sozialen Platz verschaffen und weil sie die Region mit jugendkulturellen Gütern versorgen - entscheidende Faktoren dafür, dass junge Frauen und Männer die Region auch als die ihrige erleben können;
- soziale Netze: sie sind überhaupt das Fundament für soziale Integration. Leute zu kennen, sich auf Leute beziehen zu können, sich mit Leuten

treffen zu können, sich gegenseitig unterstützen zu können, zu wissen, wer in welchen Bereichen kompetent ist und weiterhelfen kann, wer für welche Belange anzusprechen ist, mit wem zusammen man initiativ werden kann. In solchen oft auf schwachen Verbindungen beruhenden Netzen („weak ties“, Granovetter 1977) geht es nicht nur um Nutzen, sondern auch um Verantwortlichkeit: damit sie funktionieren, können die Beteiligten eben nicht nur Nutznießende sein, sondern müssen jeweils ihren Beitrag leisten und für diesen verbindlich einstehen, sind also direkt - über einen verbindlichen lebensweltlichen Zusammenhang - zu integrativem Handeln aufgefordert;

- ökonomische Netze bzw. Vermarktungsstrukturen: sie sind nicht nur für die direkt daran Beteiligten sprich: von ihnen Lebenden wichtig, sondern auch für die Entwicklung eines szenenahen Arbeitsmarktes, das heißt für ein Potential, das zumindest übergangsweise Beschäftigungsmöglichkeiten bereitstellt. Interessant ist auch, dass hier vieles nach dem Tausch-Prinzip funktioniert (vgl. Kapitel 5.2) und dieser Markt zumindest teilweise nach selbstbestimmten Prinzipien organisiert werden kann; neue Ethiken im Umgang miteinander: in Geschäftsbeziehungen ist dies der Versuch, einen anderen Umgang miteinander zu finden, einen anderen Typus von Geschäftsbeziehungen zu entwickeln, der eher mit friedlich/freundschaftlicher Koexistenz als mit Konkurrenz zu bezeichnen ist; in Geschlechterbeziehungen entspricht dem das Propagieren eines hierarchiefreien, anmachefreien Umgangs zwischen Männern und Frauen; und gegenüber Andersdenkenden wird Toleranz zumindest proklamiert.
- neue symbolische Bezugssysteme, die auf den unterschiedlichen Ebenen von Gemeinschaften, Körperlichkeit, Räumen und Identitätswürfen geschaffen werden und über die quasi eine kollektive Vergewisserung über den Übergangstatus als „Junge Erwachsene“ möglich wird - zum Beispiel, wenn neue Berufsbilder oder zumindest Vorstellungen für einen szenenahen beruflichen Einstieg geschaffen werden, wenn bestimmte Umgangsformen mit dem Verhältnis von Freundschafts- und Arbeitsbeziehungen kultiviert werden, wenn sich bestimmte Lebensstile entwickeln, die gesellschaftlich ausstrahlen können.⁹⁸

Das heißt: in manchen dieser neuen Strukturen werden auch neue Integrationsmuster und **-Standards** definiert, die sich abheben von der Erwachsenenkultur oder vom *mainstream*, und die soziale Reproduktion auf neue, potentiell innovative Wege bringen. Hieran läßt sich das veränderte Verständnis von sozialer Integration verdeutlichen: es werden durch die genannten „Produkte“ dieses Handelns veränderte Integrationssettings geschaffen. Integration

98 Gleichzeitig ist Vorsicht geboten vor einer politisierenden Interpretation (vgl. im Hinblick auf die kleinen Veränderungen im Geschlechterverhältnis Metz-Göckel 1998, im Hinblick auf Idealisierungen und politisierende Aufladungen aus Erwachsenenperspektive Thornton 1997).

ist damit nichts einmal Definiertes, sondern unterliegt - wie die Übergänge selbst - der Dynamik der Auseinandersetzung von handelnden Subjekten mit immer *auch* machtvollen Strukturen.

Eine subjektbezogene Handlungstheorie der Übergänge, so kann zusammenfassend formuliert werden, zeichnet sich also dadurch aus, dass sie die Subjektleistungen der jungen Erwachsenen, genauer: der jungen Frauen und Männer anerkennt, und zwar als Handlungsformen *in diesen, trotz dieser und zum Teil gegen diese machtvollen Strukturen des Übergangs*. Selbstinszenierungen drücken Handlungsfähigkeit aus und symbolisieren Handlungsfähigkeit - in einer gleichzeitigen Bewegung. Selbstinszenierungen bringen auf offene oder verdeckte Weise auch die Frage des sozialen Haltes, der Zugehörigkeit ins Spiel. Selbstinszenierungen schaffen Bedeutungen, die symbolisch bleiben oder aber ganz konkrete Gestalt annehmen können. Für ihre Interpretation ist also wichtig, den *Doppelcharakter der Selbstinszenierungen - zwischen Symbolisieren und Generieren* - mitzubedenken und beides - Symbolisieren wie Generieren - als Subjektleistungen zu sehen, die sich in irgendeiner Form auf gesellschaftliche Konfliktlinien beziehen (auch dann, wenn sie einen Anspruch der Subjekte an sich selbst zum Ausdruck bringen). Selbstinszenierungen verweisen auf gesellschaftliche Innovation - und sind es in den von ihnen gestaltbaren sozialen Bereichen auch schon. Sie weisen auf Handlungsspielräume für gesellschaftliche Veränderungen hin - und kreieren sie zum Teil auch schon, wenn auch zumeist im Mikrobereich gesellschaftlichen Handelns. So entstehen *potentiell* neue Wege und Möglichkeiten sozialer Integration - womit Bereiche wie die jugendkulturellen Lebenswelten junger Erwachsener als integrationsrelevant in den Blick kommen.

Die subjektbezogene Handlungstheorie der Übergänge untermauert auf diese Weise die handlungstheoretisch erweiterte Theorie sozialer Integration. Sie bringt die Übergänge zwischen Jugend und Erwachsensein als zentrale Felder für (informelle) Prozesse sozialer Integration in den Blick; wichtig sind sie sowohl für Sozialität (Bauman) - also für die prozesshafte Entwicklung des Sozialen - wie auch für die subjektiven Integrationsansprüche junger Frauen und Männer. Sie rückt die manchmal übergangenen jugendlichen Akteurinnen und Akteure dieser Übergänge in ihren vielfältigen informellen Integrationsleistungen in den Blick und gibt der Rede von der „strategischen Gruppe“ der jungen Erwachsenen bzw. dem für soziale Integration „strategischen Thema“ der Übergänge eine inhaltliche Füllung.

Ergebnisebene 3: Jugendkulturelle Selbstinszenierungen im modernisierten Geschlechterverhältnis

Was tragen diese handlungstheoretischen Vergewisserungen nun zum einem Verständnis des Geschlechterverhältnisses und seiner Entwicklungsdynamiken bei? Jugendkulturelle Selbstinszenierungen sind ja nie unabhängig vom Geschlecht zu sehen: sie stellen Auseinandersetzungen mit Geschlechterrollen dar, in denen diese permanent - wenn auch nicht immer bewusst - neu ausgehandelt werden. Ständig geht es in den Selbstinszenierungen junger Frauen und Männer *auch* um die Frage: wie kann ich/will ich sein/werden - als junge Frau, als junger Mann? Genauso wenig sind die zentralen Übergangsthemen und in riskanter werdenden Übergängen immer wichtiger werdenden Erfahrungen von Handlungsfähigkeit, von Zugehörigkeit und von Sinn abzutrennen vom Geschlecht. So geht es (zumindest latent) immer darum, sich *als junge Frau* bzw. *als junger Mann* der eigenen Handlungsfähigkeit zu vergewissern, sich jeweils *als junge Frau* bzw. *als junger Mann* in getrenntgeschlechtlichen wie auch gemischt-geschlechtlichen Zusammenhängen zu verorten, sowie *als junge Frau* bzw. *als junger Mann* bestimmte Bedeutungen zu entdecken und *geschlechts-spezifische* Relevanzstrukturen zu entwickeln. Wenn Handlungsfähigkeit, Zugehörigkeit und Sinn wichtige Elemente des „Kohärenzgefühls“ Identität darstellen, dann läßt sich der Geschlechterbezug von Identität auch an dem Geschlechterbezug dieser drei Kategorien festmachen, und wird damit unabhängiger von der Vorstellung einer *bestimmten* Geschlechtsidentität. Über jugendkulturelle geschlechtsbezogene Erfahrungen in den Bereichen Handlungsfähigkeit, Zugehörigkeit und Sinn könnte damit für junge Frauen und Männer eine gewisse Unabhängigkeit vom nach wie vor existierenden Identitätszwang „Geschlecht“ entstehen (vgl. Rief 2001).

Die spezifische Bedeutung, die Jugendkulturen diesbezüglich entfalten können, liegt ganz generell in der Tatsache begründet, dass hier Orientierungsangebote für junge Frauen und Männer hinsichtlich dessen, wie sie ihre Geschlechterrollen leben können, aus dem *Gleichaltrigenmilieu* (oder *Fast-Gleichaltrigenmilieu*) stammen, aus Welten also, die der eigenen nahe sind, von Personen, die eine besondere, jugendkulturell aufgeladene Attraktivität besitzen, damit einen Glaubwürdigkeitsvorsprung, und sich daher besonders gut als *role-models* für Geschlechterorientierungen eignen. Dies heißt nicht, dass nicht auch erwachsene Männer und Frauen für solche Orientierungsprozesse wichtig werden können. Doch sind die Möglichkeiten, die von Gleichaltrigen vorgelebt werden und die u.U. sofort in eigenen Szene-Settings ausprobiert (und konkret erfahren) werden können, von nicht zu unterschätzender (und eben häufig doch unterschätzter) Bedeutung. Sie nämlich liefern

jugendkulturell attraktive Elemente für das Ausgestalten weiblicher und männlicher Rollen, sie sind *anders* als die Frauen und Männer der Erwachsenenwelt, und sie befriedigen auch das Bedürfnis danach, auf eigene Weise ein Leben als junge Frau oder junger Mann zu leben.

Jugendkulturen bieten somit *neue* Möglichkeiten, die eigene Geschlechtsrolle zu leben und traditionelle Geschlechterrollen zu variieren (Friebertshäuser 1995) und lassen konkrete Varianten in den Blick kommen. Hierbei spielt sich sehr viel auf der unmittelbaren körperlichen Erfahrungsebene ab - im und mit dem Körper, auf einer Erfahrungsebene also, die die Hamburger Soziologin und ehemalige Tänzerin Gabriele Klein mit dem Begriff der *leiblichen Erfahrung* bezeichnet hat (Klein 1999, vgl. Kapitel 6, Körper). Dieser Begriff betont - und dies ist gerade im Hinblick auf das Geschlechterverhältnis im Blick zu behalten -, dass der Körper nicht nur ein Ausdrucksmittel für Selbstinszenierungen ist, sondern dass, indem er dies ist, mit ihm/in ihm wichtige Erfahrungen gemacht werden, die u.U. nur ganz schlecht verbalisiert werden können, die aber dennoch da sind und wirken. Diese leiblichen Erfahrungen, und das ist hier wichtig, sind eingelassen in einen geschlechtsspezifischen Kontext, sind also für junge Frauen und Männer aufgrund der jeweiligen leiblichen Biografie *unterschiedlich*. Androgynität ist hier kein Gegenargument: auch androgyne Selbstinszenierung löst Unterschiedliches an (Leib-)Erfahrung aus, wird unterschiedlich als Experimentierraum erfahrbar, je nach dem, ob diese Erfahrung vor dem Hintergrund einer weiblichen oder männlichen Sozialisation gemacht wird. Androgynität eröffnet damit jungen Frauen einen anderen Erfahrungsraum als jungen Männern.

Für *beide* Geschlechter - und das ist wichtig im Hinblick auf die *Geschlechterbeziehungen* - entstehen Freiräume und entsteht ein Kompetenzzugewinn durch erweiterte leibliche Erfahrungen; bei beiden Geschlechtern wächst körperliche Sicherheit, wächst das Selbstvertrauen, sich zu bewegen, sich in der Bewegung zu zeigen. Hierdurch entsteht ein körperbezogenes Standing, eine körperliche Vergewisserung, ein Zugewinn an Handlungsfähigkeit auf der körperlichen Ebene". Gerade im Tanz werden dem weiblichen und männlichen Körper Spielräume eröffnet, die er als Alltagskörper nicht hat, gerade hier bietet sich ein Anlaß für deren kreative Gestaltung jenseits von (Identitäts- und Rollen-)Zwang. Dies macht eine Tanzkultur wie

99 Aus der körperbezogenen Mädchenarbeit ist dies schon lange bekannt. Derselbe Zusammenhang wurde in dem europäischen Forschungsprojekt „Secondary learning effects in Community Arts“ anhand von drei Fallbeispielen aus der theaterpädagogischen Arbeit mit sogenannten benachteiligten Jugendlichen genauer untersucht. Danach können gerade bei jungen Frauen und Männer mit prekären ÜbergangsbioGRAFIEen leibliche Erfahrungen in Akrobatik, Tanz und Theater zu einer Stabilisierung der Persönlichkeit insgesamt führen: die Stärkung des Selbstbewußtseins ist in diesem Zusammenhang genauso wichtig wie die Anerkennung durch andere (vgl. Miles et al. 2002).

Techno mit ihrem relativ großen Interpretationsspielraum für die Geschlechterkörper zu einem Lernfeld für Geschlechter-Interaktionen.

Es sind also vor allem diese *leiblichen Lernerfahrungen*, die bei Techno - wie in vielen anderen Jugendkulturen - eine zentrale Rolle für den oben genannten Zusammenhang von Handlungsfähigkeit, Zugehörigkeit und Sinn spielen - der Körper bzw. die körperliche Inszenierung wird so zu einem zentralen Medium für diese selbstaktivierenden Prozesse.

Im Hinblick auf die *Veränderungsmöglichkeiten* des Geschlechterverhältnisses ist nun wichtig, dass in diesen Prozessen geradezu unwillkürlich eine - wie auch immer bewußte - Auseinandersetzung mit den gegebenen - traditionellen wie modernisierten - Geschlechtsrollenbildern stattfindet: die Auseinandersetzung mit dem eigenen Geschlecht passiert nicht im luftleeren Raum, es werden Vorgaben aufgegriffen und verändert, es kommt zu Anleihen aus einer Vielzahl von Geschlechterbildern, vieles davon wird nicht ernsthaft übernommen, sondern ironisch zitiert, es werden Muster der traditionellen geschlechtsspezifischen Inszenierung aufgebrochen - insbesondere das Homosexualitätstabus - es entstehen neue „gesampelte“, jugendkulturell passende Geschlechterbilder. Genauso finden Interaktionen mit dem anderen Geschlecht in einem Spannungsfeld zwischen Bekanntem, „Einsozialisiertem“ und neu Ausprobiertem statt. In diesen Auseinandersetzungsprozessen wird also Struktur aufgegriffen und Struktur verändert: insofern nämlich Freiräume für ein Experimentieren jenseits der Geschlechtsrollendiktate und neue (symbolische) Bezugspunkte für die Selbstinszenierung als junge Frau, als junger Mann geschaffen werden. Auch dieser Zusammenhang läßt sich mit der Doppelstruktur aus Symbolisieren und Generieren veranschaulichen: durch die - symbolische oder konkrete - Bezugnahme auf Struktur kann neue Struktur entstehen:

Durch die Möglichkeit, sich zwischen symbolischer und realer Ebene hin- und herzubewegen, entsteht für junge Frauen und Männer ein Freiraum gerade auch für den Entwurf neuer Geschlechterbilder und Geschlechterinteraktionen. Diese können jugendkulturell-symbolisch inszeniert werden, und zunächst einmal wäre es unangemessen, deren Bedeutung mit Verweis auf die gesellschaftliche Geschlechterrealität zu entwerten. In der direkten Interaktion, beispielsweise in einer Forschungsinteraktion, müssen diese Geschlechterinszenierungen anerkannt und die in ihnen zum Ausdruck kommenden Ansprüche wahrgenommen werden (vgl. hierzu Ergebnisebene 4). In einem zweiten Schritt ist es dann freilich angebracht, sie im Kontext der gesellschaftlichen Geschlechterrealitäten zu analysieren: hier wird der analytische Blick-Wechsel zwischen Handeln und Struktur zu einem Korrektiv; die Handlungspotentiale werden in den strukturellen Zusammenhang gestellt, hierdurch jedoch nicht reduziert. Denn klar ist, dass die Frage, inwieweit das hier Erlernte und Erprobte auch auf andere Lebensbereiche ausstrahlt bzw. sich auch in andere gesellschaftliche Sphären umsetzen läßt, sich an den

strukturellen Bedingungen des gesellschaftlichen Geschlechterverhältnisses bricht: diese sind entscheidend dafür, ob die soziale Reproduktion des Geschlechterverhältnisses eine neue Richtung bekommen kann.

Bezüglich des Veränderungspotentials ist wichtig zu erkennen, dass auch diese symbolische Ebene eine Bedeutung hat bzw. haben kann im Hinblick auf strukturelle Veränderungen: Auch symbolisches Handeln kann zu einer Transformation der gegebenen Strukturen führen. So werden gegebene Strukturmuster - zum Beispiel alte oder neue Geschlechtsrollenmuster - aufgegriffen, um sich von ihnen abzusetzen, sie partiell zu übernehmen oder sich neu bzw. auf andere Weise anzueignen. Mit diesem und durch dieses Handeln entstehen - etwa für die Gleichaltrigen - neue Möglichkeiten der Orientierung, neue Strukturmuster, die aufgegriffen werden können. Wie bedeutend diese Veränderungen werden, ist eine Frage, die auf der Subjektebene und auf der gesellschaftlichen Ebene unterschiedlich bewertet werden kann. Für einzelne junge Frauen und Männer können bestimmte Begegnungen (zum Beispiel mit jugendkulturellen Trendsettern) zu Schlüsselerlebnissen für die eigene Geschlechterbiografie werden, die nachhaltig ihr Selbstverständnis als junge Frau, als junger Mann verändern, für andere muß dies durchaus nicht so sein. Und wenn zum Beispiel die Arbeitsrealität außerhalb des jugendkulturellen Sektors nach wie vor so strukturiert ist, dass sie veränderte Rollenvorstellungen von jungen Frauen und Männer nicht zu integrieren vermag, dann kann es zu Reibungen zwischen Selbstbild und Rollenerwartung kommen, in denen die Chance auf Innovation wieder verloren geht. In dem Zusammenhang Struktur Handeln neue Struktur liegt also ein *Potential* im Hinblick auf strukturelle Veränderung - nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Eine ganz andere Frage ist, wie sich junge Frauen und Männer explizit zum Geschlechterverhältnis *äußern*. Hier gibt es - und das ist vor dem Hintergrund eines modernen gesellschaftlichen Gleichheitsmythos kein Wunder - eine ganz klare Tendenz, das Geschlechterverhältnis als *Thema*, und womöglich als *Problemthema* hinter sich zu lassen: Zu nah liegen hier Problem-Beschreibungen und Problemzwschreibungen beieinander, das Benennen von Schwierigkeiten ist fast schon das Zugeständnis, selbst welche zu haben. Der problemvermeidende Individualisierungsdiskurs kehrt hier wieder - zum einen in Form einer neuen Gleichheitsmythologie (vgl. Oechsle/Geissler 1998, Bitzan/Daigler 2001, Brückner/Böhnisch 2001), zum anderen in Form einer Verselbstverständlichung von Geschlecht, die sämtliche Schwierigkeiten auf der Orientierungs- und Verhaltensebene dethematisiert: Geschlecht wird in dieser modernisierten Version des Verdeckungszusammenhangs als problemlos und selbstverständlich unterstellt - und damit individualisiert.

Dies ist der strukturelle Hintergrund, zu dem sich junge Frauen und Männer verhalten müssen und vor dem ihre Äußerungen zu interpretieren sind. Hier hilft der Blickwechsel auf die Strukturseite, die Aussagen richtig

zu deuten. Genau dieser Hintergrund ist es auch, vor dem die Geschlechterhierarchie für die befragten jungen Frauen und Männer zunächst kein Thema mehr ist, ebensowenig wie das Geschlechterverhältnis als gesellschaftliche Struktur in irgendeiner Weise Auswirkungen auf individuelles Handeln habe. Gerade letzteres wird von ihnen heftig bestritten. Die konkreten Geschlechterbeziehungen und -Interaktionen sind allerdings durchaus Thema: Sie sind es implizit dadurch, dass in den szenetypischen Settings neue (also andere) Regeln für einen Umgang zwischen den Geschlechtern aufgestellt werden. Auch darin, dass viele junge Frauen Techno als einen Freiraum empfinden, dass sie betonen, wie sie hier tanzen, sich stylen, sich verhalten können, ohne dass dies von männlicher Seite als Aufforderung zur Grenzverletzung (miß-)verstanden wird, liegt ein indirekter Hinweis darauf, dass sonst durchaus noch gegenteilige Erfahrungen gemacht werden. Neben solchen impliziten gibt es auch explizite Thematisierungen. So äußern sich die befragten jungen Frauen und Männer in bestimmten thematischen Zusammenhängen durchaus kritisch und problembewußt zur Geschlechterhierarchie, zum Beispiel in ihren Geschäftsbeziehungen. Ihre Verortung im Geschlechterverhältnis ergibt damit ein uneinheitliches Bild. Ein Bild, das vermutlich genau der Uneinheitlichkeit und Widersprüchlichkeit der erlebten Geschlechterrealität entspricht: sich zum einen real gleichberechtigt zu fühlen, zum anderen jedoch immer wieder mit den existierenden Geschlechterhierarchien konfrontiert zu sein; in Sphären der Gleichberechtigung genauso zu leben wie in Sphären der Ungleichbehandlung. Der Widerspruch zwischen Gleichheitsmythos und Geschlechterrealität ist eben nicht nur ein theoretischer, sondern konkret und alltäglich erfahrbar: junge Frauen erleben sich als stark und gleichberechtigt, finden sich aber immer noch häufig in spezifischen Benachteiligungssituationen wieder, junge Männer fühlen sich verständnisvoll und nicht dominant, und immer wieder erleben sie, wie sie strukturell bessere Zugänge zu entscheidenden Positionen (auch im jugendkulturellen Bereich, z.B. als DJ) haben - und nutzen sie.

Auch in ihren Selbstbildern und Selbstdarstellungen positionieren sich junge Frauen wie junge Männer - auf unterschiedliche Weise - sowohl innerhalb als auch außerhalb des Geschlechterverhältnisses. Innerhalb, was die relative Selbstverständlichkeit angeht, mit der sie sich als Frauen und Männer begreifen, mit der sie ein Bewusstsein z.B. dafür entwickeln, in bestimmten exponierten Situationen - zum Beispiel als Modeverkäufer und -Verkäuferinnen Geschlechter-role-models für Jüngere zu sein. Außerhalb, was die hierarchische Struktur dieses Geschlechterverhältnisses angeht:

So sind *die jungen Frauen* auf unterschiedliche Weise sehr damit beschäftigt, diese Geschlechterhierarchie hinter sich zu lassen. Selbstinszenierungen als unabhängige junge Frauen sind dabei insofern Realität, als sie den eigenen Ansprüchen dieser jungen Frauen an sich selbst und an ihre Umwelt entsprechen, aber sie schaffen auch eine imaginäre Lösung für Konflikte, die

immer dann wichtig wird, wenn sie diese Ansprüche nicht einlösen können (vgl. Stauber 1999 und 2001). Diese neuen weiblichen Selbstinszenierungen bewegen sich hier wieder in der Doppelung aus Realität und/oder Verweisung: sie sind entweder beides zugleich, oder aber sie sind symbolisch und helfen als imaginäre Lösung über reale Konfliktlinien hinweg. Ein Beispiel dafür, dass sie durchaus auch neue Realitäten schaffen können, sind die Vorbilder, die aus diesen Selbstinszenierungen heraus für andere junge Frauen entstehen können.

Die befragten *jungen Männer* positionieren sich in ihrem Habitus und in ihren Äußerungen durchaus *jenseits* des Geschlechterverhältnisses, das sie dann - als aufgeschlossene Männer - kritisch von außen beurteilen - ohne zu merken, dass sie es selbst in manchen Punkten reproduzieren. Hierzu hilfreich sind die Überlegungen von Lothar Böhnisch, dass jüngere Männer die geforderte Flexibilität bereits internalisiert haben und wissen, dass sie mit traditionellen Männerbildern heute nicht weiterkommen:

„Die traditionell hierarchische Geschlechterdualität kann hier kein gesellschaftliches Orientierungsmuster mehr sein, weil sie gegenüber der flexibilisierten Erfolgskultur sperrig und deshalb nicht erfolgreich ist. Nicht umsonst ist der öffentlich aggressiv-maskulin und gewalttätig auftretende Mann mit dem Etikett des Verlierers, des Erfolglosen behaftet. Von ihm setzt man(n) sich nicht ab, weil man ein 'anderer Mann' sein, sondern weil man demonstrieren will, dass man zu den Gewinnern gehören möchte“ (Böhnisch 2001:41).

Diese Selbstbilder (und zwar die männlichen wie die weiblichen) entsprechen dem derzeitigen Gleichheitsmythos, mit dem Erfahrungen von Geschlechterhierarchien individualisiert werden, und der sich immer wieder an Erfahrungen bricht - zum Beispiel der Erfahrung, die junge Frauen in bestimmten Situationen wie dem Geschäftsleben machen: eben nicht von vorne herein eine respektierte Person zu sein, sondern sich diesen Respekt erst verschaffen zu müssen. Oder der Erfahrung, als junger Geschäftsmann eigentlich keine Zeit für andere Lebensthemen zu haben, oder als junger männlicher Arbeitgeber die patriarchale Struktur des Beschäftigungssystems zu reproduzieren, in dem die mögliche Schwangerschaft einer weiblichen Angestellten zum Geschäftsrisiko wird. In solchen - durchaus patriarchalen - Mustern, in den individualisierten Erfahrungen (und den individualisierten Erklärungen, die es hierfür gibt) wird ein modernisierter geschlechtsspezifischer Verdeckungszusammenhang wirksam, interessant ist jedoch, dass weder die Ansichten und Strategien der jungen Frauen, noch die Selbstinszenierungen der jungen Männer im Verdecken von Konflikten aufgehen¹⁰⁰. Ich will deshalb nicht bei dieser Analyse stehen bleiben, die zwar im Prinzip richtig ist, jedoch *die kritischen Potentiale*, die im Umgang mit dieser

100 So findet es Eye reichlich überkommen, sich noch mit der Respekt-Frage beschäftigen zu müssen, und Win findet es „eigentlich blöd“, Personalentscheidungen zu treffen, die letztlich Frauen benachteiligen. Es ist also durchaus ein Bewusstsein vorhanden für die - unzeitgemäßen - Auswirkungen der Geschlechterhierarchie.

Thematik stecken, noch nicht sichtbar werden läßt (und daher ihrerseits auch wieder verdeckt): Auffällig in den Interviews war ja, dass die befragten jungen Frauen und Männer gerade auch den Ambivalenzen, die sie real erleben, mehr Raum geben können: junge Frauen zum Beispiel zeigen sich als stark *und* verletzlich, als selbstbewußt *und* auf Anerkennung dringend angewiesen. Und junge Männer geben durchaus den auch von ihnen gelebten „Zwischenwelten“ Raum und funktionieren nicht nur nach dem männlichen Muster der Externalisierung (von Gefühlen, von Bedürfnissen, von Angewiesenheiten etc.) (Böhnisch 2001). Bzw. sie scheinen es da, wo sie es praktizieren, zumindest zu erkennen. Hierfür scheint nicht unerheblich zu sein, dass sich die Befragten in einem lebendigen jugendkulturellen Zusammenhang befinden und aus dieser Situation relativer Aufgehobenheit heraus sprechen können. Dies macht es möglich, sich nicht nur als starke Individuen vorzustellen, sondern eben auch die Bedeutung des sozialen Halts in der Gruppe, im Szene-Zusammenhang zu benennen.

Dieser Aspekt, so unspektakulär er zu zunächst auch scheint, ist zentral für eine veränderte Geschlechterkultur, weil er zeigt: sobald einer der Hauptstressoren für Männlichkeit - der Anspruch, alleine klarzukommen - entkräftet wird, wird es möglich, die Bezogenheit als weiblich konnotierte auf beide Geschlechter zu verallgemeinern. Die Aufgehobenheit in der Übergangsgemeinschaft macht damit in dieser informellen gesellschaftlichen Sphäre *potentiell* eine andere Geschlechterkultur möglich.

Auch in dem, wie sich junge Frauen und Männer jeweils ihre Partner und Partnerinnen wünschen bzw. wie sie die Männer und Frauen beschreiben, mit denen sie zu tun haben, kommen Ansprüche zum Ausdruck, die über den Status quo hinausweisen: Da sind zum einen die jungen Frauen, die sich betont nur mit „anderen“ Männern abgeben: mit Männern, die verständnisvoll, emotional, keine Machos sind. Sie stellen sich zur Geschlechterhierarchie sozusagen als Zuschauerinnen, und schaffen sich durch diese Distanzierung Freiräume für Kritik. Bei anderen jungen Frauen steht herbe und analytisch scharfe Kritik an traditionellen männlichen Verhaltensmustern und die Betonung, eigentlich generell mit Männern besser klarzukommen, nebeneinander. Hier kommt die Gleichzeitigkeit von Gleichberechtigungsmythos und real erlebter Geschlechterhierarchie am deutlichsten zum Ausdruck.

Auf der Seite der jungen Männer zeigt sich, dass dieser Mythos der Gleichberechtigung auch bestimmte modernisierte Vorgaben an männliches Verhalten macht: In diesem Zusammenhang ist eine andere männliche Selbstdarstellung als die des verständnisvollen, reflektierten, Gefühle und Bedürftigkeiten zeigen könnenden Mannes kaum mehr möglich¹⁰¹. Aber hier

101 Dies gilt natürlich nicht für alle Jugendszenen: in der rechten oder der Hooliganszene gilt beispielsweise ein gänzlich anderes Männerbild. So ist es lohnend, die informellen Geschlechterkulturen in unterschiedlichen Jugendszenen zu untersuchen (vgl. Hitzler et al. 2001).

muß genau wahrgenommen werden, wo und in welchen Bereichen tatsächlich Ansätze zur Veränderung da sind - was es etwa bedeutet, dass junge Männer in bestimmten jugendkulturellen Zusammenhängen wie der Techno-Szene anderen Verhaltensmustern folgen, dass sie sich anders geben, dass sie sich an bestimmte Szene-Regeln - wie zum Beispiel den respektvollen Umgang mit Frauen - halten. Die Frage muß dabei sein: wo und wie findet *gender learning* von jungen Männern statt (vgl. Kapitel 8, Identität, Abschnitt 8.5)? Sind solche geschlechterbezogenen Lernprozesse gerade in informellen Settings wahrscheinlicher? Und wieviel von den veränderten Verhaltensweisen können junge Männer in andere Lebensbereiche übersetzen? Woraus erklärt sich das Nebeneinander von männlichen Selbstdarstellungen, mit denen Männer sich geradezu als Fans starker Frauen geben: hier liegt für sie die Kraft, die Innovation, die Magie, gleichzeitig jedoch - zum Beispiel als Arbeitgeber, und hier sozusagen mit entschuldigender Geste - geschlechterbezogene Ungleichbehandlungen praktizieren? Wo liegen kritische Potentiale, wo liegen klare Begrenzungen, die nicht nur über die Strukturen zu erklären sind? Auch bei den Männern, die sich selbst als „neue“ Männer sehen, in den Kontexten, in denen sie sich bewegen, aber strukturelle Ungleichbehandlungen von Frauen und Männern wahrnehmen und kritisieren, gibt es dieses Nebeneinander von kritischem Potential und Begrenzung. Hier zeigt sich, wie sich Geschlechterverhältnisse modernisiert haben, und mit ihnen die eingelagerten Hierarchien: sie erscheinen in neuem Gewand, verschwunden sind sie jedoch nicht.

Kritische Potentiale liegen vor allem in den Normen für den Umgang der Geschlechter (vor allem der Männer mit den Frauen), die sich deutlich von einem hierarchischen Geschlechtermodell (wie es in anderen Jugendkulturen zum Teil praktiziert wird, vgl. Hitzler et al. 2001) distanzieren. Diese informelle Geschlechterkultur zeigt, dass es diese jungen Frauen und Männer anders machen und anders haben wollen. Solche Normen, die von jungen Frauen und Männern selbst geschaffen und sozusagen jugendkulturell abgesichert sind, haben vermutlich im Gleichaltrigenmilieu die stärkste Wirkung. So kann zum Beispiel auf raves mit einer gewissen sozialen Kontrolle gerechnet werden, was den Umgang zwischen den Geschlechtern, aber zum Beispiel auch die Form von Auseinandersetzungen anbelangt: durch die szeneeigene Norm des Gewaltverzichts können Auseinandersetzungen situativ kontrolliert werden, können - gerade für stärker von Gewalt bedrohte Gruppen - jugendkulturelle „safe places“ entstehen. Auch hier ein Ansatz für Strukturbildung, ein Potential für verändernde soziale Reproduktion.

Wenn man davon ausgeht, dass in dieser gesellschaftlichen Situation der (konfliktverdeckenden) Individualisierung alles wichtig ist, was einen offenen bzw. konflikt-öffnenden Umgang mit den existierenden Widersprüchen möglich macht, dann sind die jugendkulturellen Selbstinszenierungen, wie sie in dieser Untersuchung begegnen, ein probates (und eben auch attrak-

tives) Mittel: hier schaffen sich junge Frauen und Männer andere Formen eines „doing gender“, und zwar durchaus konkrete, erfahrungsgebundene. Und diese Ebene ist vielleicht ohnehin die entscheidende:

„Geschlecht kann (...) nicht nur als diskursives Konstrukt aufgefaßt werden, sondern muß auch als sich sehr konkret darstellender Erfahrungszusammenhang gesehen werden. Die Rede von *doing gender* verweist letztlich auf beide Dimensionen - auf gesellschaftliche Zuschreibungsprozesse, auf individuelle wie kollektive Identitätsbildungsprozesse wie auch auf Alltagserfahrung und Handlungspraxis“ (Maurer 2002:7).

Mit Rückblick auf die Darstellung jugendkultureller Selbstinszenierungen läßt sich für das Geschlechterverhältnis sagen: die Beschäftigung mit diesen Geschlechterfragen darf junge Frauen und Männer zum einen nicht aus diesem Kreislauf der sozialen Integrationsprozesse hinauskatapultieren: sehr deutlich sind die Wünsche, integriert zu bleiben in einen gemischtgeschlechtlichen Zusammenhang - was aber beispielsweise intensive Frauenfreundschaften nicht ausschließt. Zum anderen darf dieses Integriert-bleiben aber auch nicht den Freiraum für Kritik begrenzen: die Ansprüche zum Beispiel der jungen Frauen an ihre Partner oder an ein eigenständiges Leben als junge Frau müssen ungeschmälert möglich sein. Auch dieses Bedürfnis wird deutlich. In diesem Zusammenhang ist die Doppelung von Generieren und Symbolisieren wichtig: denn wo immer dieses Handeln an real existierenden Widersprüchen scheitert, gibt es noch die Möglichkeit, auf diese andere Ebene zu wechseln, den Anspruch also nicht aufzugeben, sondern in bestimmte Selbstinszenierungen umzusetzen, die diesen Anspruch auf symbolische Weise (und doch konkret verkörpert) wahren/aufheben.

Andererseits praktizieren diese jungen Frauen und Männer in ihren jugendkulturellen Zusammenhängen und in ihren kollektiven Selbstinszenierungen eine andere Art der Geschlechterkultur, in der der Respekt vor Frauen großgeschrieben wird und gleichzeitig die sexualisierte Begegnung zwischen den Geschlechtern zurücktritt hinter einem freundschaftlich-liebevollen Umgang miteinander - sozusagen ohne Ansehen des Geschlechts. Das, was junge Frauen von ihren Tanzerfahrungen berichten, ist ja ein konkret anderes und deutlich von anderen Situationen unterscheidbares Erlebnis einer Geschlechterbegegnung. In der informellen Übergangsgemeinschaft wird, so könnte man sagen, eine Geschlechterkultur inszeniert, hier wird Handeln erprobt, hier werden Lernerfahrungen gemacht, die, auch wenn sie sich in anderen gesellschaftlichen Sphären so nicht verfolgen lassen, dennoch Wirkung haben.

Durch diese Selbstinszenierungen werden die Möglichkeiten des Umgangs mit einer widersprüchlichen gesellschaftlichen Situation erweitert: neue Mädchen- und Frauenbilder schaffen Bewältigungsangebote für diese Grundwidersprüche (ohne diese letztlich auflösen zu können), neue Männerbilder schaffen jungen Männern größere Handlungsspielräume, gerade weil sie erlauben, sich auch einmal verletzlich, schwach und angewiesen zu

zeigen. Neue Erfahrungsräume schaffen konkrete Möglichkeiten, diese Bilder zu erproben und damit einige der anstehenden Orientierungsfragen - vielleicht - zu beantworten. Die Doppelstruktur der jugendkulturellen Selbstinszenierungen als symbolisierende und generierende scheint dabei die Zwischenwelten und Ambivalenzen jugendkulturell zu öffnen, scheint jungen Frauen und Männern den nötigen Halt und die nötige (symbolische) Absicherung zu geben, die real existierenden Ambivalenzen auch zu leben.

In diesen *für beide Geschlechter lebbar*en Ambivalenzen liegt ein entscheidender Faktor für die Entwicklung eines weniger hierarchischen Geschlechterverhältnisses: nur so wird das Lernfeld „Geschlecht“ wirklich geöffnet. So sehr aber in diesen informellen Lernprozessen jugendkultureller Selbstinszenierungen diese Chance einer Öffnung dieses Lernfelds besteht, so sehr sind diese jugendkulturellen Lebenswelten damit überfordert, dieses offene Lernfeld auch zu sichern. Deutlich wurden immer wieder die strukturellen Begrenzungen, an die das freie Experimentieren mit Geschlechterrollen stößt. Es gehört damit zu den Aufgaben einer geschlechterbewußten Übergangspolitik, hier strukturell und substanziell anzusetzen, um neue Vereinbarkeiten für beide Geschlechter zu schaffen, um beiden erweiterte Existenzmöglichkeiten zum Beispiel als junge Selbständige zu eröffnen, um ihre Übergänge tatsächlich *gestaltbar* zu machen.

Ergebnisebene 4: Generationenthemen in der Untersuchung jugendkultureller Selbstinszenierungen

In einer Untersuchung jugendkulturellen Handelns, sind mehr noch als in andere Themen der Jugendforschung Generationenthemen eingelagert. Dies beginnt beim „Gegenstand“: jugendkulturelle Selbstinszenierungen nehmen - bewusst oder nicht, absichtsvoll oder nicht, Bezug auf die Gesellschaft und damit auf eine wie auch immer definierte „Erwachsenenkultur“. Sogar in der expliziten Ablehnung jeder Bezugnahme tun sie das - am Beispiel von Techno: im Auslassen der diskursiven Ebene, wodurch die Erwachsenengeneration (und mit ihr eine Elterngeneration, die aufgrund ihrer eigenen Sozialisation besonders stark diskursiv ausgerichtet ist) schmerzlich getroffen wird. Es gibt in diesem Zusammenhang vermutlich kaum eine jugendliche Äußerung, die nicht entweder Erwachsene meint oder aber mit der Erwachsene sich gemeint fühlen, auch dann, wenn sie es nicht sind.

Diese Unvermeidlichkeit des Generationendiskurses hat sich in dieser Untersuchung schon in der *Erhebungsphase* gezeigt: die Interaktionen im Interview zwischen einer älteren Fragenden und einer jüngeren Befragten

sind von ihm durchdrungen¹⁰². Beispielhaft ist hierfür das Interview mit Lila. Lila lehnt jede grobe Kategorisierung ab, sei es die nach Geschlecht, sei es die nach „Szenespezifischem“. Indem sie sich gegen solche Zuschreibungen und Festlegungen ausspricht (und hiermit ihre ureigensten Überzeugungen zum Ausdruck bringt), wehrt sie sich implizit auch gegen die Denkmuster der Erwachsenenkultur. Hieran wird zweierlei erkennbar: Zum einen ihre Selbstsicht und ihre Ansprüche an sich selbst, denen es widerspricht, sich in irgendeiner Weise, z. B. über das Geschlechterverhältnis oder über die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Szene festlegen zu lassen. Zum anderen jedoch auch die Generationendynamik: Je stärker mein Interesse an diesem Aspekt im Interview wird, um so dezidierter weist sie diese Perspektive zurück. Deutlich werden hierin die Mechanismen, die im Gespräch zwischen jüngerer und älterer Frau freigesetzt werden (können), sozusagen die Mechanismen des Generationendiskurses „Geschlecht“ (vgl. Stauber 2001), deutlich wird hieran aber auch die Stoßrichtung der Kritik an der Erwachsenenkultur: es geht um eine Kritik an zu groben, vereinheitlichenden, zum Teil auch vereinnahmenden Kategorien. Lila will sich ganz ausdrücklich einen Freiraum für Kritik bewahren, indem sie Pauschalierungen und Festlegungen ablehnt. Sie *hat* einen sehr kritischen Standpunkt gegenüber manchen Männern (und Frauen) aus ihrer Szene, deshalb besteht sie darauf, dass Verhalten der Geschlechter „Charaktersache“ ist und individuell (d.h.: differenziert) betrachtet werden muß. Es ist dieser kritische Impuls, der sie motiviert - im Interview bin ich die Auslöserin dieses Impulses.

Die Unvermeidlichkeit des Generationendiskurses setzt sich fort in der *Auswertung* des erhobenen Materials. So liegt in den Selbstinszenierungen als starke, selbstbewußte junge Frauen die Herausforderung für die ältere Frau in der behaupteten Gleichberechtigung: die neuen weiblichen Selbstinszenierungen tragen die implizite Botschaft mit sich, die Hierarchie zwischen den Geschlechtern sei ein Thema früherer Frauengenerationen und betreffe junge Frauen nicht mehr. Hierin liegt vielleicht auch ein Motiv, warum die neuen Bilder des starken Mädchens und der toughen jungen Frau für Mädchen und junge Frauen so attraktiv sind (vgl. Stauber 1999), und warum junge Frauen immer dann, wenn sie auf mögliche Schwierigkeiten zwischen den Geschlechtern angesprochen werden, ihre Souveränität gegenüber der Geschlechterhierarchie betonen. Erwachsene Frauen müssen verstehen lernen, woher diese betonte Souveränität kommt. Ein Erklärungsangebot wurde im voranstehenden Ergebniskapitel „modernisiertes Geschlechterverhältnis“ gemacht: dass unter dem Vorzeichen der Individualisierung, die das Aufwachen von Mädchen und jungen Frauen prägt, die Problemfeschreibung „Geschlechterhierarchie“ schnell zu einer persönlichen Problemzuschreibung

102 Und bezeichnenderweise wird das Generationenthema deutlicher im gleichgeschlechtlichen Gespräch als im gegengeschlechtlichen (vgl. zu den Verschränkungen der Themen Geschlecht und Generation Stauber/Winter 2001).

werden kann, gegen die sich Mädchen und junge Frauen zurecht wehren. Andererseits, und das ist wichtig im Hinblick auf das vorschnelle Anwenden möglicherweise zu grober Kritik-Kategorien, ist auch genau hinzusehen und herauszufinden, wo und wie sich für Mädchen und junge Frauen heute die Geschlechterhierarchie tatsächlich anders darstellt. Die *Genauigkeit* der Analyse (vgl. Bitzan 1996) ist also in jede Richtung nötig: im differenzierten Nachweis von immer noch existierenden Hierarchien genauso wie in *veränderten Problemlagen*, die heutige junge Frauen vor andere Fragen stellen als die Generationen vor ihnen.

In der Selbstinszenierung junger Männer als verständnisvoll und sensibel liegt die Herausforderung, auch diese im gesellschaftlichen Kontext interpretieren zu lernen: auch in dieser Selbstinszenierung ist der Geschlechterkonflikt scheinbar passe, hat sich in Wohlgefallen bzw. in männliches Wohlverhalten aufgelöst. Den *relativen* Wert solcher Verhaltensänderungen zu erkennen, und auch zu erkennen, wo sich aus strukturellen Gründen manches gar nicht weiter um- bzw. fortsetzen läßt (beispielsweise die Vereinbarkeit von aktiver Vaterschaft mit dem Leben als Geschäftsmann), ist hier die Herausforderung an die Erwachsenengeneration. Dies führt direkt zum nächsten Aspekt:

Spannend wird die Generationenfrage dann in der *Bewertung* der gesellschaftlichen Dimension des Handelns junger Frauen und Männer. Werden zum Beispiel die in jugendkulturellen Selbstinszenierungen steckenden Auseinandersetzungsprozesse und Ansprüche wahrgenommen, oder werden sie sofort einer (gesellschafts-)kritischen Analyse unterzogen, die sie auf bestimmte Weise reduziert? Ein Beispiel für diese Reduktion ist die Rede von der Spaß-Generation: wo es die gesellschaftliche Diskussion versäumt, danach zu fragen, was junge Frauen explizit, häufiger jedoch implizit mit „Spaß“ meinen, muß eine für die Generationendynamik sensible Forschung weiterfragen: Wofür steht diese Chiffre „Spaß“? So kann sie auch verstanden werden „als Maß für Wirksamkeit und Resonanz, also für den Selbstzweck, der keinen höheren mehr über sich hat“ (Kahl 2001:10)? Oder: *Wenn schon* größere Ziele so gar nicht mehr zu verwirklichen sind, ist es dann nicht geradezu vernünftig, in dem, was man/frau momentan tut, Spaß zu haben? Spaß umschreibt hier in einem Wort den gesamten Komplex des Zustandekommens und Erhalts von Motivation. Spaß ist durchaus nicht auf den Freizeitbereich reserviert, sondern bezieht sich genauso auf die Ausbildungs- und Arbeitsrealitäten, auf das Verhältnis zur Familie, auf das soziale oder kulturelle Engagement. Spaß wird damit tatsächlich zu einem relativ umfassenden Bewertungskriterium für praktisch alle zentralen Lebensthemen - für *richtiges Leben*. Es geht auch hier wieder um Genauigkeit - darum, genauer hinzuhören und herauszufinden, was junge Frauen und Männer mit bestimmten Chiffren meinen. Und zudem das dann genauer Gehörte und Gesehene vor den veränderten gesellschaftlichen Bedingungen des Erwachsenwerdens zu

analysieren - im Blickwechsel zwischen Struktur- und Handlungsanalysen. Vielleicht wird sich vieles, was aus Erwachsenenperspektive zunächst fragwürdig erscheint, im Hinblick auf diese gesellschaftsstrukturellen Übergangsbedingungen als „passend“ herausstellen: Wenn zum Beispiel eine Gesellschaft permanente Flexibilität und Bereitschaft zur Veränderung verlangt, heißt „passend“: Gerade hierin Sicherheit zu gewinnen, sich immer wieder neu orientieren zu können. Denn alles andere würde bedeuten: herauszufallen aus dieser immer schnelleren Entwicklung, die gesellschaftlich vorgegeben ist. Damit wird ideologische Festlegung - in welche Richtung auch immer - aus der Subjektperspektive zum Ausgrenzungsrisiko.

Mit dem gesellschaftlichen Wandel wandeln sich auch die Bedeutungsmuster, z.B. von Konsum. Das, was in den Jugendzeiten der heutigen Kommentatoren und Kommentatorinnen (der Jugendsoziologie etwa) Bedeutung hatte, hat sich transformiert, und kann daher schon aus strukturellen Gründen nicht auf heutige junge Frauen und Männer übertragen werden (vgl. hierzu Brumlik/Carroux/Marschall 2001). Genau dies ist beim Interpretieren jugendlichen Verhaltens durch Erwachsene wichtig. Das gilt im Speziellen für die Kämpfe, die die Erwachsenen nicht zuende geführt haben: in der falschen Erwartung, die heutigen Generationen junger Frauen und Männer könnten diese Kämpfe zuende führen, entstehen auf der Erwachsenen Seite schnell Gefühle von Enttäuschung oder gar Verrat, die den Generationendialog blockieren. In der Mädchenforschung wird dies inzwischen wieder stärker thematisiert. So hat Carol Hagemann-White darauf hingewiesen, dass sich die hiesige Mädchenforschung auffallend häufig dem Thema der Berufsorientierung widmet. Sie erklärt diese Schwerpunktsetzung damit, dass nahezu unvermeidlich Übertragungen stattfinden von einer (Frauen-)Generation

„...auf eine jüngere Generation, die auf die eigene Existenzsicherung nicht verzichtet, sich von Männern nichts gefallen läßt und alle Bereiche der Gesellschaft erobert. Es ist dies eine legitime Hoffnung, die zugleich notwendig enttäuscht wird, da die jüngere Generation immer die eigenen Probleme in Angriff nimmt und nicht die der vorigen Generation; (...) mit der Durchsetzung besserer Voraussetzungen zur Problemlösung ändern sich nicht nur die Optionen, sondern auch die Probleme selbst“ (Hagemann-White 1998:33).

Es geht also darum, sich dieser Verwechslungen (der jetzigen Generation junger Frauen mit der eigenen) bzw. besser: der Übertragungen bewusst zu werden und zu erkennen, dass jede Generation mit ihren spezifischen Lebenslagen auch eigene Relevanzsysteme entwickelt. Dabei wird *gleichzeitig* einiges wiederholt bzw. reproduziert. *Beides* ist hier wahrzunehmen: Veränderung und (scheinbar) Altbekanntes. Letzteres rechtfertigt dennoch keine Gleichsetzungen, hier ist vielmehr verschärft Anlaß zur Genauigkeit und zum differenzierten Blick.

Generationenbeziehungen sind aufgrund der gleichzeitigen Verschiedenheit und Abhängigkeit der Generationen durch Ambivalenzen geprägt (Lüscher 2000), und dies in mehreren Dimensionen: sie bedeuten in struktureller

wie in intersubjektiver Hinsicht zum einen Innovation, also dynamische Veränderung, gleichzeitig aber auch Reproduktion des Bestehenden. Sie beinhalten - strukturell wie intersubjektiv - beides: Konvergenz und Divergenz. Denn manches wird übernommen, anderes nicht, und dies aus strukturellen Gründen genauso wie aufgrund der je spezifischen Geschichte konkreter Intergenerationenbeziehungen. Auch der soziologische Blick auf Jugendliche ist nie frei von dieser generationenspezifischen Ambivalenz. Und diese spezielle Generationenbeziehung wird noch komplizierter durch das, was die Lebensrealität von heutigen jungen Frauen und Männern und der ihrer soziologischen „Kommentatoren und Kommentatorinnen“ unterscheidet: den Wandel von einem Aufwachsen, Denken und Planen, das noch stark an Planbarkeit und Machbarkeit orientiert war und auch noch von (relativer) Eindeutigkeit ausgehen konnte (wenngleich es schon damals deutliche Anzeichen dafür gab, dass bestimmte „Grundpfeiler“ des Erwachsenwerdens, z.B. ein stabiles Ausbildungs- und Beschäftigungsverhältnis und stabile Beziehungsstrukturen, nicht mehr selbstverständlich sind), und einer heutigen Übergangsrealität, in der diese Kategorien nicht mehr stimmen. Dass sich dieser Wandel nicht nur in Lebensentwürfen, sondern auch in Lebensgefühlen und Relevanzstrukturen bzw. Bewertungsmustern niederschlägt, braucht nicht zu verwundern. Dem ist Rechnung zu tragen - in der direkten Interaktion zwischen den Generationen, aber auch in der Interpretation der Verhaltensweisen, wie sie in der Forschung Erwachsener über Jugendthemen stattfindet.

Ergebnisebene 5: Was folgt hieraus für eine sozialpädagogisch motivierte Jugend- und Übergangsforschung?

Ganz allgemein folgert hieraus: diese Andersheit junger Frauen und Männer, ihrer Problemlagen und Bewältigungsstrategien, und damit auch ihrer Relevanzsysteme anzuerkennen. Dies ist gemeint mit einer *subjektbezogenen* Handlungstheorie. Dies ist radikaler, als es zunächst aussieht. Denn die Andersheit wechselt, sie ist - im wörtlichen Sinne - nicht festzustellen, sondern immer wieder anders. Dies verlangt von den Forscherinnen und Forschern, immer wieder die eigenen Kategorien kritisch zu hinterfragen, auf falsche Vereinseitigungen, die in ihnen schlummern, zu überprüfen, und somit ihre Konzepte dynamisierbar zu halten.

So sind bestimmte Eindeutigkeit suggerierende Feststellungen nicht mehr möglich. Zum Beispiel wird die Rede vom Ende der Jugendkultur (oder einer bestimmten Jugendkultur, z.B. Techno) höchst fragwürdig und verstellt

den Blick auf gewandelte jugendkulturelle Erscheinungen und ihre Bedeutungen. Jugendkulturen bleiben als Bezugspunkte wichtig. Aber die Art der Bezugnahme hat sich geändert - jugendkulturelle Orientierungen können leicht wieder abgestreift oder neu kombiniert werden. Die vielfach konstatierte Kurzfristigkeit jugendkultureller Erscheinungen kann dann aber kein Argument gegen ihre nach wie vor existierende Bedeutung sein - ganz im Gegenteil passen sie vielleicht gerade in ihrer Kurzfristigkeit (und ihrer Transformierbarkeit in wieder andere Formen) besonders gut zu den neuen Anforderungen. Die Frage, ob dann noch von Jugendkulturen die Rede sein kann, läßt sich folgendermaßen beantworten: natürlich gibt es sie noch, aber anders: als ein vielfältiges, sich ständig weiterentwickelndes Netz von Bezugspunkten, auf die sich die meisten jungen Frauen und Männer kurzfristig, manche aber auch über längere Phasen hinweg kulturell beziehen - bis hin zu nach wie vor existierenden jugendkulturellen Szenen mit hoher Verbindlichkeit über Jahre hinweg (Hodkinson 2001).

Genausowenig ist es möglich, verallgemeinernd von *den* „Techno-Kids“, *den* XY-Szeneanhängern und -anhängerinnen zu sprechen, die so und so *anders* sind. Lila hat recht: es gibt sie nicht, *die* jungen Frauen und Männer in der Techno-Szene, genauso wenig wie es *die* Jugendlichen und *die* jungen Erwachsenen gibt. Es gibt sie nicht, *die* neuen Verhaltensmuster, genauso wenig wie es *die* neuen Frauen oder *die* neuen Männer gibt. Jede nach Eindeutigkeit suchende Perspektive an der realen Vielfalt scheitern bzw. eben falsch verallgemeinern. Außerdem ist der dialektische Zusammenhang Struktur - Handeln - Struktur grundsätzlich *ergebnisoffen*, und auch dies widerspricht dem Eindeutigkeit suchenden Blick. Beschreiben läßt sich aber *die Art der Auseinandersetzungsprozesse* in diesem Zusammenhang Struktur - Handeln - Struktur: hier werden immer bestimmte Vorgaben (im Hinblick auf Geschlecht, im Hinblick auf die gesellschaftlichen Erwartungen und Zumutungen des Erwachsenwerdens) aufgegriffen und transformiert. In den Auseinandersetzungen und Bewältigungsmustern kann - quasi ex post - beides rekonstruiert werden: das Handeln - der subjektive Auseinandersetzungsprozeß -, und die Struktur - zum Beispiel als Normalitätsmuster, auf das sich dieses Handeln bezieht und das es unterschiedlich stark transformiert in ein dann jeweils neu zu beschreibendes *anderes*. Auf diese Ergebnisoffenheit muß sich Jugendforschung einstellen, was offensichtlich schwerfällt, wie zum Beispiel an ihrer Verführbarkeit zu (immer wieder anderen) „Trendaussagen“ erkennbar ist. In einer subjektbezogenen Handlungstheorie muß daher systematisch Platz sein für diese dynamischen Prozesse, die sich der Typisierung widersetzen.

Fehlende Eindeutigkeit und Ergebnisoffenheit erfordern ein *Denken i n Ambivalenzen* - nicht nur, aber gerade auch in der Jugendforschung; diesem muß, so schwer dies oft fällt und so beliebig dies zunächst erscheinen mag, mehr Raum gegeben werden. Dieses Denken in Ambivalenzen ist - mit Blick

auf die strukturellen Verwerfungen der späten Moderne, die die Übergänge junger Frauen und Männer besonders stark betreffen - *strukturell* angezeigt, was den ersten Eindruck der Beliebigkeit schnell schwächer werden läßt. Außerdem ist es unter dem Blickwinkel einer subjektorientierten Forschung ohnehin unabdingbar, denn Subjektorientierung ernstgenommen bedeutet ja die Öffnung des eigenen Bewertungssystems (der Forscherin) für die anderen Logiken und die anderen Relevanzen des Subjekts, mit denen sie oder er forscht (vgl. Thürmer-Rohr 2000 und 2002). *Aus diesen beiden Begründungen für ein Denken in Ambivalenzen folgert forschungs-pragmatisch eine zwischen strukturellen Bedingungen und subjektivem Handeln/subjektiven Relevanzen pendelnde Forschungsaufmerksamkeit.* Diese ist nötig, um die komplexen Anforderungen, die sich jungen Frauen und Männern im Übergang stellen, nicht zu übergehen, und die Antworten bzw. imaginären Lösungen, die junge Frauen und Männer hierfür finden, nicht zu übersehen.

Eine dieser Anforderungen resultiert gerade aus der Eingebundenheit in vielfältige „Mitgliedschaften“ und Lebensbereiche, aufgrund derer sie Vermittlungsleistungen erbringen (müssen), die Wenger den „Nexus of multi-membership“ (Wenger 1998:158) genannt hat: sie sind eingebunden in unterschiedlichste Übergangskontexte mit ihren jeweils spezifischen Rollenerwartungen an sie als junge Frau, als junger Mann (als Tochter, als Sohn, als Freundin, als Freund, als „Szenegängerin“ oder „Szenegänger“, etc.), die alle auf eine bestimmte Weise wichtig sind und insofern irgendwie integriert und vermittelt werden müssen. Diese Vermittlungsarbeit erfordert immer auch ein Ausbalancieren von Anforderungen und eigenen Anforderungen an die Geschlechterrolle statt. Hierfür finden sie Lösungen, die in ihrer *relativen* Qualität erkannt werden müssen. In ihnen überschneiden sich, wie diese Untersuchung zeigen konnte, Prozesse der Identitätskonstitution (genauer: der Identitätsarbeit) - etwa durch die Vereinbarung verschiedener Mitgliedschaften - mit Prozessen sozialer Integration. Diese Vermittlungsleistungen sind also einerseits Vereinbarkeitsanforderung und Bewältigungsstrategie, andererseits aber auch der Mechanismus, wie junge Frauen und Männer soziale Integration herstellen - wenn diese, wie auf Ergebnisebene 1 ausgeführt, handlungstheoretisch und lebensweltlich bestimmt wird. Erkannt werden muß, wie sich Gesellschaft in gesellschaftlichen Mikrobereichen durch diese subjektiven Handlungsstrategien verändernd reproduziert. Hierzu sind das theoretische und forschungspraktische Instrumentarium den (spät-)modernen Verhältnissen anzupassen. Es geht darum,

- die gewandelten strukturellen Bedingungen dieses komplizierter werdenden „Erwachsen-Werdens“ als veränderte Anforderungsstruktur zu erkennen,
- die spezifischen (Vermittlungs-)Leistungen, die junge Frauen und Männer hierbei erbringen, (an-) zu erkennen,
- die sozialintegrativen Potentiale, die hierin liegen, wahrzunehmen,

- aber auch den gewandelten Unterstützungsbedarf, den junge Frauen und Männer bei alldem haben: es geht also darum, zu erkennen, wo junge Frauen und Männer in ihrem Handeln stark und eigenwillig sind (wo sie zum Beispiel ein immer wieder passendes Sampling kultureller Ausdrucksformen finden/erfinden), wo sie aber auch angewiesen sind auf persönliche Unterstützung und strukturelle Ermöglichung.

Letzteres wird gerade im Zusammenhang einer sozialpädagogischen Jugend- und Übergangsforschung nötig, ist aber generell eine wichtige Perspektive, um nicht insgeheim einer Individualisierung zuzuarbeiten, die junge Frauen und Männer ihrem Schicksal überläßt. Denn es haben, wie bereits betont, nicht alle jungen Frauen und Männer ausreichende Ressourcenzugänge, um ihre Übergänge zu gestalten. Aus dieser Verantwortlichkeit folgert, sich zu interessieren für die Frage, wie Übergänge *gestaltbar* gemacht werden können und was hierbei die Rolle einer umfassenden Sozialpolitik für die jungen Frauen und Männer ist (vgl. Walther/Stauber et al. 2002).

Der systematische Perspektivwechsel zwischen der Struktur- und der Handlungsebene ist damit für die Jugendforschung die wichtigste erkenntnistheoretische und methodologische Konsequenz aus modernisierten Übergangsprozessen zwischen Jugend und Erwachsensein. Dies bedeutet für sie mindestens sechserlei: sich erstens Themen zuzuwenden bzw. an Themen anzusetzen, die für junge Frauen und Männer relevant sind, zweitens bestimmte Vereinseitigungen, die dies mit sich bringen könnte, zu vermeiden, drittens, und damit verbunden: interdisziplinär zu arbeiten. Viertens ist dabei die Geschlechterperspektive unverzichtbar, die eben nicht zu einer nachträglichen und dann zusätzlichen Differenzierung werden darf, sondern von vorne herein als Erkenntnisperspektive bezogen werden muß. Fünftens ist es nötig, sich auch diesbezüglich immer wieder den impliziten Generationenthemen zu stellen. Und sechstens muß sich eine solcherart informierte Übergangsforschung für die Frage der sozialpolitischen Gestaltung von Übergängen öffnen.

Erstens: Vor dem Hintergrund des genannten systematischen Perspektivenwechsels werden im Repertoire der Jugendforschung gerade auch solche Themen wichtig, die, weil sie die subjektiven Relevanzen junger Frauen und Männer treffen, dazu geeignet sind, auch ihre Handlungsstrategien und -kompetenzen sichtbar zu machen - Themen wie Lebensstile, Jugendkonsum, Jugendkulturen, Selbstinszenierungen. Gerade für eine sozialpädagogische Jugendforschung liegt hier ein strategischer Vorteil: denn dies sind oft Themenfelder, in denen ernsthafte" Jugendforschung am wenigsten sucht, zu denen aber sozialpädagogische Praxis systematisch eine Nähe hat. Gleichzeitig liegt für sie auch eine spezifische Herausforderung darin, Themen als relevant anzuerkennen, die zunächst einmal nicht unter dem Fokus des Problematischen - und der entsprechende Hilfe-Strategien - wahrgenommen werden können. Es geht dabei darum zu erkennen, dass mit diesen Themen

oft weitere verbunden sind - bis hin zu der Frage: wie will ich leben? Als junge Frau? Als junger Mann? Mit diesen Themen wird beschreibbar, wie junge Erwachsene für die nötigen passenden, anpassungsfähigen, veränderbaren Konstrukte sorgen, Konstrukte, in denen es nicht darum geht, eine stabile Identität aufzubauen, sondern Stillstand und Fixierung zu vermeiden (vgl. Bauman 1996). Die Dualität von Struktur und Handeln wird erst dann in ihrer Entwicklungsdynamik sichtbar, wenn die Forschungskategorien und -Perspektiven so angelegt sind, dass Veränderung systematisch mitgedacht werden kann. Diese Veränderbarkeit in ihrer ganzen Ergebnisoffenheit anzuerkennen, ist eine Herausforderung an die „Erwachsenenlogik“ und berührt damit das der Jugendforschung inhärente Generationenthema. Allein mit der Hinwendung zu neuen Themen ist es also noch nicht getan. Im Gegenteil: hierin liegen auch bestimmte Fallstricke.

So erscheint es *zweitens* vor dem Hintergrund des Gesagten als eine neue Form der Vereinseitigung, „besondere“ Lebensstile herauszudestillieren, gesondert zu betrachten, überhaupt: junge Erwachsene und ihre Lebensstile unter dem Aspekt des Auffälligen, Besonderen, Problematischen zu betrachten, anstatt unter den Aspekten alltäglicher Lebensbewältigung und Lebensgestaltung, mit denen das, was hier zu beobachten ist, angebunden bleibt an die sich ständig verändernden Übergangsbedingungen. Besonderung bringt die Gefahr falscher Verallgemeinerung mit sich, läßt etwa den Eindruck entstehen: *so ist die Jugend* - doch was ist mit denen, die nicht zu den „2 - 5 - 10 % jugendkulturell „auffälligen“ Jugendlichen“ gehören (Baacke 1999)? Gleichzeitig, so paradox es klingen mag, entsteht dadurch die Gefahr, die *allgemeine Bedeutung* des Jugendkulturell-Symbolischen zu übersehen¹⁰³. Obwohl es genau entgegen ihrer Intention sein mag, entspricht eine Jugendforschung, die sich immer die Auffälligkeiten herausgreift, dem ordnenden, kontrollierenden Bias der Jugendsoziologie¹⁰⁴. Idealisierung und Problematisierung liegen hier unbeabsichtigterweise nahe beieinander.

Hilfreich ist hierbei, *drittens*, die bisher getrennten Diskurse in der Jugendforschung, die sehr unterschiedliche Themen bearbeiten (und oft vereinseitigend konstruieren), zusammenzubringen. Neben der inhaltlichen Bereicherung können auch Konstruktionsprozesse, die in diesen getrennten Diskursen auf je unterschiedliche Weise stattfinden, besser entdeckt werden: vieles, was an Zuschreibungen reproduziert wurde, kann dekonstruiert wer-

103 Zum Beispiel nicht mehr danach zu fragen, was bei den weniger auffälligen Jugendlichen Jugendkulturen für eine Bedeutung haben. „Da die Zugehörigkeit zu den Szenen wechseln kann und transitorisch ist (...) könnte jeder Jugendliche prinzipiell jederzeit, wenn auch vorübergehend, zu den 2 bis 5 bis 10 % gehören“ (Baacke 1999:130). Und auch die „ganz normalen“ jungen Frauen und Männer inszenieren sich ja inzwischen als „Stinos“, als Stinknormale, mit einem bestimmten Lebensstil.

104 Hierin sieht Chris Shilling (1999) den Hauptgrund, warum die Körperdimension bislang in der Soziologie weitgehend ausgeblendet blieb - denn sie brächte genau die befürchtete Ordnung herein.

den etwa durch eine stärker strukturbezogene Analyse (vgl. Cohen und Ainley 2000), und vieles, was in vereinseitigenden Strukturuntersuchungen zum Thema Jugend konstruiert wurde - an Problemgruppen, an Gefährdungslagen etc. - kann dekonstruiert werden mithilfe eines stärkeren Einbeziehens der Erkenntnisse der Jugendkulturforschung. Vieles, was an geschlechterneutralen Thematiken (auf beiden Seiten) konstruiert wurde, kann dekonstruiert werden durch ein reflektiertes Verständnis modernisierter, gleichwohl hierarchischer Geschlechterverhältnisse (Geissler/Oechsle 1998). Vieles, was hierbei an falschen Zuschreibungen geschieht, kann dekonstruiert werden durch eine Reflexion der Generationenbeziehungen (auch in Forschungszusammenhängen) und ihre Dynamik. Diskursiver Austausch statt diskursive Aufspaltung erscheint so als eine relativ naheliegende Strategie der Überwindung bzw. Vermeidung falscher Vereinseitigungen. An diesen interdisziplinären Schnittstellen können das Verhältnis von Struktur und Handeln, und damit auch die *subtilen Machtbeziehungen, die hierin mit im Spiel sind* (vgl. Thornton 1997), genauer untersucht werden.

Viertens finden diese Gestaltungsprozesse des Übergangs immer im Geschlechterverhältnis statt. Es gibt keine geschlechtsneutralen jungen Erwachsenen, es gibt junge Frauen und junge Männer, die sich ständig, wenn auch nicht immer bewusst mit dem Geschlechterverhältnis auseinandersetzen (müssen), welches daher von der Forschungsseite her konsequent mitzureflektieren ist - als eine Struktur von erstaunlichem Beharrungsvermögen, aber auch von gewisser handlungsbezogener Durchlässigkeit. Ausgehend von letzterem ist es interessant zu fragen, was die jugendkulturellen Selbstinszenierungen junger Frauen und Männer in dieser sich durch Handeln reproduzierenden, aber auch durch Handeln verändernden gesellschaftlichen Struktur bewegen können. Davon ausgehend, daß diese Selbstinszenierungen zu einem unverzichtbaren Bestandteil spätmoderner Identitätsarbeit im Übergang geworden sind, muß dann in beide Richtungen gefragt werden: Wie transportieren diese Selbstinszenierungen in unterschiedlichen jugendkulturellen Szenen das Geschlechterverhältnis? Wie und inwiefern transformieren sie es, und was läßt sich im genaueren Blick auf verschiedene jugendkulturelle Szenen hierbei entdecken? Wo liegen die Handlungspotentiale und wo die Handlungsbegrenzungen? Wie können in der zwischen Struktur und Handeln wechselnden Aufmerksamkeit die Modernisierungsdynamiken des Geschlechterverhältnisses als sich beständig verändernd reproduzierendem genauer bestimmt werden?

Fünftens muß sich die Jugend- und Übergangsforschung offen halten für die Ambivalenzen des realen (jugendlichen) Lebens, und für die Ambivalenzen, die den realen Generationenbeziehungen, in denen - in unserem Falle - Jugendforscher und Forscherinnen und die jungen Frauen und Männer, mit denen sie forschen, zueinander stehen, geschuldet sind. Besonders eine sozialpädagogisch motivierte Jugend- und Übergangsforschung muß sich einem

reflektierten Generationendiskurs neugierig zuwenden, und immer wieder nach den impliziten Konstruktionsprozessen zu fragen: wie wird der „Gegenstand“ der Forschung konstruiert? Was sind interessante wissenschaftliche Themen? Welche Ausblendungen finden jeweils statt? Welche Zuschreibungen? Was haben diese mit meiner eigenen Position im Geschlechter- und Generationenverhältnis zu tun? Und noch weiter zu fragen: warum wähle ich genau dieses Thema, warum ist es genau diese Fragestellung, die mich interessiert, was hat sie zu tun mit meinen persönlichen generationen-spezifischen Erfahrungen, Erwartungen, Verletzungen? Welche Projektionen, welche Zuschreibungen nehme ich vor? Wo liegen eigene Distinktionsgewinne als Forscher, als Forscherin? Dass solche Konstruktionsprozesse stattfinden, ist unausweichlich. Dass es hierbei immer wieder zu Zuschreibungen kommt, ebenso. Das Fasziniertsein von einer bestimmten Jugendkultur ist ja auch ein Forschungs-Movens. Und dass jede Forschung einen persönlichen Ausgangspunkt hat, der geprägt ist von den eigenen Erfahrungen, vielleicht auch den eigenen Utopien der Forscher und Forscherinnen, ist einer der Ausgangspunkte einer selbstkritischen qualitativen Sozialforschung. Die Frage ist nur, wie damit umgegangen werden kann. Hierzu sehe ich im Moment nur zwei Möglichkeiten: Zum einen, den persönlichen (und politischen) Standort sichtbar zu machen, Transparenz zu schaffen für das Zustandekommen einer bestimmten Fragestellung, eines bestimmten Untersuchungsdesigns. Dies ist eine alte Forderung der feministischen Forschung (vgl. Müller 1984). Sodann, den eigenen Zuschreibungen auf der Spur zu bleiben (nicht im Sinne von Bloßstellung, sondern im Sinne von Offenlegen des Konstruktionsprozesses). Methodisch hilft hierbei ein Prinzip, das ebenfalls vor allem in und mit der feministischen Forschung Verbreitung gefunden hat: das Prinzip der Selbstreflexion, die den Austausch mit anderen Forschern und Forscherinnen in den unterschiedlichen Phasen des Forschungsprozesses braucht (vgl. Bilden/Becker-Schmidt 1991; Tübinger Institut für frauenpolitische Sozialforschung 1998). Ein Prinzip, das auch deshalb weit davon entfernt ist, eine neue Forschungskultur geschaffen zu haben, weil die Bedingungen, unter denen Untersuchungen durchgeführt werden, oft nicht dazu angetan sind, diesen regelmäßigen Austausch zeitlich und räumlich zu ermöglichen. Angesichts der realen Komplexität der Themen wird jedoch gerade für die Jugendforschung ein solcher kommunikativer Selbstreflexionsprozess immer wichtiger. Das heute geforderte Denken in Ambivalenzen ist schwer genug angesichts von Denk- und Forschungstraditionen, die immer noch an Eindeutigkeit orientiert sind. Hierfür bedarf es eines Rahmens der Vergewisserung und Unterstützung, denn allzu schnell entsteht der (innere wie äußere) Druck, diese Ambivalenzen wieder einseitig aufzulösen.

Sechstens ist in Anbetracht des Gegenstandes von Übergangsforschung die Zusammenarbeit bzw. das Interesse für Übergangspolitik angezeigt - als dem Insgesamt sozialpolitischer Maßnahmen, die sich auf Übergänge

zwischen Jugend und Erwachsensein richten und für die (strukturelle) Gestaltbarkeit der Übergänge sorgen. Denn dass diese Übergänge gestaltet werden wollen, heißt noch lange nicht, dass sie auch gestaltbar sind. Im Gegenteil: die Subjekte, die jungen Frauen und Männer müssen mit den veränderten strukturellen Bedingungen zum Beispiel der Ausbildungs- und Arbeitsmärkte umgehen, haben in jugendkulturellen Nischen zum Teil bereits flexibilisierte Arbeitskulturen entwickelt, während die wohlfahrtsstaatlichen Institutionen an Normalitätsmustern festhalten, die zunehmend fiktiver werden. Der Eindruck eines *institutionell lag* verstärkt sich eher noch. Für die realen Yo-yo-Bewegungen, für die eigenwilligen und nur aus Systemperspektive als „Umwege“ zu klassifizierenden Übergänge ist systematisch zu wenig Raum (vgl. Galuske 1998, Pohl/Schneider 2000, Walther 2000, Walther/Stauber et al. 2002). Eine subjektbezogene Handlungstheorie des Übergangs stellt nun fest: Gerade weil sich junge Frauen und Männer sehr stark über ihre Gestaltungsfähigkeit definieren, brauchen sie Gestaltungsspielräume, auch um die so wichtige Ressource der Motivation entwickeln zu können, um also - in der Sprache dieser Untersuchung - in den Kreislauf aus Handlungsfähigkeit, Zugehörigkeit und Sinn zu kommen bzw. in ihm bleiben zu können.

Für die Beförderung der Gestaltbarkeit von Übergängen ist eine strukturelle Ermöglichung durch adäquate Übergangspolitiken nötig - und für den Bedarfsfall einer direkteren persönlichen Unterstützung auch eine Sozialpädagogik des Übergangs, die der Yo-yo-Situation junger Frauen und Männer gerecht wird. In beide Richtungen existieren konzeptionelle Überlegungen und Entwürfe (vgl. Walther, Stauber et al. 2002, Walther 2000, Stauber 2000), die für die Frage der strukturellen Beförderung der Gestaltbarkeit von Übergängen wichtig sind¹⁰⁵.

Die politisch-pädagogischen Perspektiven sind hierbei auf der Höhe der gesellschaftlichen Analyse zu entwickeln. Das heißt: wenn analytisch von einer Individualisierung von Übergängen auszugehen ist, die ganz spezifische Anforderungen an junge Frauen und Männer stellt, wenn davon auszugehen ist, dass diese jungen Frauen und Männer permanent ihre Kompetenz, ihre Selbständigkeit, ihr Orientiert-Sein unter Beweis stellen müssen, wenn

105 Sie entstammen Forschungsprojekten, die hierzu gearbeitet haben bzw. fortlaufend hieran weiterdenken und -forschen: dem inzwischen abgeschlossenen europäischen Vergleichsprojekt „Misleading Trajectories“ (EGRIS 2001, Walther, Stauber et al. 2002), der detaillierten Studie von Andreas Walther zu den Erfahrungen mit Übergangspolitiken in Italien und in England, in denen zum einen (Italien) der beruflichen Selbständigkeit, zum anderen (England) den darstellenden Künsten eine im Vergleich zum hiesigen System wesentlich stärkere Bedeutung zugemessen wird (Walther 2000), dem europäischen Forschungsprojekt „Secondary Learning Effects in Community Arts“ (vgl. Anm. 157), mit dem die Bedeutung performativen und kreativ-gestaltenden Handelns gerade für junge Frauen und Männer mit krisenhaften Motivationskarrieren im Übergang bekräftigt werden konnte (Miles et al. 2002), dem laufenden Forschungsprojekt „Youth Policy and Participation“ (vgl. Anm. 149 und 150), mit dem der Zusammenhang von Partizipation und Motivation in informellen Lernkontexten genauer untersucht wird (EGRIS 2001).

sie - als Zumutung von außen genauso wie als Anspruch an sich selbst - eigenständig ihre Übergänge gestalten wollen, dann muß die strukturelle wie die persönliche Unterstützung genau dieses Klima der Individualisierung im Blick haben. Wenn in der Analyse die Yo-yoisierung von Übergängen festzustellen ist - als partiell selbst gewählte, zu weiten Teilen jedoch auch strukturell erzwungene -, dann muß ein Unterstützungssystem genau hierauf abgestimmt sein und die Yo-yo-Bewegungen so unterstützen, dass sie so weit wie möglich selbstbestimmt erfolgen können, und so wenig wie möglich Abhängigkeit und äußeren wie inneren Druck erzeugen. *Wenn Übergangeneheit die Analyse war, so ist Gestaltbarkeit die Perspektive.*

Zu unterscheiden sind dann die Ebene einer angemessenen Übergangspolitik und die Ebene der sozialpädagogischen Unterstützung.

Die Ebene der strukturellen Ermöglichung

Junge Frauen und Männer als Expertinnen und Experten des Übergangs brauchen Raum für Gestaltung und für möglichst freies Entscheidungsmanagement, wozu es einer Öffnung des im internationalen Vergleich hochformalisierten deutschen Übergangssystems bedarf. Diese Öffnung verlangt eine Neuordnung des Verhältnisses von Flexibilisierung und Absicherung (Walther 2000) und variiert damit eines der Hauptthemen einer subjektbezogenen Übergangsforschung: den Subjektleistungen und der Gestaltungsenergie junger Frauen und Männer die gleiche Aufmerksamkeit zu schenken wie den strukturellen Bedingtheiten, mit denen sie sich auseinandersetzen (müssen). Denn auch was die sozialpolitische Ermöglichung der Gestaltbarkeit des Übergangs anbelangt, so müssen auf der einen Seite Handlungsspielräume eröffnet, neue Wege und Umwege gangbar werden, muß der Arbeitsbegriff erheblich erweitert werden, auf der anderen Seite brauchen diese neuen Ansätze aber auch andere Formen der rechtlichen und materiellen Risikosicherung - sonst fallen sie in die Individualisierung zurück. Ein komplexer welfare-mix ist hiermit gemeint, eine umfassende Übergangssicherung, die das Ausprobieren neuer Übergänge in die Arbeit erlaubt, eine neue Wohlfahrts politik für junge Erwachsene. „Dies betrifft die Arbeitsmarktpolitik mit dem Auftrag der Gestaltung von Arbeitsmärkten, die neue und vielfältige Arbeitsbiografien ermöglichen; dies betrifft die Sozialpolitik mit der Frage nach der Entkoppelung von Einkommen und Erwerbsarbeit; dies betrifft die Bildungspolitik mit der Frage nach der Durchlässigkeit des Bildungssystems und nach der Vermittlung übergangsrelevanter Kompetenzen" (Walther 2000:346)¹⁰⁶.

106 Das Forschungsnetzwerk EGRIS hat mit seinem Konzept Integrierter Übergangspolitik einen Entwurf erarbeitet, der die Übergänge als Übergänge anerkennt, unterstützt und sichert. Diese Integrierten Übergangspolitikern umfassen: Eine Arbeitsmarktpolitik, die die Yo-yoisierung der Übergänge wahrnimmt und beispielsweise Wechsel zwischen Schule,

Die Ebene der sozialpädagogischen Unterstützung

Aus der Individualisierung von Übergängen ergibt sich: Junge Frauen und Männer brauchen heute keine Unterstützung, weil sie schwach sind, bedürftig und orientierungslos, sondern weil sie stark sein müssen. Junge Frauen und Männer wollen kein Problem haben, das sozialpädagogisch bearbeitet wird, sie wollen, wenn schon, ihr Problem selbst definieren. Gleichzeitig bleiben junge Frauen und Männer auf Unterstützung angewiesen, und auf flexible, leicht zugängliche (Beratungs-)Angebote in unterschiedlichsten Lebensfragen des Übergangs. Dies zu verkennen oder angesichts der selbstbewußten Fassade zu übersehen, käme einer fatalen Verdoppelung der Individualisierung gleich. Sozialpädagogik hat vielmehr dieser Angewiesenheit einen Platz zu geben und jungen Frauen und Männern da, wo sie es wollen, Unterstützung zu bieten. Hierfür muß sie in Reichweite sein, sozusagen jederzeit griffbereit. Sie muß Relevanzbereiche junger Frauen und Männer erkennen und unterstützen, ohne sie zu kolonisieren. Zum Beispiel, indem junge Frauen und Männer in der Umsetzung ihrer kulturellen und/oder ihrer beruflichen Ideen unterstützt werden, ihnen Wege aufgezeigt und ermöglicht werden, sie zu vermeintlichen Umwegen ermutigt werden.

Aus- und Weiterbildung und verschiedenen Formen der Erwerbsarbeit möglich macht, oder auch ein Nebeneinander von Erwerbsarbeit, Familienarbeit und (Aus-)Bildungsschritten (vgl. Schmid 1996). Die hier befragten jungen Frauen und Männer hätten an unterschiedlichen Punkten ihrer beruflichen Übergangsprozesse von solchermaßen geöffneten Übergangsmärkten profitiert. Gerade was den letzten Punkt der Existenzgründung anbelangt, so existiert in diesem jugendkulturellen Milieu ja bereits eine gewisse „Normalität“ für berufliche Selbständigkeit, an die angeknüpft werden kann. Mithilfe von Existenzgründungskrediten und lebensweltnahen beraterischen Unterstützungsmaßnahmen für junge ExistenzgründerInnen aus den jugendkulturellen Szenen könnte sich zudem das Machtungleichgewicht innerhalb des Jugendkulturektors zugunsten der kleineren AnbieterInnen verschieben, was wiederum diesem Arbeitsmarkt zugute käme.

Eine *Sozialpolitik*, die in erster Linie eine Grundsicherung für Übergänge schafft: Dies bedeutet neben einem Grundeinkommen auch Wohngeld für junge Erwachsene, um ihnen, sofern sie dies wollen, ein vom Elternhaus unabhängiges Leben zu ermöglichen. Genauso wichtig sind die bereits genannten erweiterten Möglichkeiten der Kinderbetreuung sowie ein den Bedürfnissen junger Frauen und Männer angemessenes beraterisches Unterstützungssystem, in dem auch Beratungsformen wie peer-counselling und informelle MentorInnenenschaft (vgl. auch Hiller 2000) einen Platz haben. Natürlich läßt sich das, was die jungen Frauen und Männer einander auf informellem Wege an Beratung und Unterstützung leisten, nicht formalisieren. Dennoch könnten institutionelle Beratungsformen stärker von den Erfolgsfaktoren des „informellen Systems“ lernen, von ihrer Lebensweltnähe, von den Qualitäten des Gleichaltrigenmilieus, von der Bedeutung geschlechtshomogener Beratungssettings.

Eine *Politik des Lernens*, die anerkennt, daß Übergänge junger Frauen und Männer weitaus mehr und andere Kompetenzen erfordern als die, die in den institutionellen Settings vermittelt werden. Und die anerkennt, dass es informelle Lernfelder gibt, in denen sie diese tatsächlich erwerben (können).

Diese Überlegung in Richtung einer Sozialpolitik und Sozialpädagogik der Übergänge stellen den praxisbezogenen Ausblick eines Forschungsprogramms dar, das mit den genannten sechs Punkten umrissen ist. Teile daraus sind realisiert, etwa in den genannten Projekten. Die hier entwickelte subjektbezogene Handlungstheorie der Übergänge begreift sich als ein wichtiges, bisher noch fehlendes theoretisches Element eines solchen Forschungsprogramms. Perspektivisch aussichtsreich wäre ein kontinuierliches interdisziplinäres Forschen, indem das bisher Erarbeitete systematisch aufeinander bezogen wird und entlang eines dynamischen Forschungsdesigns fortgesetzt wird. Für letzteres sorgen der Blick-Wechsel auf die Übergangsstrukturen und die Handlungsstrategien von jungen Frauen und Männern im Übergang und *die konsequente Subjektorientierung*, die immer wieder neu eine vergewissernde Rolle spielt, auch zur Bewertung von Strukturvorschlägen. Dieser Subjektbezug gewährleistet die Inblicknahme (wechselnder) subjektiver Relevanzen, wie es in dieser Untersuchung mit der jugendkulturellen Selbstinszenierungen geschehen ist, und damit das Erfassen von motivierenden (respektive demotivierenden) Prozessen. Diesen Subjektbezug auf strukturelle, und das heißt auch: sozialpolitische Rahmenbedingungen weitergedacht, wird *die subjektive Gestaltbarkeit der Übergänge zum Erfolgskriterium für eine effektive Übergangspolitik*.

Ein solches Forschungsprogramm handelt von der Frage, wie junge Frauen und Männer ihre Übergänge gestalten und hierbei durchaus struktur-bildend wirken können. Es handelt von den Bedingungen und Möglichkeiten sozialer Integration von jungen Frauen und Männern im Übergang damit von der Frage gesellschaftlicher Weiterentwicklung. In diesem Sinne geht es - wieder einmal - um Grundlagenerkundung.

Literatur

- Alheit, Peter 1996: Changing Basic Rules of Biographical Construction: Modern Biographies at the End of the 20th Century, in: Weymann, A./Hein, Walter R. (Hg.): Society and Biography, Weinheim/München: Juventa.
- Antonovsky, Aaron. 1987: Unraveling the Mystery of Health, San Francisco: Jossey-Bass.
- Anz, Philipp/Walder, Patrick (Hg): Techno, Zürich: Bilger.
- Arbeitsgemeinschaft Interdisziplinäre Frauenforschung und -Studien (Hg.) 1990: Frauenforschung und Kunst von Frauen, Pfaffenweiler.
- Arnold, Helmut/Stauber, Barbara/Walther, Andreas 1993: Regionalanalyse - Zugang zu regionalen Lebenswelten und Anstoß von Regionalentwicklung. In: Neue Praxis, Jg.23, Heft 3.
- ARTE-Dokumentationen <http://www.arte-tv.com>, Stichwort rave.
- Artmaier, Hermann/Hitzler, Ronald/Huber, Franz/Pfadenhauer, Michaela (Hg.) 1997: Techno - zwischen Lokalkolorit und Universalstruktur, München.
- Baacke, Dieter 1988: Mode und Selbstinszenierung, Weinheim: Juventa.
- Baacke, Dieter 1999: Jugend und Jugendkulturen: Darstellung und Deutung (3. überarbeitete Auflage), Weinheim: Juventa, 1999.
- Baethge, Martin 1991: Arbeit, Vergesellschaftung, Identität - Zur zunehmenden normativen Subjektivierung der Arbeit, in: Soziale Welt, Jg. 42 (1991), S. 6-19.
- Baethge, Martin et al. 1988: Jugend: Arbeit und Identität - Lebensperspektiven und Interessenorientierungen von Jugendlichen, Opladen: Leske+Budrich.
- Bahr, Xenia/Roßdeutscher, Oliver 1995: No rites, Techno - House in Hamburg, Hamburg: Kellner Verlag.
- Ball, Stephen J./Maguire, Meg/Macrae, Sheila 2000: Space, Work and the „New Urban Economies“, in: Journal of Youth Studies, Vol. 3, No. 3, pp. 279-300.
- Bandura, Albert 1982: Self-efficacy mechanism in human agency, American Psychologist, 37, 122-147.
- Bangert, Peter 1997: Erlebnisrationalität und die Produktion von außeralltäglichen Gefühls- und Bewußtseinszuständen in der Technoszene - eine ethnographische Analyse. Univ. Magisterarbeit. Trier.
- Bauman, Zygmunt 1992: Moderne und Ambivalenz: das Ende der Eindeutigkeit, Hamburg: Junius.
- Bauman, Zygmunt 1995a: Ansichten der Postmoderne, Hamburg/Berlin.
- Bauman, Zygmunt, 1995b: Identitätsprobleme in der Postmoderne, in: Widersprüche, Heft 55, Juni 1995.
- Bauman, Zygmunt 1996: From Pilgrim to Tourist - or a short history of identity, in: Hall, Stuart & Du Gay, P. (eds.), Questions of Cultural Identity, London: Sage.
- Bauman, Zygmunt 1999: Unbehagen in der Postmoderne, Hamburg: Hamburger Edition.
- Bauman, Zygmunt 2001: The Individualized Society, Cambridge: Polity Press.
- Bauch, Constanze/Sting, Stephan 2001: Rituelle Medieninszenierungen in Peer-groups, in: Wulf et al. 2001: Das Soziale als Ritual, Opladen: Leske+Budrich, S. 249-323.

- Bechdorf, Ute 1999: *Puzzling gender: Re- und De-Konstruktionen von Geschlechterverhältnissen im und beim Musikfernsehen*, Weinheim: Deutscher Studienverlag.
- Bechdorf, Ute 2000: *Nur scharfe Girlies und knackige Boys? Traditionelle und innovative Geschlechterbilder in Musikvideos*, in: testcard Nr. 8, S. 31-37.
- Beck, Ulrich 1986: *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich 1991: *Der Konflikt der zwei Modernen*, in: Zapf, Wolfgang (Hg.), *Die Modernisierung moderner Gesellschaften. Verhandlungen ds 25. Deutschen Soziologentages in Frankfurt am Main 1990*, Frankfurt a. M./New York: Campus.
- Beck, Ulrich 1996: *Wissen oder Nichtwissen? Zwei Perspektiven „reflexiver Modernisierung“*, in: ders./Giddens, Anthony/Lash, Scott 1996: *Reflexive Modernisierung*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Becker-Schmidt, Regina 1984: *Probleme einer feministischen Theorie und Empirie in den Sozialwissenschaften*. In: *Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung an der FU Berlin (Hg.): Methoden in der Frauenforschung*, Frankfurt a.M.
- Becker-Schmidt, Regina 1985: *Probleme feministischer Theorie und Empirie in den Sozialwissenschaften*, in: *Feministische Studien*, Jg. 4, Heft 4.
- Becker-Schmidt, Regina 1989: *Identitätslogik und Gewalt. Zum Verhältnis von Kritischer Theorie und Feminismus*. In: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*, Jg. 12, Nr. 24.
- Becker-Schmidt, Regina 1990: *Widerspruch und Ambivalenz. Konflikterfahrung als Schritt zur Emanzipation*. In: *Arbeitsgemeinschaft Interdisziplinäre Frauenforschung und -Studien (Hg.): a.a.O.*
- Becker-Schmidt, Regina/Bilden, Helga 1991: *Impulse für die qualitative Sozialforschung aus der Frauenforschung*. In: *Flick, Uwe et al. (Hg.): Qualitative Sozialforschung*, München.
- Behrens, Johann/Voges, Wolfgang (Hg) 1996: *Statuspassagen und sozialpolitische Institutionalisierungen*, Frankfurt/New York.
- Bengel, Jürgen/Strittmatter, Regine/Willmann, Hildegard 1998: *Was erhält Menschen gesund? Antonovsky's Modell der Salutogenese - Diskussionsstand und Stellenwert*, Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, Band 6.
- Benjamin, Jessica 1990: *Die Fesseln der Liebe. Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht*, Frankfurt.
- Bilden, Helga: *Das Individuum - ein dynamisches System vielfältiger Teil-Selbste*. In: *Keupp, Heiner/Höfer, Renate (Hg.): Identitätsarbeit heute*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1997: S. 227-250.
- Bitzan, Maria 1996: *Geschlechterhierarchie als kollektiver Realitätsverlust. Zum Verhältnis von Alltagstheorie und Feminismus*, in: *Grunwald, Klaus et al. (Hg.): Alltag, Nicht-Alltägliches und die Lebenswelt. Beiträge zur lebensweltorientierten Sozialpädagogik*, Weinheim und München 1996.
- Bitzan, Maria 1998: *Das Eigene zum Sprechen bringen - der Beitrag der Frauenforschung zur Entwicklung frauen- und mädchenpolitischer Strategien*, in: *Kirsch-Auwärter, Edith/ Diemer, Susanne/ Phillips, Sigrid (Hg.): Vermittlungen*, Tübingen.
- Bitzan, Maria 2000: *Geschlechtshierarchischer Verdeckungszusammenhang. Überlegungen zur sozialpädagogischen Mädchen- und Frauenforschung*, in: *Lemmermöhle, Doris et al. (Hg.) Lesarten des Geschlechts*, Opladen.

- Bitzan, Maria 2002: Sozialpolitische Ver- und Entdeckungen. Geschlechterkonflikte und Soziale Arbeit, in: Widersprüche Heft 84, Jg. 22, S. 27-42.
- Bitzan, Maria/Daigler, Claudia 2001: Eigensinn und Einmischung. Einführung in Grundlagen und Perspektiven parteilicher Mädchenarbeit, Weinheim/München: Juventa.
- Bitzan, Maria/Funk, Heide 1995: Geschlechterdifferenzierung als Qualifizierung der Jugendhilfeplanung, in: Bolay, Eberhard/Herrmann, Franz (Hg.) Jugendhilfeplanung als politischer Prozeß, Neuwied: Luchterhand.
- Bitzan, Maria/Klöck, Tilo 1993: Wer streitet schon mit Aschenputtel? Konfliktorientierung und Geschlechterdifferenz - eine Chance zur Politisierung sozialer Arbeit? München: AG SPAK.
- Bloomer, Martin/Hodkinson, Phil 2000: Learning Careers: continuity and change in young people's dispositions to learning, in: British Educational Research Journal, Vol. 26, No 5, pp. 283-598.
- Blumer, H. 1969: Symbolic interactionism. Perspective and method. Englewood Cliffs.N. J.:Prentice Hall.
- BMBF (Bundesministerium für Bildung und Forschung) 2000: Berufsbildungsbericht 2000. Bonn.
- BMBF (Bundesministerium für Bildung und Forschung) 2002: Berufsbildungsbericht 2002. Bonn.
- Böhnisch, Lothar 1991: Sozialpädagogik des Kindes - und Jugendalters. Weinheim und München: Juventa.
- Böhnisch, Lothar 1994: Gespaltene Normalität. Lebensbewältigung und Sozialpädagogik an den Grenzen der Wohlfahrtsgesellschaft, Weinheim und München: Juventa.
- Böhnisch, Lothar 1997: Sozialpädagogik der Lebensalter. Eine Einführung, Weinheim und München: Juventa.
- Böhnisch, Lothar 2001: Männlichkeiten und Geschlechterbeziehungen, in: Brückner, Margrit/Böhnisch, Lothar 2001: Geschlechterverhältnisse. Gesellschaftliche Konstruktionen und Perspektiven ihrer Veränderung, Weinheim und München: Juventa.
- Böhnisch, Lothar/Winter, Reinhard 1993: Männliche Sozialisation, Weinheim und München: Juventa.
- Bois-Reymond, Manuela du/Walther, Andreas 1999: Learning between want and must: Contradictions of the learning society, in: Walther, Andreas/Stauber, Barbara (eds.) Lifelong Learning in Europe, vol. 2, Tübingen/Neuling.
- Bourdieu, Pierre 1974: Zur Soziologie der symbolischen Formen, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre 1977: Outline of a Theory of Practices, Cambridge: Cambridge University Press.
- Bourdieu, Pierre 1987: Sozialer Sinn: Kritik der theoretischen Vernunft, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bovenschen, Silvia 1997: Soviel Körper war noch nie, in: DIE ZEIT 47/1997, S. 63-64.
- Bradley, Harriet 1996: Fractured Identities: Changing Patterns of Inequality. Cambridge: Polity Press.
- Brock, Ditmar et al. (Hg.): Übergänge in den Beruf - Zwischenbilanz zum Forschungsstand, Weinheim und München.

- Brückner, Margrit/Böhnisch, Lothar (Hg.) 2001: Geschlechterverhältnisse - Gesellschaftliche Konstruktionen und Perspektiven ihrer Veränderung, Weinheim/München: Juventa.
- Brumlik, Micha/Carroux, Daniel/Marschall, Andrea 2001: Die Alt-68er, die Generation Golf und die Spaßgesellschaft, in: Erziehung und Wissenschaft, Heft 7-8/2001, S. 12-17.
- Buba, Hans-Peter et al. 2002: Familienkontext von Jugendlichen und jungen Erwachsenen: Intergenerative sozioökonomische Transferbeziehungen im Wandel, i.E. Bundesanstalt für Arbeit 2001: Arbeitsmarktstatistik 2001, Nürnberg.
- Buonaventura, Wendy 1990: Die Schläge vom Nil - Frauen und Tanz im Orient, Hamburg: Roger&Bernhard.
- Carrington, Ben 2001: One Continent Under a Groove: Rethinking the politics of youth subcultural theory. Paper presented to the 5th European Sociological Association Conference, Helsinki, 28th August - 1st September 2001.
- Carrington, Ben/Wilson, Brian 2001: Global Clubcultures: Cultural flows and late modern dance music culture, Brighton.
- Clarke, John 1975: Style, in: Hall, Stuart & Jefferson, Tony (eds.) (1993): Resistance Through Rituals, London: Routledge.
- Clifford, J. 1986: Introduction: Partial Truths. In: Clifford, J./Marcus, G.E. (Hg.), Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography. Berkeley, University of California Press.
- Cloos, Peter 1998: Jugend als Avantgarde ihrer eigenen Abschaffung, in: Sozialwissenschaftliche Literaturrundschau, Jg. 21, Heft 36, S. 37-54.
- Cohen, Phil/Ainley, Pat 2000: In the Country of the Blind?: Youth Studies and Cultural Studies in Britain, in: Journal of Youth Studies, Vol. 3, No. 1, pp. 79-95.
- Coleman, James S. 1988: Social Capital in the Creation of Human Capital, in: American Journal of Sociology, vol. 94, pp. 95-120.
- Coleman, James S., 1990: Foundations of Social Theory. Cambridge (Mass.)/London.
- Collins, P.H. 1990: Black feminist thought: Knowledge, consciousness and the politics of empowerment, New York: Routledge.
- Collins, P.H. 1992: Transforming the inner circle: Dorothy Smith's challenge to sociological theory, in: Sociological Theory, 10, pp.73-80.
- Conen, Gabriele 1998: Generationenbeziehungen sind auch Geschlechterbeziehungen, in: ifg - Zeitschrift für Frauenforschung, 16. Jg, Heft 1+2, 1998.
- Corsten, Michael/Hofer, Julia/Kruse, Kerstin et al.: Techno - Eine grundlose Jugendkultur - Interviews mit Szenegängerinnen, die sich nicht bestimmen lassen wollen, in: Deutsche Jugend, Jg. 45 (1997), Heft 7-8.
- D'Angelo, Mario 1998: Die Majors geben in der Musikbranche den Ton an - Vom Gedeih und Verderb der Independent Labels, in: Le Monde Diplomatique Nr. 5554, S. 12-13 vom 12. 6. 1998.
- Dausien, Brigitte 1994: Biographieforschung als „Königinnenweg“? Überlegungen zur Relevanz biographischer Ansätze in der Frauenforschung, in: Diezinger, Angelika et al. (Hg.) 1994: Erfahrung mit Methode, Freiburg i.Br.: Kore.
- Davis, Kathy 1991: Critical Sociology and Gender Relations, in: Davis, Kathy/Leijenaar, Monique/Oldersma, Jantine (eds.) 1991: The Gender of Power, London: Sage.

- Denzin, Norman K. 1994: The Art and Politics of Interpretation, in: Denzin, Norman K./Lincoln, Yvonna S. (Ed.) 1994: Handbook of qualitative research, London: Sage.
- Diezinger, Angelika 1991a: Frauen: Arbeit und Individualisierung, Opladen: Leske+Budrich.
- Diezinger, Angelika 1991b: Individualisierungsprozesse in den Biographien junger Frauen: Exemplarische Fallanalysen zum Verhältnis von Anforderungen, Ansprüchen und Ressourcen. In: Combe, Arno/Helsper, Werner (Hg.): Hermeneutische Jugendforschung. Theoretische Konzepte und methodologische Ansätze, Opladen.
- Diezinger, Angelika et al. (Hg.) 1994: Erfahrung mit Methode, Freiburg i.Br.: Kore.
- Döge, Peter/Meuser, Michael 2001: Männlichkeit und soziale Ordnung: neuere Beiträge zur Geschlechterforschung, Opladen: Leske+Budrich.
- Dürkheim, Emile 1961: Die elementaren Formen des religiösen Lebens, Frankfurt a.M.
- Ecarius, Jutta 1996: Individualisierung und soziale Reproduktion im Lebensverlauf. Konzepte der Lebenslauforschung, Opladen: Leske+Budrich.
- Ecarius, Jutta/ Low, Monika (Hg.) 1997: Raumbildung Bildungsräume - Über die Verräumlichung sozialer Prozesse, Opladen: Leske+Budrich.
- Ecarius, Jutta 1997: Lebenslanges Lernen und Disparitäten in sozialen Räumen. In: dies./Löw, Martina (Hg.), Raumbildung Bildungsräume - Über die Verräumlichung sozialer Prozesse, Opladen, S. 33-62.
- EGRIS (European Group for Integrated Social Research) 2001a: Misleading Trajectories: Transition Dilemmas of Young Adults in Europe, in: Journal of Youth Studies, Vol. 4, No. 1, pp. 101-118.
- EGRIS 2001b: Youth Policy and Participation. Potentials of participation and informal learning in young people's transitions to the labour market. A comparative analysis in ten European regions.
- Epstein, Jonathon S. (Ed.)1998: Youth Culture - Identity in a postmodern world, Maiden and Oxford: Blackwell Publishers.
- Eßbach, Wolfgang 1996: Vernunft, Entwicklung, Leben - Schlüsselbegriffe der Moderne, in: Hager, Friejhof/Schwengel, Hermann (Hg.) 1996: Wer inszeniert das Leben? Modelle zukünftiger Vergesellschaftung, Frankfurt a.M.
- Evans, Karen/Heinz, Walter R. 1994: Becoming Adults in England and Germany. London: Anglo-German Foundation.
- Falk, P. /Campbell, C (Eds.) 1997: The Shopping Experience, London: Sage.
- Farin, Klaus 1997: „Wir liegen konsequent immer daneben“, Interview von Klaus Farin mit Arthur Fischer, Richard Münchmaier, Joachim Kersten und Helmut Apel in: Die Tageszeitung, 27. Juni 1997.
- Farin, Klaus 2002: Jugendkulturen heute, in: BZgA-Forum - Sexualaufklärung und Familienplanung, 1- 2002, S. 19-25.
- Featherstone, Mike 1995: Undoing culture: globalization, postmodernism and identity, London: Sage.
- Ferchhoff, Wilfried et al. (Hg.) 1995: Jugendkulturen - Faszination und Ambivalenz, Weinheim und München.
- Ferchhoff, Wilfried 1999: Jugend an der Wende des 20. Jahrhunderts. Lebensformen und Lebensstile, Opladen: Leske+Budrich.

- Ferchhoff, Wilfried 2000: *Jugendkulturen 2000*, Hg: Stiftung SPI (Sozialpädagogisches Institut Berlin), Bundesmodell „Mädchen in der Jugendhilfe“, Berlin.
- Fine, Michelle 1994: *Working the Hyphens - Reinventing Seif and Other in Qualitative Research*, in: Denzin/Lincoln a.a.O.
- Fischer-Lichte, Erika 1998: *Inszenierung und Theatralität*, in: Willems, Herbert/Jurga, Martin (Hg.) *Inszenierungsgesellschaft. Ein einführendes Handbuch*. Opladen: Leske+Budrich.
- Fiske, John 1994: *Audiencing: Cultural Practice and Cultural Studies*, in: Denzin/Lincoln, a.a.O.
- Flick, Uwe et al. (Hg.) 1991: *Qualitative Sozialforschung: Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen*, München.
- Flick, Uwe et al. (Hg.) 2000: *Qualitative Sozialforschung. Ein Handbuch*, Reinbek bei Hamburg.
- Flick, Uwe et al. 2000: *Was ist qualitative Sozialforschung? Einleitung und Überblick*, in: dies. (Hg.), *Qualitative Sozialforschung. Ein Handbuch*, Reinbek bei Hamburg.
- Fontana, Andrea/Frey, James H. 1994: *Interviewing: The Art of Science*, in: Denzin/Lincoln, a.a.O.
- Fornäs, Johan 1995: *Cultural Theory and Late Modernity*, London/Thousand Oaks/New Delhi: Sage.
- Fornäs, Johan/Bolin, (Eds.) 1995: *Youth, Culture and Modernity*, London/Thousand Oaks/New Delhi: Sage.
- Fornäs, Johan 1995a: *Youth, culture and modernity*, in: Fornäs/Bolin (Eds.) 1995: 1-11.
- Franzkowiak, Peter/Helfferich, Cornelia/Weise, E. 1996: *Geschlechtsbezogene Suchtprävention. Praxisansätze, Theorieentwicklung, Definitionen. Studie im Auftrag der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung*, Köln 1996.
- Fräser, Nancy 1994: *Widerspenstige Praktiken. Macht, Diskurs Geschlecht*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Fräser, Nancy 2001: *Die halbierte Gerechtigkeit. Schlüsselbegriffe des postindustriellen Sozialstaats*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Friebertshäuser, Barbara 1995: *Jugendsubkulturen: Orte der Suche nach einer weiblichen und männlichen Geschlechtsidentität*, in: *Deutsche Jugend*, Jg. 43, Heft 4.
- Funk, Heide 1993: *Mädchen in ländlichen Regionen - Theoretische und empirische Ergebnisse zur Modernisierung weiblicher Lebenslagen*, Weinheim und München: Juventa.
- Funk, Heide/Böhnisch, Lothar 1989: *Jugend im Abseits? Zur Lebenslage Jugendlicher im ländlichen Raum*, München, DJJ-Verlag.
- Funk, Heide/Huber, Helga 1990: *Mädchenkultur - Lebensbewältigung zwischen Tradition und Moderne*. In: Hebenstreit-Müller, Sabine/Helbrecht-Jordan, Ingrid (Hg.): *Junge Mütter auf dem Land - Frauenleben im Umbruch*, Bielefeld.
- Funk, Heide/Schmutz, Elisabeth/Stauber, Barbara 1993: *Gegen den alltäglichen Realitätsverlust. Sozialpädagogische Frauenforschung als aktivierende Praxis*. In: Rauschenbach, Thomas/Ortmann, Friedrich/Karsten, Maria-E. (Hg.): *Der sozialpädagogische Blick. Lebensweltorientierte Methoden in der Sozialen Arbeit*, Weinheim und München.
- Furlong, Andy/Cartmel, Fred 1997: *Young People and Social Change. Individualization and risk in late modernity*, Buckingham/Philadelphia.

- Furlong, Andy(Guidikova, Irena (Eds.) 2001: Transitions of Youth Citizenship in Europe: culture, subculture and identity, Straßburg: Council of Europe Publishing.
- Galuske, Michael 1993: Das Orientierungsdilemma. Jugendberufshilfe, sozialpädagogische Selbstvergewisserung und die modernisierte Arbeitsgesellschaft, Bielefeld.
- Galuske, Michael 1998: Jugend ohne Arbeit. Das Dilemma der Jugendberufshilfe, in: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft 4/1998.
- Ganetz, Hillevi 1995: The shop, the home and femininity as a masquerade, in: Fornäs/Reimer (eds.): Youth, Culture and Modernity, Sage, pp. 72-99.
- Gebhardt, Winfried/Hitzler, Ronald/Pfadenhauer, Michaela (Hg.) 2000: Events. Zur Soziologie des Außergewöhnlichen, Opladen: Leske+Budrich.
- Gelder, Ken 1997: Sounds, styles and embodied politics, Introduction to part seven of Gelder, Ken, Thornton, Sarah (eds.): The Subcultures Reader, London and New York, pp. 373-378.
- Gelder, Ken/Thornton, Sarah (eds.) 1997: The Subcultures Reader, London/New York: Routledge.
- Gennep, Arnold van 1986: Übergangsriten. Frankfurt/New York: Campus.
- Giddens, Anthony 1988: Die Konstitution der Gesellschaft, Frankfurt a. M./New York.
- Giddens, Anthony 1991: Self-Identity and Modernity. Self and Society in the Late Modern Age. Cambridge.
- Giddens, Anthony 1995: Konsequenzen der Moderne, Frankfurt a. M./New York.
- Giddens, Anthony 1996: Leben in einer posttraditionalen Gesellschaft, in: Beck, Ulrich/Giddens, Anthony/Lash, Scott 1996: Reflexive Modernisierung, Frankfurt a. M., S. 113- 194.
- Giesecke, Wiltrud 1993: Von der fehlenden Liebe zum eigenen Geschlecht. In: dies. (Hg.) Feministische Bildung - Frauenbildung, Pfaffenweiler.
- Glaser, Barney G./Strauss, Anselm L. 1971: Status Passage, London: Routledge& Kegan Paul.
- Goebel, Johannes/Clermont, Christoph 1997: Die Tugend der Orientierungslosigkeit, Berlin.
- Göhlich, Michael/Wagner-Willi, Monika 2001: Rituelle Übergänge im Schulalltag, in: Wulf et al. 2001: Das Soziale als Ritual, Opladen/Leske+Budrich, S. 119-204.
- Goffman, Erving 1959: The Presentation of Self in Everyday Life, New York, dt: 1969: Wir spielen alle Theater - Die Selbstdarstellung im Alltag, München/Zürich.
- Goffman, Erving, 1967: Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität, Frankfurt a.M.
- Gottschall, Karin/Henninger, Annette 2002: Grenzen der Entgrenzung von Arbeit - Erwerbsbiographien und Arrangements von Arbeit im Trendsektor Neue Medien, Projektskizze, www.zes.uni-bremen.de/projektBeschreibung.php?ID=6.
- Granovetter, M.S. 1977: The strength of weak ties, American Journal of Sociology, 78, 1360-1380.
- Greschke, Oliver 2000: Das Phänomen Techno - Prototyp eines modernen Lebensstils? Unv. Diplomarbeit, Universität Mannheim.
- Grimm, Stephanie 1998: Die Repräsentation von Männlichkeit im Punk und Rap Tübingen, Stauffenburg-Verlag.

- Grossegger, Beate/Heinzelmaier, Bernhard/Zentner, Manfred (Hg.) 1998: Trendpaket 2: Der Megastore der Szenen, Wien: Verlag Zeitpunkt, S. 42-45.
- Grossegger, Beate 1998: MTV, Bravo und Co. Jugendkultur in der brave new media-world, in: Grossegger/Heinzelmaier/Zentner (Hg.): Trendpaket 2: Der Megastore der Szenen, Wien: Verlag Zeitpunkt, S. 42-45.
- Grossegger, Beate/Heinzelmaier, Bernhard/Zentner, Manfred 1999(7): Über Jugend-szenen in Österreich - internet: <http://www.jugendkulturen.at>
- Hagemann-White, Carol 1992: Berufsfindung und Lebensperspektive in der weiblichen Adoleszenz, in: Flaake, Karin/King, Vera (Hg.) Weibliche Adoleszenz, Frankfurt a.M./New York.
- Hagemann-White, Carol 1993: Die Konstrukteure des Geschlechts auf frischer Tat ertappen. Methodische Konsequenzen einer theoretischen Einsicht, in: Feministische Studien, Jg. 11, Heft 2.
- Hagemann-White, Carol 1998: Identität - Beruf - Geschlecht, in: Oechsle, Mechtild/Geissler, Birgit (Hg.), Die ungleiche Gleichheit, Opladen: Leske+Budrich.
- Hager, Frithjof/Schwengel, Hermann (Hg.) 1996: Wer inszeniert das Leben? Modelle zukünftiger Vergesellschaftung, Frankfurt/Main.
- Hall, Stuart, 1987: The Real Me - Postmodernism and the Question of Identity. ICA Documents.
- Hall, Stuart 1992: Cultural studies and its theoretical legacies, in: Grossberg, L./Nelson, C./Treichler, P.A. (Eds.): Cultural Studies, New York: Routledge.
- Harper, Douglas 1994: On the Authority of the Image: Visual Methods at the Crossroads, in: Denzin/Lincoln a.a.O.
- Harper, Douglas 2000: Fotografien als wissenschaftliche Daten, in: Flick et al. (Hg.) 2000: Qualitative Forschung. Ein Handbuch.
- Hartmann, Andreas 2001: Electronic Ladyland. Techno verspricht die Auflösung tradierter Geschlechterverhältnisse. Die Realität ist ernüchternd: Über Frauen in der elektronischen Musikszene, in: taz vom 19. 5. 2001.
- Hartmann, Martin/Offe, Claus (Hg.) 2001: Vertrauen. Die Grundlage des sozialen Zusammenhalts, Frankfurt/New York: Campus.
- Haurert, Friedrich/Lang, Reinhard 1994: Arbeit und Integration. Zur Bedeutung von Arbeit in der Jugendsozialarbeit am Beispiel von Projekten freier Träger, Frankfurt a.M.
- Hebdige, Dick 1997: Posing ... threats, striking ... poses: youth, surveillance and display, zunächst in: SubStance, 37/38 (1983), wiederabgedruckt in: Gelder, Ken/Thornton, Sarah (Ed.) 1997: The Subcultures Reader, pp. 393-405.
- Heinz, Walter R. 1995: Arbeit, Beruf und Lebenslauf. Weinheim/München.
- Heinz, Walter R. 1995: Transitions in youth in cross-cultural perspective: School-to-work in Germany, in: Galaway, B./Hudson, J. (eds.): Youth in Transition to Adulthood: Research and Policy Implications, Toronto: Thompson.
- Heinz, Walter R.: 1996: Status passage as micro-macro linkages in life course research, in: Weymann, A./Heinz, W.R. (eds.): Society and Biography, Weinheim, Deutscher Studien Verlag.
- Heinz, Walter. R. 1997: Selbstsozialisation im Lebenslauf: Umriss einer Theorie biographischen Handelns, in: Hoerning, E. (Hg.): Biographische Sozialisation, Stuttgart: Enke.

- Heinz, Walter R. (Hg.) 2000: Übergänge. Individualisierung, Flexibilisierung und Institutionalisierung des Lebenslaufs, 3. Beiheft der Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation, Weinheim: Juventa.
- Heinz, Walter R. 2001: Das Forschungsprogramm für die Abschlussphase 2000-2001 des SFB „Statuspassagen und Risikologen im Lebensverlauf“, <http://www.sfb186.uni-bremen.de>
- Heinz, Walter R./Krüger, Helga 1985: „Hauptsache eine Lehrstelle“. Jugendliche vor den Hürden des Arbeitsmarktes. Weinheim/Basel.
- Heinz, Walter R./Hübner-Funk, Sibylle 1997: Die Quadratur des Jugendbegriffs. Zur sozialen (Re-)Konstruktion einer Übergangsphase, in: DISKURS Jg. 7 (1997), Heft 2, S. 4-11.
- Heitmeyer, Wilhelm 1994: Entsicherungen. Desintegrationsprozesse und Gewalt, in: Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hg.) 1994: Riskante Freiheiten, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Helfferich, Cornelia 1994: Jugend, Körper und Geschlecht, Opladen: Leske+Budrich.
- Helfferich, Cornelia 1996: Theorie geschlechtsbezogener Suchtprävention im Jugendalter, in: Franzkowiak, Peter/Helfferich, Cornelia/Weise, E. 1996: Geschlechtsbezogene Suchtprävention. Praxisansätze, Theorieentwicklung, Definitionen, Köln 1996.
- Helfferich, Cornelia 1997: „Männlicher“ Rauschgewinn und „weiblicher Krankheitsgewinn? Geschlechtsgebundene Funktionalität von Problemverhalten und die Entwicklung geschlechtsbezogener Präventionsansätze, in: ZSE, Jg. 17 (1997), Heft 2, S. 148-161.
- Henkel, Olivia/Wolf, Karsten 1996: Berlin Underground: Techno und HipHop zwischen Mythos und Ausverkauf, Berlin.
- Hildenbrand, Bruno 2000: Anselm Strauss, in: Flick, Uwe et al. (Hg.) Qualitative Sozialforschung. Ein Handbuch.
- Hitzler, Ronald 1988: Sinnwelten: ein Beitrag zum Verstehen von Kultur. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Hitzler, Ronald 1997: Die Rolle des Körpers des Spielers, in: Universitas - Zeitschrift für interdisziplinäre Wissenschaft, 52. Jg., Nr. 607, S. 34-41.
- Hitzler, Ronald 2000: „Ein bißchen Spaß muß sein“. Zur Konstruktion kultureller Erlebniswelten, in: Gebhardt, Winfried/Hitzler, Ronald/Pfadenhauer, Michaela (Hg.), Events. Soziologie des Außergewöhnlichen. Opladen: Leske+Budrich.
- Hitzler, Ronald/Honer, Anne 1994: Bastelexistenz. Über subjektive Konsequenzen der Individualisierung, in: Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hg.), Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Hitzler, Ronald/Honer, Anne (Hg.) 1997: Sozialwissenschaftliche Hermeneutik: eine Einführung. Opladen: Leske+Budrich.
- Hitzler, Ronald/Eberle, Thomas S. 2000: Phänomenologische Lebensweltanalyse, in: Flick, Uwe et al. (Hg.), Qualitative Sozialforschung. Ein Handbuch, Reinbek bei Hamburg.
- Hitzler, Ronald/Pfadenhauer, Michaela 1996: Raver Sex. Vortragsmanuskript des Vortrags in der Ad-hoc-Gruppe „Sexualität“ am 9. 10. 1996 beim 28. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Dresden.
- Hitzler, Ronald/Pfadenhauer, Michaela 1997a: Die Techno-Szene: Prototyp posttraditionaler Vergemeinschaftung? In: Artmeier et al. (Hg.) a.a.O.

- Hitzler, Ronald/Pfadenhauer, Michaela 1997b: Eine posttraditionale Gemeinschaft. Integration und Distinktion in der Techno-Szene. In: Hillebrandt, Frank/Kneer, Georg et al.(Hrsg.): Verlust von Sicherheit? Opladen: Leske+Budrich.
- Hitzler, Ronald/Pfadenhauer, Michaela 1998: „Let your body take control! Zur ethnographischen Kulturanalyse der Techno-Szene, in: Bohnsack, Ralf/Marotzki, Winfried (Hg.): Biographieforschung und Kulturanalyse. Transdisziplinäre Zugänge qualitativer Forschung. Opladen: Leske+Budrich.
- Hitzler, Ronald/Pfadenhauer, Michaela (Hg.) 2001: Techno-Soziologie. Erkundungen einer Jugendkultur, Opladen.
- Hitzler, Ronald/Bucher, Thomas/Niederbacher, Arne 2001: Leben in Szenen. Formen jugendlicher Vergemeinschaftung heute. Opladen: Leske+Budrich.
- Hochschild, A. R. 1979: Emotion work, feeling rules and social structure, in: American Journal of Sociology, No. 85 (3), pp. 51-575.
- Hodkinson, Paul (2001): Reworking Subculture: Young People and Elective Affiliation of Substance, in: Leisure Studies Newsletter, March 2001.
- Höhn, Marco/Vogelgesang, Waldemar 1999: Körper, Medien, Distinktion. Zum Körperkult und zur Körperkultivierung in Jugendszenen, in: Homfeld, H.G. (Hg.) „Sozialer Brennpunkt" Körper. 1999, S. 136-154.
- Hogan, D.P./Astone, N.M. 1986: The transition to adulthood, in: Annual Review of Sociology 12, 109-130.
- Holstein-Beck, Sabina 1995: Consistency and change in the lifeworld of young women, in: Fornäs/Bolin (eds.), Youth, Culture and Modernity, Sage, pp. 100-119.
- Honer, Anne 1993: Lebensweltliche Ethnographie. Ein explorativ-interpretativer Forschungsansatz am Beispiel von Heimwerker-Wissen. Wiesbaden: DUV.
- Honneth, Axel 1992: Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte, Frankfurt a.M.
- Hopf, Christel 1979: Soziologie und qualitative Sozialforschung. In: dies./Weingarten, Elmar (Hg.): Qualitative Sozialforschung, Stuttgart.
- Hopf, Christel 1991: Qualitative Interviews in der Sozialforschung. Ein Überblick. In: Flick, Uwe et al. (Hg.): a.a.O.
- Hopf, Christel 2000: Qualitative Interviews, in: Flick, Uwe et al. (Hg.), Qualitative Sozialforschung. Ein Handbuch, Reinbek bei Hamburg.
- Hurrelmann, Klaus 1995: Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung, Weinheim/München: Juventa.
- Janesick, Valerie J. 1994: The Dance of Qualitative Research Design: Metaphor, Methodolatry, and Meaning, in: Denzin/Lincoln, a.a.O.
- Joas, Hans 1996: Die Kreativität des Handelns, Frankfurt/Main.
- Junge, Matthias 1995: Forever young? Junge Erwachsene in Ost- und Westdeutschland, Opladen: Leske+Budrich.
- Kahl, Reinhard 2001: Alles nur Spaß oder was? In: Erziehung und Wissenschaft, Heft 7/8 2001, S. 4-10.
- Keupp, Heiner 1992: Identitätsverlust oder neue Identitätsewürfe? in: Zoll, Rainer (Hg.): Ein neues kulturelles Modell, Opladen.
- Keupp, Heiner 1992: Das Subjekt und das Soziale sind auch nicht mehr das, was sie einmal waren! Aber..., in: Otto/Hirschauer/Thiersch (Hg.)1992: Zeit-Zeichen Sozialer Arbeit, Darmstadt/Neuwied.

- Keupp, Heiner/Höfer, Renate (Hg.) 1997: Identitätsarbeit heute - Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung, Frankfurt a.M.
- Keupp, Heiner et al. 1999: Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne, Reinbek bei Hamburg.
- Kitlitschko, Susanne 1997: „Let me be your fantasy!“ Inszenierte Phantasien und phantastische Inszenierungen in der Techno-Kultur, in: Artmaier, Hermann et al. (Hg.): Techno - zwischen Lokalkolorit und Universalstruktur, München.
- Klein, Gabriele 1992: FrauenKörperTanz. Eine Zivilisationsgeschichte des Tanzes, Weinheim/Berlin.
- Klein, Gabriele 1997: Body Talk - Zum Tanz der Raver, in: Artmaier et al (Hg.), S. 67-70).
- Klein, Gabriele 1999: electronic Vibration - Pop Kultur Theorie, Hamburg.
- Klein, Gabriele 2000: Korporalität und Urbanität - Die Inszenierung des Ethnischen am Beispiel HipHop, Projekt im Rahmen des DFG-Schwerpunktprogramms Theatralität, www.sozialwiss.uni-hamburg.de
- Klein, Naomi 2001: No Logo! Der Kampf der global Players um Marktmacht. Ein Spiel mit vielen Verlierern und wenigen Gewinnern, Gütersloh.
- Knapp, Gudrun-Axeli 1988: Die vergessene Differenz. In: Feministische Studien, Jg. 6, Nr. 11.
- Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hg.) 1992: Traditionen - Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie, Freiburg.
- Knapp, Gudrun-Axeli 1996: Traditionen - Brüche: Kritische Theorie in der feministischen Rezeption, in: Scheich, Elvira (Hg.), Vermittelte Weiblichkeit, Hamburg.
- König, Eberhard/Zedler, Peter (Hg.) 1995: Bilanz qualitativer Forschung, 2 Bde, Bd. I: Grundlagen qualitativer Forschung, Bd. II: Methoden, Weinheim.
- Kohli, Martin 1985: Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 37.
- Krappmann, Lothar 1969: Soziologische Dimensionen der Identität, Stuttgart.
- Kroyer, Martina: „Weil ich ein Mädchen bin... - Mädchenbilder und Selbstdarstellungen von Mädchen in der Pubertät, Diplomarbeit, Tübingen 1996.
- Krüger, Helga 1985: Weibliche Körperkonzepte - ein Problem für die Jugendarbeit, in: Deutsche Jugend 11, Jg. 33, S.479-488.
- Krüger, Helga 1991a: Doing Gender - Geschlecht als Statuszuweisung im Berufsbildungssystem, in: Brock, Ditmar (Hg.), Übergänge in den Beruf - Zwischenbilanz zum Forschungsstand, Weinheim und München.
- Krüger, Helga 1991b: Normalitätsunterstellungen bezüglich des Wandels in der weiblichen Lebensführung zwischen Erwerbsarbeit und Familie, in: Zapf, Wolfgang (Hg.), Die Modernisierung moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 25. Deutschen Soziologentages in Frankfurt am Main 1990, Frankfurt a. M./New York: Campus.
- Krüger, Helga 1993: Die „Verlängerung“ des Jugendalters - kein geschlechtsneutrales Phänomen, in: Bendit, Rene/Mauger/v. Wolffersdorff (Hg.) Jugend und Gesellschaft. Deutsch-französische Forschungsperspektiven, Baden-Baden.
- Kvale, Steinar 1996: Interviews. An Introduction to Qualitative Research Interviewing, Thousand Oaks/London/New Delhi.

- Lange, Andreas 1997: Vieldeutige Bilder, widersprüchliche Erfahrungen und kontingente Entwicklungspfade: Jugend im Spiegel von Forschung und deren Umsetzungen, in: Sozialwissenschaftliche Literaturreisenschau, Jg. 20, Heft 35, S. 49-62.
- Lash, Scott 1996: Reflexivität und ihre Doppelungen: Struktur, Ästhetik und Gemeinschaft, in: Beck, Ulrich/Giddens, Anthony/Lash, Scott 1996: Reflexive Modernisierung, Frankfurt a.M.
- Lash, S./Urry, J. 1994: Economies of Signs and Space, London: Sage.
- Leadbeater, Charles/Oakley, Kate 1999: The Independents. Britains new cultural entrepreneurs, London: DEMOS.
- Leccardi, Carmen 19996: Futuro breve. Le giovani donne e il futuro. Torino.
- Leccardi, Carmen 1998: Biographische Zeitperspektive und Lebensplanung junger Frauen, in: Oechsle, Mechthild/Geissler, Birgit (Hg.) 1998: Die ungleiche Gleichheit - Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis, Opladen: Leske+Budrich.
- Leggewie, Claus 1996: „Ihr kommt nicht mit bei unseren Änderungen!“ Die 89er - Generation ohne Eigenschaften? In: Transit, 11/1996, S. 3-17.
- Leidner, R. 1993: Fast Food, Fast Talk: Service Work and the Routinization of Everyday Life, Berkeley, University of California Press.
- Lemmermöhle, Doris 1997: Berufs- und Lebensgestaltung im gesellschaftlichen Modernisierungsprozess. Neue Anforderungen an junge Frauen und Männer und an Schule, in: Die Deutsche Schule, Jg. 89 (1997), Heft 4, S. 410-428.
- Lenz, Ilse 1992: Fremdheit/Vertrautheit. Von der Schwierigkeit im Umgang mit kulturellen Unterschieden. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Müller, Ursula (Hg.) 1992: Ein Deutschland - zwei Patriarchate? Jahrestagung der Sektion "Frauenforschung in den Sozialwissenschaften" in Hannover, 21.-23. 6. 1991, Bielefeld/Hannover.
- Lenz, Ilse/Germer, Andrea (Hg.) 1996: Wechselnde Blicke. Frauenforschung in internationaler Perspektive, Opladen.
- Leonard, Marion 1998: The new grrrl geographies, in: Skelton, Tracey/Valentine, Gill (eds.) 1998: Cool places. Geographies of youth cultures, London / New York: Routledge, pp. 101-118.
- Liebau, Eckard 1992: Die Kultivierung des Alltags: das pädagogische Interesse an Bildung, Kunst und Kultur, Weinheim und München: Juventa.
- Localizer 1.0 1995 (Hg.: Die Gestalten): The techno house book, Berlin.
- Low, Martina 1996: Die Konstituierung sozialer Räume im Geschlechterverhältnis, in: DISKURS, Heft 2/1996, München, S. 32-37.
- Ludescher, Daniela/Weiß, Milan 1997: Individualität - Identität - Gemedinschaft - Szene: Das Bestehen des Selbst in der Technoszene. Die Konstruktion des Ichs am Beispiel zweier Raverinnen. Seminararbeit., FU Berlin, Insitut für Soziologie.
- Lüscher, Kurt 2000: Die Ambivalenz von Generationenbeziehungen, in: Kohli, Martin/Szydlik, Marc (Hg.) Generationen in Familie und Gesellschaft, Opladen: Leske+Budrich, S. 138-161.
- MacDonald, Robert 1998: Youth, Transitions and Social Exclusion: Some Issues for Youth Research in the U.K. In: Journal of Youth Studies, Vol. 1 (1998) No 2, S. 163-176.
- Maffesoli, Michel 1995: The time of the tribes, London: Sage.
- Maffesoli, Michel 1996: The contemplation of the world, University of Minnesota Press.

- Maihofer, Andrea 1995: *Geschlecht als Existenzweise*, Frankfurt a.M..
- Malbon, Ben 1998: *The Club. Clubbing: consumption, identity and the spatial practices of every-night life*, in: Skelton, Tracey/Valentine, Gill (eds.) 1998: *Cool places*, London / New York: Routledge, pp. 266-286.
- Mannheim, Karl 1964: *Das Problem der Generationen*. In: ders.: *Wissenssoziologie*, Berlin/Neuwied, S. 509-565.
- Marbach, Jan H./Tölke, Angelika 1996: *Junge Erwachsene - Wandel im Partnerschaftsverhalten und die Bedeutung sozialer Netzwerke*, in: Behrens/Voges (Hg.), *Statuspassagen und sozialpolitische Institutionalisierungen*, Frankfurt/New York.
- Marcus, George E. 1994: *What Comes (Just) After „Post“? - The Case of Ethnography*, in: Denzin/Lincoln a.a.O.
- Marotzki, Winfried 1995: *Qualitative Bildungsforschung*, in: König/Zedler (Hg.) a.a.O.
- Massey, Doreen 1998: *The spatial construction of youth cultures*, in: Skelton, Tracey/Valentine, Gill (eds.) 1998: *Cool places. Geographies of youth cultures*, London / New York: Routledge.
- Maurer, Susanne 1996: *Zwischen Zuschreibung und Selbstgestaltung - Feministische Identitätspolitiken im Kräftefeld von Kritik, Norm und Utopie*, Tübingen.
- Maurer, Susanne 2002: *Unv. Manuskript*, Tübingen.
- May, Michael 1995: *Konstruktionen von Männlichkeit in unterschiedlichen kulturellen Milieus*, in: *Widersprüche*, Heft 56/57.
- McRobbie, Angela 1991: *Feminism and Youth Culture*, Houndmills, Basingstoke, Hampshire and London: Macmillan Education LTD.
- McRobbie 1991: *Teenage Mothers: A New Social State?* In: *McRobbie: Feminism and Youth Culture*, pp. 220-242.
- McRobbie 1991: *Dance Narratives and Fantasies of Achievement*, in: *McRobbie: Feminism and Youth Culture*, pp. 189-219.
- McRobbie 1991: *Settling Accounts with Subculture: A Feminist Critique*, in: *McRobbie: Feminism and Youth Culture*, pp. 16-34 (first edited in 1980).
- McRobbie, Angela 1993: *Shut up and dance: Youth culture and changing modes of femininity*, in: *Young - Nordic Journal of Youth Research*, Vol.1 (1993), Number 2, S. 13-31.
- McRobbie, A. 1994: *Postmodernism and Populär Culture*, London (Routledge).
- McRobbie, Angela 1997: *Bridging the Gap: Feminism, Fashion and Consumption*, in: *Feminist Review*, Volume 18 (1997), No. 1, pp. 73-89.
- McRobbie, Angela 1998: *British Fashion design - Rag Trade or Image Industrie*, London: Routledge.
- Mead, George Herbert 1968: *Geist, Identität und Gesellschaft*, Frankfurt a.M.
- Mensing, Katja 2001: *Die Scham ist vorbei*, in: *Die Tageszeitung vom 8.3.2001*.
- Metz-Göckel, Sigrid 1998: *Mikropolitik in den Geschlechterbeziehungen: Selbstvertrauen, Anerkennung und Entwertung*, in: Oechsle, Mechthild/Geissler, Birgit (Hg.): *Die ungleiche Gleichheit*, Opladen: Leske+Budrich.
- Meyer, Erik 2000: *Die Techno-Szene - Ein jugendkulturelles Phänomen aus sozialwissenschaftlicher Perspektive*, Opladen: Leske+Budrich.
- Mies, Maria 1994: *Frauenbewegung und 15 Jahre „Methodische Postulate zur Frauenforschung“*, in: Diezinger, Angelika et al. (Hg.) *Erfahrung mit Methode*, Freiburg: Kore.

- Miles, Steven 2000: *Youth Lifestyles in a Changing World*, Buckingham/Philadelphia.
- Miles, Steven/Cliff, Dallas/Burr, Vivien: *Fitting In and Sticking Out: Consumption, Consumer Meanings and the Construction of Young People's Identities*. In: *Journal of Youth Studies*, Vol. 1 (1998) No. 1, S. 81-91.
- Miles, Steven/Pohl, Axel/Stauber, Barbara/Walther, Andreas/do Carmo, Maria/Banha, Rui 2002: *Communities of Youth*, London: Ashgate.
- Modelmog, Ilse/Kirsch-Auwärter, Edit (Hg.): *Kultur in Bewegung - Beharrliche Ermächtigungen*, Freiburg.
- Morch, Sven 1999: *Informal Learning and Social Contexts: The Case of Peer Education*, in: Walther, Andreas/Stauber, Barbara (Hg.) *„Lifelong Learning in Europe II: Differences and Divisions“*, Lisbon 1998. Tübingen: Neuling.
- Müller, Hans-Peter 1992: *Sozialstruktur und Lebensstile. Der neuere theoretische Diskurs über soziale Ungleichheit*, Frankfurt a.M.
- Müller, Ursula/Schmidt-Waldherr, Hiltraud (Hg.) 1989: *FrauenSozialKunde - Wandel und Differenzierung von Lebensformen und Bewußtsein*, Bielefeld.
- Müller, Ursula 1984: *Gibt es eine „spezielle“ Methode in der Frauenforschung? In: Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung an der FU Berlin (Hg.): Methoden in der Frauenforschung*, Frankfurt a.M.
- Nadig, Maya 1992: *Der ethnologische Weg zur Erkenntnis. Das weibliche Subjekt in der feministischen Wissenschaft*. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hg.): a.a.O.
- Neckel, Sighard 1991: *Status und Scham. Zur symbolischen Reproduktion sozialer Ungleichheit*, Frankfurt/New York.
- Negus, Keith 1999: *Music Genres and Corporate Cultures*, London und New York: Routledge.
- Neill, Kelly O' 1998: *No Adults Are Pulling the Strings and We Like It That Way*, in: *Signs - Journal of Women in Culture and Society*, Vol. 23, No.3, pp. 611-618.
- Oakley, Anne 1981: *Interviewing women: A contradiction in terms*, in: Roberts, H. (Ed.): *Doing feminist research*, London: Routledge.
- Oechsle, Mechthild/Geissler, Birgit (Hg.) 1998: *Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis*, Opladen: Leske+Budrich.
- Osgerby, Bill, 1998: *Youth in Britain since 1945*, Oxford: Blackwell Publishers.
- Ostner, Hona 1987b: *Scheu vor der Zahl? Die qualitative Erforschung von Lebenslauf und Biographie als Element einer feministischen Wissenschaft*. In: Voes, Wolfgang (Hg.): *Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung*, Opladen: Leske+Budrich.
- Pais, Jose Machado 1996: *Erwachsenwerden mit Rückfahrkarte? Übergänge, biographische Scheidewege und sozialer Wandel in Portugal*, in: Walther, Andreas (Hg.), *Junge Erwachsene in Europa*, Opladen: Leske+Budrich.
- Pais, Jose Machado (coord.) 1999: *Tracos e Riscos de Vida. Uma abordagem qualitativa a modod de vida juvenis*, Instituto de Ciencias Sociais da Universidade de Lisboa, Lissabon.
- Pais, Jose Machado 2000: *Transitions and Youth Cultures: forms and Performances*, in: *International Social Science Journal*, Vol. LH, No 2: *Youth in Transition*, pp. 219-232.
- Pesch, Martin/Weisbeck, Markus 1995: *Techno-Style, Hombrechtikon/Zürich: Edition Olms*.

- Pini, Maria 1997: Women and the early British rave scene, in: McRobbie, Angela (ed.) Back to Reality? Social Experience and Cultural Studies, Manchester: Manchester University Press, pp. 1152-169.
- Pohl, Axel/Schneider, Sabine (Hg.) 2000 Sackgassen - Umleitungen - Überholspuren? Ausgrenzungsrisiken und neue Perspektiven in die Arbeit, Tübingen: Neuling.
- Poschardt, Ulf 1995: DJ Culture. Berlin: Roger und Bernhardt.
- Preiß, Dagmar/Schwarz, Anne/Wilser, Anja 1996: Mädchen - Lust und Last der Pubertät, Frankfurt a.M.
- Projektgruppe „Tanzen“ am Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen 1998: Tanzlust: Empirische Untersuchungen zu Formen alltäglichen Tanzvergnügens, Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V., Tübingen.
- Raffo, Carlo & Reeves, Michelle 2000: Youth Transitions and Social Exclusion: Developments in Social Capital Theory, in: Journal of Youth Studies, Vol. 3, No. 2, pp. 147-166.
- Rauschenbach, Thomas/Ortmann, Friedrich/Karsten, Maria-E. (Hg.) 1993: Der sozialpädagogische Blick. Lebensweltorientierte Methoden in der Sozialen Arbeit, Weinheim/München.
- Reimann, Ulrike 1993: Lieber normal als lebendig? Das Freizeitverhalten von weiblichen Jugendlichen am Beispiel der 13-14-jährigen Mädchen in Kirchheim/Teck - Eine quantitative Mädchenstudie. Unv. Dipl.-Arbeit, Institut für Erziehungswissenschaften, Universität Tübingen.
- Reimer, Bo 1995: Youth and modern lifestyles, in: Fornäs/Reimer (eds.): Youth, Culture and Modernity, Sage, pp. 120-144.
- Reinharz, S. 1992: Feminist methods in social research, New York, Oxford University Press.
- Reiter, Herwig 2002: Past, Present, Future - Biographical Time Structuring of Disadvantaged Young People, unv. Manuskript, demnächst in YOUNG.
- Reuschling, Tanja 1998: Das Techno-Phänomen - Eine qualitativ-heuristische Studie. Unv. Diplomarbeit, Universität Hamburg, Institut für Soziologie.
- Richard, Birgit 1995: Love, peace, unity. Techno - Jugendkultur oder marketing Konzept? In: Deutsche Jugend, Jg. 43, H. 7/8, S. 316-324.
- Richard, Birgit 1996: Work your Body. Zur Ästhetik kommunikativer Bewegungsformen, in: dies./Klanten, R. (Hg.): Icons, Berlin.
- Richard, Birgit/Krüger, Heinz-Hermann 1995: Vom „Zitterkäfer“ (Rock'n Roll) zum „Hamster im Laufrädchen“ (Techno). In: Ferchhoff, Wilfried/Sander, Uwe/Vollbrecht, Ralf (Hrsg.): Jugendkulturen - Faszination und Ambivalenz. Weinheim/München: Juventa, S. 93-109.
- Richard, Birgit/Krüger, Heinz-Hermann 1997: Welcome to the Warehouse. Zur Ästhetik realer und medialer Räume der Repräsentation von jugendkulturellen Stilen der Gegenwart. In: Ecarius, Jutta/Löw, Martina (Hrsg.): Raumbildung - Bildungsräume. Über die Verräumlichung sozialer Prozesse. Opladen: Leske+Budrich, 1997, S. 147-166.
- Rief, Sylvia 2001: Neo-tribal sociality and club cultures, paper presented on the Conference „Global Youth?“, 3.-5. 9. 2001 in Plymouth.
- Robinson, Catherine 2000: Creating Space, Creating Self: Street-frequenting Youth in the City and Suburbs, in: Journal of Youth Studies, Vol. 3, No. 4, pp. 429-443.

- Rodenstein, Marianne 1990: Feministische Stadt- und Regionalforschung - Ein Überblick über Stand, aktuelle Probleme und Entwicklungsmöglichkeiten. In: Dörhöfer, Kerstin (Hg.): a.a.O.
- Rommelspacher, Birgit 1994: Frauen in der Dominanzkultur, in: Uremont, Olga/Oetter, Gundula (Hg.) Frauen zwischen Grenzen: Rassismus und Nationalismus in der feministischen Diskussion, Frankfurt/New York: Campus.
- Roquero, Esperanza 1997: Efectos de la movilidad laboral en el rito de pasaje hacia el estado adulto: el caso español, en: Jovens em mudança. Actas do Congresso Internacional „Growing up between centre and periphery“, Lisboa, 2-4 de Maio de 1996. Lisboa: Edicoes do Instituto de Ciencias Sociais da Universidade de Lisboa, 1997.
- Roth, Roland, Rucht, Dieter (Hg.) 2000: Jugendkulturen, Politik und Protest. Vom Widerstand zum Kommerz? Opladen: Leske+Budrich.
- Rudd, P., 1997: From Socialisation to Postmodernity: review of theoretical perspectives on school-to-work-transitions, in: Journal of Education and Work, Vol. II No. 3, pp. 257-279.
- Sanchez, M. Carmo Cabedo/Martins, Humberto 1999: Tracos nocturnos -- percurso juvenis na noite do Bairro Alto, in: Pais, Jose Machado (coord.) 1999: Trafos e Riscos de Vida. Uma abordagem qualitativa a modo de vida juvenis, Instituto de Ciencias Sociais da Universidade de Lisboa, Lissabon.
- Scheich, Elvira (Hg.) 1996: Vermittelte Weiblichkeit. Feministische Wissenschaft und Gesellschaftstheorie. Edition Hamburger Institut für Sozialforschung, Hamburg.
- Scheich, Elvira 1996: Denken im Kaleidoskop - Zu den Voraussetzungen feministischer Kritik an der Entwicklung moderner Wissenschaft, in: dies. (Hg.) 1996a.
- Scheich, Elvira 1996c: Verstehen und Differenz - Ein Kommentar zum Verhältnis von Subjektivität, Erfahrung und Erkenntnis in der feministischen Theorie, in: dies. (Hg.) 1996.
- Schittenhelm, Karin 1998: Zwischen Unterstützung und Reglementierung. Mädchen und junge Frauen in Einrichtungen der Jugendberufshilfe, in: Neue Praxis, 2 Jg. (1998) Heft 3, S. 297-311.
- Schittenhelm, Karin 1999: Ungleiche Wege in den Beruf. Geschlechterdifferenz und soziale Ungleichheit in der Aneignung und Verwertung von Bildung, in: Tirmann, H./Wessela, E. (Hg.) Jugendforschung in Deutschland. Eine Zwischenbilanz, Opladen, S. 133-149.
- Schittenhelm, Karin, 2000: Dissens, Distinktion und Gegenwürfe in soziokulturellen Milieus junger Frauen, in: Roth, Roland/Rucht, Dieter (Hg.), Jugendkulturen, Politik und Protest, Opladen: Leske+Budrich.
- Schmid, Günther 1996: Reform der Arbeitsmarktpolitik. Vom fürsorgenden Wohlfahrtsstaat zum kooperativen Sozialstaat, in: WSI-Mitteilungen 10/1996.
- Schmidt, Christiane 2000: Analyse von Leitfadeninterviews, in: Flick, Uwe et al. (Hg.), Qualitative Sozialforschung. Ein Handbuch, Reinbek bei Hamburg.
- Schneider, Antje/Töpfer, Liv 1996: Jugendkultur Techno - Jeder tanzt für sich allein. Unv. Diplomarbeit an der TU Dresden, Institut für Sozialpädagogik und Sozialarbeit.
- Schnierer, Thomas 1995: Die (Ir-)Rationalität der Mode und ihre theoretische Bewertung, in: Soziale Welt, Jg. 46 (1995), S. 223-239.

- Schön, Elke 1999: „...da nehm' ich meine Rollschuh' und fahr' hin...“ - Mädchen als Expertinnen ihrer sozialräumlichen Lebenswelt, Bielefeld: Kleine.
- Schröder, Achim/Leonhardt, Ulrike 1998: Jugendkulturen und Adoleszenz: versteckte Zugänge zu Jugendlichen in ihren Szenen. Neuwied/Kriftel: Luchterhand, 1998.
- Schulze, Gerhard 1992: Die Erlebnisgesellschaft, Frankfurt a. M./New York: Campus.
- Schwarz, Anne 1998: Mädchen auf ihrem Weg zu einer selbstbestimmten Sexualität, Frankfurt a.M.: Peter Lang.
- Shell Jugendstudie 2000: Jugend 2000, 13. Jugendstudie, Opladen: Leske+Budrich.
- Shell Jugendstudie 2002: Jugend 2002, 14. Jugendstudie, Frankfurt a.M.: Fischer.
- Shilling, Chris 1999: Towards an embodied understanding of the structure/agency relationship, in: *The British Journal of Sociology*, Vol. 50, Nr. 4 (1999), pp.543-562.
- Sibley, D. 1995: *Geographies of Exclusion*, London: Routledge.
- Silbereisen, Rainer K/Vaskovics, Lazio A./Zinnecker, Jürgen (Hg.) 1996: *Jungsein in Deutschland. Jugendliche und junge Erwachsene 1991 und 1996*, Opladen: Leske+Budrich.
- Simmel, Georg 1905: *Philosophie der Mode*, in: Behr, Michael (Hg.) *Georg Simmel*, 1995.
- Skelton, Tracey/Valentine, Gill (eds.) 1998: *Cool places. Geographies of youth cultures*, London / New York: Routledge.
- Smith, Dorothy E. 1992: *Sociology from women's experience: A reaffirmation*, in: *Sociological Theory*, 10, pp. 88-98.
- Smith, Richard J./Maughan, Tim 1998: *Youth Culture and the Making of the Post-Fordist Economy: Dance Music in Contemporary Britain*, in: *Journal of Youth Studies*, Vol.1, No.2, 1998.
- Soeffner, Hans-Georg 1989: *Emblematische und symbolische Formen der Orientierung*. In: *ders.: Auslegung des Alltags - der Alltag der Auslegung: zur wissenschaftlichen Konzeption einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik*. Frankfurt a.M., S. 158-184.
- Soeffner, Hans-Georg 1991: „Trajectory“ - das geplante Fragment. In: *BIOS*, Jg. 4 (1991), Heft 1, S. 1-12.
- Soeffner, Hans-Georg 1992: *Die Auslegung des Alltags, 2. Die Ordnung der Rituale*, Frankfurt a.M.
- Soeffner, Hans-Georg 1995: *Rituale des Antiritualismus - Materialien für Außeralltägliches*, in: Gumbrecht, Hans-Ulrich/Pfeiffer, K. Ludwig (Hg.): *Materialität der Kommunikation*, Frankfurt a.M., S. 519-546.
- Soeffner, Hans-Georg 2000: *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik*, in: Flick, Uwe et al. (Hg.), *Qualitative Sozialforschung. Ein Handbuch*, Reinbek bei Hamburg.
- SpoKK 1996: *Music for those who know: Techno/White Kids can jump: Streetball*. In: *Transit* Nr. 11/1996, S. 145-152.
- SpoKK (Hg.) 1997: *Kursbuch Jugendkultur: Stile, Szenen und Identitäten vor der Jahrtausendwende*. Mannheim: Bollmann, 1997.
- SpoKK 1998: *Aktie X - Diskurskorrekturen an der Generationenbörse*. In: *Büchergilde Gutenberg* (Hg.): *Jugend, Politik, (Sub-)Kultur: Eine große Weigerung?* Frankfurt a.M./Wien, S. 51-71.
- Statistisches Bundesamt 2001: *Bevölkerungsstatistik*.

- Stauber, Barbara 1996: *Lebensgestaltung alleinerziehender Frauen. Balancen zwischen Anpassung und Eigenständigkeit in ländlichen Regionen*. Weinheim und München.
- Stauber, Barbara 1998: *Subjektbezogene Forschung - Methodische Zugänge zu Handlungsstrategien und Gestaltungsansprüchen junger Frauen*, in: *Tübinger Institut für frauenpolitische Sozialforschung* (Hg.) 1998.
- Stauber, Barbara 1999: *Starke Mädchen - Kein Problem?* In: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*, Vol. 22, No. 51.
- Stauber, Barbara 2001: *Übergänge schaffen - Jugendkulturelle Zusammenhänge und ihre Bedeutung für das Erwachsen[^]werden am Beispiel Techno*, in: Gebhardt, Winfried/Hitzler, Ronald, Pfadenhauer, Michaela (Hg.): *Events. Zur Soziologie des Außergewöhnlichen*. Opladen.
- Stauber, Barbara 2001: *Junge Frauen und Männer in Jugendkulturen - gewandelte Bedeutungen in der späten Moderne und Konsequenzen für die Jugendforschung*, in: *Deutsche Jugend*, Jg. 49, Heft 2, S. 62-70.
- Stauber, Barbara 2001: *Wenn Mädchen stark sein müssen und stark sein wollen - Herausforderungen für die Mädchenarbeit als Generationenarbeit*, in: *Betrifft Mädchen*, ISA Münster, Heft 1/2001.
- Stauber, Barbara/Walther, Andreas 1995: *Nur Flausen im Kopf? Berufs- und Lebensentscheidungen von Mädchen und Jungen als Frage regionaler Optionen*, Bielefeld: Karin Bollert-Verlag.
- Stauber, Barbara/Winter/Reinhard 2001: *Gender and Generation*. Unveröffentlichtes Manuskript, Tübingen.
- Stauber, Barbara/Walther, Andreas 2002: *Junge Erwachsene*, in: Schröer, Wolfgang/Struck, Norbert/Wolff, Mechthild (Hg.) *Handbuch Kinder- und Jugendhilfe*, Weinheim und München: Juventa, S. 113-143.
- Stroobants, Verle 1999: *Women's Ways of Learning for Work: Learning and Work in Female Biographies*, in: Walther, Andreas/Stauber, Barbara (Hg.) *Lifelong Learning in Europe. Differences and Divisions*, Vol. II, Tübingen: Neuling.
- Taylor, Charles 1981: *Social theory as practice*, Delhi: Oxford Univ. Press.
- Terhart, E. 1981: *Intuition - Interpretation - Argumentation. Zur Geltungsbegründung von Interpretationen*, in: *Zeitschrift für Pädagogik* 27 (1981), S. 769-793.
- Testcard - Beiträge zur Popgeschichte, Nr. 8 (2000): *Gender - Geschlechterverhältnisse im Pop*, Mainz: Ventil-Verlag.
- The Creative Industries Task Force Mapping Report 1998, London: Department for Culture, Media and Sport.
- Thiersch, Hans 1986: *Die Erfahrung der Wirklichkeit. Perspektiven einer alltagsorientierten Sozialpädagogik*, Weinheim und München: Juventa.
- Thiersch, Hans 1992: *Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. Aufgaben der Praxis im sozialen Wandel*, Weinheim und München: Juventa.
- Thompson, John B. 1989: *Ideology and Modern Culture*, Cambridge: Polity Press.
- Thornton, Sarah 1995: *Club Cultures: Music, Media and Subcultural Capital*, Cambridge: Polity/Wesleyan Press.
- Thornton, Sarah 1997: *The Logic of Subcultural Capital*, in: Gelder, Ken/Thornton, Sarah (eds.) 1997: *The Subcultures Reader*, London and New York: Routledge, pp. 200-209.

- Thürmer-Rohr, Christina 1984: Der Chor der Opfer ist verstummt. Eine Kritik an Ansprüchen der Frauenforschung, in: Beiträge zur feminsitischen Theorie und Praxis, Jg. 7(1984), Heft 11.
- Thürmer-Rohr, Christina 1989: Mittäterschaft und Entdeckungslust - Zur Dynamik feministischer Erkenntnis. In: Studienschwerpunkt Frauenforschung am Institut für Sozialpädagogik der TU Berlin (Hg:) Mittäterschaft und Entdeckungslust, Berlin.
- Thürmer-Rohr, Christina 2000: Dialogisches Denken, unveröffentlichtes Redemanuskript.
- Thürmer-Rohr, Christina 2002: Die Stummheit der Gewalt und die Zerstörung des Dialogs, www.volksuni-berlin.de
- Tietjen, Sandra 1996: Girlies - Eine lachende Revolte, in: Konkursbuch 32: MädchenMuster - MusterMädchen, Tübingen.
- Timmermann/Wessela 1999:Jugendforschung in Deutschland - eine Zwischenbilanz, Opladen: Leske+Budrich.
- Tomlinson, Lori 1998: „This Ain't No Disco... or Is It?“ Youth Culture and the Rave Phenomenon. In: Epstein, Jonathon S. (Hrsg.): Youth Culture. Identity in a post-modern world. Oxford/Maiden: Blackwell Publishers, 1998, S. 195-211.
- Tübinger Institut für frauenpolitische Sozialforschung (Hg.): Den Wechsel im Blick - Methodologische Ansichten feministischer Sozialforschung, Pfaffenweiler 1998.
- Turner, Victor 1989a: Das Ritual. Struktur und Antistruktur, Frankfurt/New York: Campus.
- Turner, Victor 1989b: Vom Ritual zum Theater. Der Ernst des Spiels. Frankfurt/New York: Campus.
- Valentine, Gill/Skelton, Tracey/Chambers, Deborah 1998: Cool Places: An Introduction to Youth and Youth Cultures, in: Skelton, Tracey/Valentine, Gill (eds.) 1998: Cool places. Geographies of youth cultures, London / New York: Routledge, pp. 1-32.
- Vogelgesang, Waldemar 1997: Jugendliches Medienhandeln: Szenen, Stile, Kompetenzen, in: ApuZ B19-20/1997.
- Vollbrecht, Ralf 1997: Jugendkulturelle Selbstinszenierungen, in: Medien und Erziehung, 41 (1997), S. 13f.
- Voss, Gerd Günter 2000. Unternehmer der eigenen Arbeitskraft - einige Folgerungen für die Bildungssoziologie. Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation, 20 (2), 149-166.
- Wahjudi, Claudia: Metroloops. Berliner Kulturentwürfe. Berlin: Ullstein, 1999.
- Wahl, Klaus/Honig, Michael-Sebastian/Gravenhorst, Lerke 1982: Wissenschaftlichkeit und Interessen. Zur Herstellung subjektorientierter Sozialforschung, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Walby, Sylvia 1990: Theorizing Patriarchy, Blackwell.
- Walby, Sylvia 1992: Post-post-modernism? Theorizing social complexity, in: Barrett, M./Phillips, A. (eds.), Destabilizing Theory, Cambridge: Polity, pp. 31-52.
- Walby, Sylvia 1997: Gender Transformations. London und New York: Routledge.
- Wald, Gayle 1998: Just a Girl? Rock Music, Feminism, and the Cultural Construction of Female Youth, in: Signs - Journal of Women in Culture and Society, Vol. 23, No 3, Spring 1998, pp. 585-610.
- Wallace, Claire/Cross, Malcolm (eds.) 1990: Youth in Transition: The Sociology of Youth and Youth Policy, London/New York/Philadelphia: The Falmer Press.

- Wallace, Claire 1997: Wie alt ist „jung“ und wie jung ist „alt“? Die Restrukturierung des Alters und Lebenslaufs in Europa, in: Diskurs, Jg. 7, Heft 2, S. 46-53.
- Walther, Andreas 2000: Spielräume im Übergang in die Arbeit. Junge Erwachsene im Wandel der Arbeitsgesellschaft in Deutschland, Italien und Großbritannien, Weinheim und München.
- Walther, Andreas/Stauber, FJarbara/Bolay, Eberhard et al.1999: New Trajectories of Young Adults in Europe. A Research Outline, in: CYRCE - Circle for Youth Research Cooperation in Europe (Ed.), European Yearbook on Youth Policy and Research, Volume 2: Intercultural Reconstruction, Berlin/New York: De Gruyter, S. 61-87.
- Walther, Andreas/Stauber, Barbara et al. (Hg.) 2002: Misleading Trajectories - Integration Policies for Young Adults in Europe and their Unintended Risks of Social Exclusion, Opladen: Leske+Budrich.
- Walther, Andreas/Stauber, Barbara 2002: Handlungsspielräume junger Frauen und Männer beim Übergang in die Arbeitswelt, in: Neue Paxis, Jg. 32, Heft 3, S. 268-285.
- Warhurst, C, Nickson, D., Witz, A. & Cullen, A.-M. 2000: Aesthetic labour in Interactive Service work: some case study evidence from the New Glasgow Services Industries Journal, 20 (3).
- Wenger, Etienne, 1998: Communities of Practice. Learning, Meaning and Identity. Cambridge University Press.
- West, Candance 1990: The new cultural politics of difference, in: Ferguson, R./Geverr, M./Minh-ha, T.T./ West, C. (Eds.): Out there: Marginalization and contemporary cultures, Cambridge: MIT Press.
- West, Candance/Zimmerman, Don 1987: Doing Gender, in: Gender and Society I, Nr. 2, S. 125-151.
- Weymann, Ansgar 1995: Modernisierung, Generationenverhältnisse und die Ökonomie der Lebenszeit, in: Soziale Welt, Jg. 46, Heft 4, s. 369-384.
- Whiteley, Sheila: Women and Populär Music: Sexuality, Identity and Subjectivity, London and New York: Routledge.
- Willeke, Stefan 2000: Hoppla, jetzt kommt's Ich. Wie Lust und Zwang zur Selbstinszenierung die Gesellschaft verändern, ZEIT-Dossier, DIE ZEIT Nr. 32 vom 3. 8. 2000.
- Willems, Herbert/Jurga, Martin (Hg.) 1998: Inszenierungsgesellschaft. Ein einführendes Handbuch, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Willems, Herbert 2000: Events: Kultur - Identität - Marketing, in: Gebhardt, Winfried/Hitzler, Ronald/Pfadenhauer, Michaela (Hg.): Events. Soziologie des Ausergewöhnlichen, Opladen: Leske+Budrich.
- Willis, Paul 1974: Symbolism and Practice. A Theory for the Social Meaning of Pop Music. (Internet-Version)
- Willis, Paul 1991: Jugend-Stile. Zur Ästhetik der gemeinsamen Kultur, Hamburg.
- Winter, Reinhard, Neubauer, Gunter 1998: Kompetent, authentisch und normal? Aufklärungsrelevante Gesundheitsprobleme, Sexuaufklärung und Beratung von Jungen, Band 14 der Reihe Forschung und Praxis der Sexuaufklärung und Familienplanung, Hg: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, Köln.
- Wittel, Barbara 2001: Ungestillte Suche nach Schwangerschaft und Mutterschaft? Ein vergessenes Thema in der Sexualpädagogik, in: BzGA Forum 1/2001, S. 21-23.

- Witzel, Andreas 1982: Verfahren der qualitativen Sozialforschung. Überblick und Alternativen. Frankfurt a.M./New York.
- Witzel, Andreas/Helling, Vera/Mönnich, Ingo 1996: Die Statuspassage in den Beruf als Prozeß der Reproduktion sozialer Ungleichheit, in: Bolder, A./Heinz, W.R./Rodax, K. (Hg.): Die Wiederentdeckung der Ungleichheit (Jahrbuch Bildung und Arbeit, Nr.1) Opladen, S. 170-187.
- Witzel, Andreas/Kühn, Thomas 2000: Orientierungs- und Handlungsmuster beim Übergang in das Erwerbsleben, in: Heinz, Walter R. (Hg.) Übergänge. Individualisierung, Flexibilisierung und Institutionalisierung des Lebenslaufs, 3. Beiheft der Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation, Weinheim: Juventa.
- Wohlrab-Sahr, Monika 1993: Biographische Unsicherheit. Formen weiblicher Identität in der „reflexiven Moderne“, Opladen.
- Wolf, M. 1992: A thrice-told tale: Feminism, postmodernism, and ethnographic responsibility, Stanford CA: Stanford University Press.
- Wulf, Christoph/Althans, Birgit et al. 2001: Das Soziale als Ritual.: Zur performativen Bildung von Gemeinschaften, Opladen: Leske+Budrich.
- Wulf, Christoph 2001: Rituelles Handeln als mimetisches Wissen, in ders. et al. 2001: Das Soziale als Ritual, Opladen: Leske+Budrich, S. 325-338
- Wulf, Christoph et al. 2001: Das Soziale als Ritual. Zur performativen Bildung von Gemeinschaften, Opladen: Leske+Budrich.
- Zeppenfeld, Barbara 1999: „When you are without a song, people will step on you“. Mädchen und Frauen in der populären Musik am Beispiel der Mädchenmusikwerkstatt der Kulturwerkstatt e.V. Reutlingen, Diplomarbeit, Tübingen.
- Ziehe, Thomas 1991: Vom vorläufigen Ende der Erregung. Die Normalität kultureller Modernisierung hat die Jugend-Subkulturen entmächtigt, in: Helsper, Werner (Hg.), Jugend zwischen Moderne und Postmoderne, Opladen.
- Zielke, Brigitte 1993: Deviante Jugendliche. Individualisierung, Geschlecht und soziale Kontrolle, Opladen.
- Zötsch, Claudia 1999: Powergirls und Drachenmädchen: weibliche Symbolwelten in Mythologie und Jugendkultur, Münster: Unrast, 1999.
- Zuchiatti, Tim 1999: Techno-Szene zwischen Kommerz und jugendlicher Selbstinszenierung, Unv. Studienarbeit, Universität Münster.

Die Untersuchung bearbeitet die kulturellen und sozialen Ausdrucksformen junger Frauen und Männer im Übergang zum Erwachsenwerden. Wie sieht der Zusammenhang aus zwischen den Formen der Selbstinszenierung und der Bewältigung von Aufgaben, die sich ihnen durch verlängerte und riskanter gewordene Übergänge stellen?

Die Autorin:

PD Dr. Barbara Stauber, IRIS - Institut für regionale Innovation und Sozialforschung, Tübingen und TIFS - Tübinger Institut für frauenpolitische Sozialforschung